

LISA HEISE

SCHERZO IN MOLL



Lebenserinnerungen einer
Rilke-Korrespondentin

York-Egbert König und Kristin Schwamm (Hrsg.)

Ancient Mail Verlag

Lisa Heise

Scherzo in Moll

*Lebenserinnerungen einer
Rilke-Korrespondentin*

Aus dem Nachlass herausgegeben von
York-Egbert König und Kristin Schwamm

Lisa Heise

Scherzo in Moll

*Lebenserinnerungen einer
Rilke-Korrespondentin*

Aus dem Nachlass herausgegeben von
York-Egbert König und Kristin Schwamm

Lisa Heise''

1. Auflage Mai 2015

Ancient Mail Verlag Werner Betz
Europaring 57, D-64521 Groß-Gerau
Tel.: 0 61 52/5 43 75, Fax: 0 61 52/94 91 82
www.ancientmail.de
Email: ancientmail@t-online.de

*Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.*

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Umschlaggestaltung: Sandra Schmidt
Druck: Digital Print Group O. Schimek GmbH

ISBN 978-3-95652-107-2

Inhalt

Scherzo in Moll	7
Tiefurter Jahre	159
Laterna magica	183
Anmerkungen	293
Zur Biographie Lisa Heises.....	307

Scherzo in Moll

1. September 1937 Ich wollte, ich wäre ein Bahnwärter auf einer weiten einsamen Strecke. Ich würde meinen Dienst tun in einem dieser winzigen Häuschen mit einem Petersiliengärtchen davor und Stockrosen am Zaun. Ich brauchte nichts anderes zu tun, als ein paar Mal am Tage stramm zu stehen und mit einer Fahne oder einem Stock zu salutieren und bei Gefahr mit einer Laterne zu winken. Ich würde den Zügen nachschauen, wenn sie vorbeirasen, daß alles bebt und die Stockrosen wackelten und die Fensterscheiben klirrten. Und dann würde ich wieder in mein Häuschen gehen, würde Tills Hosen flicken oder auf der Böschung in der Sonne liegen, mit einer Katze auf dem Schoß. Im Frühling würde ich den kleinen Garten umgraben und mein Häuschen bunt anmalen. Im Herbst einen Baum pflanzen und im Winter auf dem Kanonenöfchen Bratäpfel schmoren. Und jeden Sonntag würde mich Till besuchen.

Das alles dachte ich zwischen Mauern von Karteikästen und Aktenregalen, während Schwester Ruth langsam, sanft und monoton auf mich einredete: „Sie haben jeden Morgen die Ambulanz abzufertigen, fünfzig bis achtzig Kranke, manchmal auch hundert. Hier sind die Listen für die Diagnosen. Jeden Nachmittag müssen die neuen Fälle eingetragen werden. Auf die Karteikarte muß dann unten rechts in die Ecke ein Kreuzchen gemacht werden...“

(Vielleicht wäre auch eine kleine Schranke auf- und abzuleiern... Die Radfahrer würde ich immer noch durchschlüpfen lassen...)

„Ausnahmen machen die Vestibularbefunde, die gesondert geführt werden müssen, die krankhaften in dieses Buch, die normalen in diese Liste. Hirntumore kommen in das Vestibularbuch und außerdem noch in eine besondere Kartei, und die Krankengeschichten der Hirntumore werden in einer besonderen Mappe gesammelt – zu wissenschaftlichen Zwecken.“

(Kinder würden mir aus dem Zug zuwinken...)

„Hier ist die Tonsillen-Kartothek. In diesem Buch werden die „offenen Tuben“ gesammelt – zu wissenschaftlichen Zwecken – und diese Kartei ist für die malignen Neoplasmen – ebenfalls für die Wissenschaft.“

(Den Söhnen der Ferienreisenden, die mit den Töchtern anderer Ferienreisenden auf dem Gang stehen, wäre ich mit meiner roten Fahne der endlich gefundene Anknüpfungspunkt...)

„Dies ist die Liste der täglichen Frequenz, monatlich abzurechnen und dem Oberarzt vorzulegen. Alle Krankenblätter der entlassenen Patienten müssen jeden Sonnabend durchgesehen werden. Lose Blätter müssen Sie einkleben und nachsehen, ob Daten, Befunde, Arztbriefe usw. vermerkt sind, und dann dem Oberarzt vorlegen. Die Krankenblätter der Exitusse müssen ebenfalls gesondert gesammelt werden – zu wissenschaftlichen Zwecken. Dann müssen Sie die Zugänge von hier aus immer dirigieren, niemanden aufnehmen lassen, wenn alle Betten belegt sind. Die Zahl der freien und belegten [Betten] lassen Sie sich jeden Abend von den Stationen geben und tragen sie in dieses Buch hier ein. Morgens und mittags müssen Sie draußen im Postfach nachsehen, ob etwas eingegangen ist. Das muß erledigt und den betreffenden Ärzten zur Unterschrift vorgelegt werden. Auch im Fach des Oberarztes jeden Tag zweimal nachsehen, Unterschriebenes und Erledigtes herausnehmen und weiterbefördern. Hier ist die Patienten-Kartothek. Es sind einige tausend Karten, die gut in Ordnung zu halten sind. Die der Männer haben schwarze, die der Frauen haben rote Linien...”

(...Vielleicht würde einmal im Vorbeisausen ein Gesicht auftauchen, das ich vor Zeiten geliebt habe...)

„Die letzten Jahrgänge stehen hier, die vorhergehenden, d.h. die bis 1926 stehen draußen und die bis 1885 oben in der Bibliothek, teils auch auf dem Boden. Nachmittags müssen Sie alle die wieder einräumen, die Sie morgens herausgesucht haben. Die Operationsberichte und wissenschaftlichen Arbeiten diktiert Ihnen der Oberarzt, wenn er gerade Zeit hat. Er kommt gewöhnlich im ärgsten Rummel, wenn der Schalter draußen voller Menschen steht. Die übrigen Ärzte diktieren Ihnen Gutachten. Es gibt sehr viele Gutachten zu schreiben, jeden Tag. Montags ist Materialausgabe für die Stationen: Schreibmaterial, Tinte, Federn, Leim usw. Hier ist ein Büchlein, worin das alles notiert wird...”

(...und vielleicht würde auch einmal die Notbremse gezogen...)

„Die Schreibmaschine müssen Sie immer abschließen, den Schlüssel an sich nehmen. Auch die Maschine im Behandlungszimmer mit Papier versorgen. Und natürlich müssen Sie das Telefon bedienen...”

(Notbremse! Notbremse!)

Sie müssen – Sie müssen – Sie müssen – Geziert nälte die Stimme dieses hübschen, aber unsympathischen Fratzes weiter, eine Viertelstunde und länger, ununterbrochen. Begreifen tat ich nichts. Ich hörte nur in jedem Satz das fatale „müssen“, und eigentlich sprach sie nur: „Sieh mal, was ich

alles weiß und kann!“ Entweder begreife ich das alles in der Praxis, nach und nach, oder überhaupt nicht. Zuhause habe ich dann geheult.

4. *September* Da Schwester Ruth ihren Urlaub angetreten hat, ist mir Schwester Frieda für die erste Zeit als Hilfe zugeteilt worden, ein älteres Mädchen, nett und freundlich, aber von einer gouvornantenhaften Pedanterie. Sie drängt mich in ihrer Art in die Rolle eines kleinen Schulmädchens, die mir leider nur allzu gut liegt.

Die ersten Tage waren Zerreißproben. Ich fertigte jeden Morgen fünfzig bis achtzig Kranke ab, frage und schreibe ihre Personalien, brülle in taube Ohren und in Hörrohre, Kehlkopflose lallen, krächzen heiser, piepen durch Kanülen, Kinder schreien „Mutter“ und Erwachsene „Kuckuck“. Mein Kabüschen ist nur ein Anhängsel zum Behandlungsraum. Den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter geklemmt, gebe ich gleichzeitig mit der Rechten meine Unterschrift auf ein Papier und mit der Linken stemple ich Ausweise, Nachweise, Vorweise, Hinweise. Taylor, der Furchtbare, könnte von mir noch etwas lernen! Mehr als sechzig Anrufe in der Stunde gehören wohl zu den Seltenheiten und mehr als vier Menschen reden nie zugleich auf mich ein. Dazwischen diktiert der Oberarzt mit 350 km Stundengeschwindigkeit Operationsberichte, Arztbriefe, Krankengeschichtsauszüge. Den ersten Satz spricht er schon vor der Tür, den letzten schon wieder auf dem Flur. Nie gehörte Fachausdrücke. Sagt, ich solle ihn nicht unterbrechen, er verlöre sonst den Faden. Und mein Faden? Ich halte es für leichter zu diktieren, als diese fremden, ungewöhnlichen Ausdrücke stenographisch niederzuschreiben, von denen ich nicht einmal die Orthographie weiß. Er hat zehn Jahre Zeit gehabt, das zu lernen, was er bei mir so als gegeben voraussetzt. Sinn soll es nachher auch haben. Interpunktion liefert er nicht. Mir bricht jedes Mal der Schweiß aus.

Dabei schwirren mir immer noch Fragen durch den Kopf, die keineswegs zu meinem „Ressort“ gehören: Was hat eigentlich der Gruß „Heil Hitler“ mit medizinischen Befundberichten, wie sie von Klinik zu Klinik gehen, zu tun? In welchem unerforschten Zusammenhang stehenluetische Papeln, Hirntumore und Ovarien-Entzündungen mit Heil Hitler? Ist es nicht eher eine Profanierung des geheiligten Namens, wenn Briefe mit dem Satz schließen: „...und vergessen Sie nicht, ein Fläschchen Morgenurin mitzubringen, Heil Hitler!“ Finde es logischer, unter den dermatologischen Bericht „Heil Haut“ zu setzen oder unter einen gynäkologischen „Heil Adebär!“ Schließlich gehört ja Heilen zu den wesensgemäßen Aufgaben einer

Klinik. Lediglich bei Berichten der Psychiatrischen Klinik könnte man dem „Heil Hitler“ einen vollen Sinn unterstellen. Wenn ich – in der Manier des braven Soldaten Schweijk – einmal einen Arzt darauf aufmerksam mache, weil sich mein Gefieder jedes Mal aufs Neue sträubt, so sieht man mich immer an, als sei ich vom Mond gefallen. Man versteht anscheinend gar nicht, was mir da so gegen den Strich geht. Trotzdem aber scheine ich mit meiner Ansicht nicht ganz allein in der Welt zu stehen, mindestens in Holland gibt es Menschen, die ähnlich wie ich denken. Eine Erfurter Samengroßhandlung, die ihre nach Holland gehende Bestellung auf Tulpenzwiebeln mit „Heil Hitler“ unterzeichnete, las nämlich zu ihrem Erstaunen als Postskriptum auf der holländischen Rechnung: „Unsere Königin läßt auch schön grüßen!“

5. September Zu Hause! Dieses Wort hat elf Jahre lang immer noch einen Gemütswert repräsentiert, für den man auch ganz gern Opfer an Zeit, Kraft und Geld brachte. Zu Hause – das war das Alleinsein im Frieden der vier Wände, der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Aber jetzt wirbelt er mit herum im Getriebe der gehetzten Tage. Zu Hause heißt jetzt: Hungrig vor leeren Kochtöpfen stehen und müde vor einem ungemachten Bett. Das heißt, einen verstopften Ausguß, schief hängende Bilder, kalte Zimmer und überall Staub und Unordnung zu haben und so zu tun, als wäre es einem gleichgültig, und es sei tausendmal wichtiger, fremde Briefe zu schreiben oder Listen zu führen. So wird dieses Zuhause zu einer sinnlosen Bürde und es wäre einfacher, man bliebe auch nachts im Büro, wo man jeden Abend wieder genau so einen Berg Arbeit vor sich sieht wie am Morgen und ließe sich früh von der Reinemachefrau nur eben ein bißchen abstauben, wie die anderen Requisiten, um wieder frisch zu sein.

Von Till kam eine seiner lakonischen Karten. Der Arm sei aus dem Gips. Seine Vorprüfungsarbeiten habe er mit der Linken geschrieben – es mache keinen großen Unterschied in der Schrift. Was ich unbesehen glaube.

Mußte mir heute etwas Gutes antun, und da gerade Jahrmarkt war, kaufte ich mir für einen Groschen türkischen Honig. Aber er schmeckte nicht mehr so wie vor dreißig Jahren.

6. September Zum Wochenende bei Thekla und Erwin in B. Stieg in W. aus, um Till zu besuchen, sein neues Zimmer (das wieviele?) zu besichti-

gen und ihm einen Regenmantel zu kaufen. Wir liefen im strömenden Regen von Geschäft zu Geschäft, nirgends war die für ihn erforderliche Länge zu erhalten.

Sein Armbruch, den er sich zuzog, als er mit Vollgas über eine Straßenkreuzung preschte, ist wirklich innerhalb vierzehn Tagen geheilt. Der Arzt sprach von einem „medizinischen Wunder“. Da sieht man, was der Wille vermag. Denn länger als zwei Wochen konnte er wohl das motorradlose Dasein nicht aushalten. Er ist bereits wieder gefahren!

Weiterreise nach zwei Stunden. Regen, Regen. In den Abteilen roch es nach kaltem Rauch und nassen Kleidern. In B. über aufgeweichte Feldwege, auf denen das Wasser in tiefen Lachen stand. Hinter dem Häuschen der Freunde wälzte die hoch angeschwollene Gera bedrohlich ihre trüben Fluten. Ich half im Haus, wusch Geschirr, schrieb für Erwin Briefe auf der Maschine. Und war doch hingefahren, um einmal einen Tag ohne Maschinengeklapper zu erleben.

Sonntag war das Wetter besser, und Till kam auch herausgefahren. Ich stapfte mit Erwin durch die aufgeweichten Gartenwege, um die blühenden Neuzüchtungen in der Nähe zu bewundern, und er kam dabei wieder auf sein Lieblingsthema: den verzärtelten Städter. Ich wußte nicht, ob das auf mich gemünzt war. Ich stapfte klaglos durch den grundlosen Lehm, der mir oben in die Schuhe läuft. Versuche, mir Erwin in einem Büro vorzustellen und denke: „Verzärtelter Gärtner“.

Abends, beim Nachhausekommen, entdeckte ich an meinem Treppfenster Ameisen. Erinnerungen an meine Kindheit wurden wach, wo sie sich jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit in der Speisekammer einstellten und die Gelee- und Honiggläser und Zuckerdosen dann immer in Behältern mit Wasser standen. Eines Tages war dann Großflugtag und meine Mutter übergieß sie mit kochendem Wasser und fegte sie mit dem Besen hinaus. Ich fand das schon damals grausam und beschließe in der Erinnerung daran, ihnen etwas Zucker zu streuen. Hier im Treppenhaus gibt es doch offensichtlich überhaupt nichts zu fressen.

8. September Wenn ich sehe, wie Schwester Frieda das Papier anfaßt oder besser: „die Papiere“ – (Papier im Singular, Papier „als solches“, also in Form von Zeitungen, Bonbontüten, Lampenschirmen, Kinderdrachen, Konfetti, das ist Papier einer unteren Entwicklungsstufe, wo es sozusagen noch „nasser Dreck“ ist. Erst der Plural macht es zu jener geheiligten Materie, ohne die der Mensch ein „nasser Dreck“ ist.) - wenn ich also sehe, mit

welch zärtlicher Sorgfalt Schwester Frieda mit ihnen umgeht, mit welcher in-
nigem und liebevollem Interesse sie sie von vorn nach hinten beschaut, lie-
ber fünfmal statt dreimal dreht und wendet, wie sie sie faltet, die Ecken auf
ein hundertstel Millimeter genau visiert und immer wieder mit dem Dau-
men über den Kniff fährt, zweimal, viermal, sechsmal und sie dann mit ei-
ner geradezu kultischen Bewegung „ablegt“, als trüge sie eine Reliquie in
einen Schrein – so sträubt sich jedes Mal alles in mir. Jeder Nerv gerät in
zuckende Schwingungen. Dann muß ich einsehen, was mir trotz langjähri-
ger Praxis ein gütiges Geschick bis heute verhüllte: daß ich niemals eine
„erste Kraft“ werde. Elf Jahre habe ich diese Papiere, all diese Vordrucke,
Nachdrucke, Aufdrucke, Formulare, Atteste, Ausweise im Ramsch in den
Papierkorb gefegt, habe ein weißes Blatt genommen und darauf geschrie-
ben, was ich mitzuteilen für notwendig fand. Es ging. Es ging vorzüglich.
Möglicherweise (dieser Gedanke kommt mir erst jetzt) habe ich dadurch
diverse Akten diverser Ämter durcheinander gebracht. Vielleicht stand
mein damaliger klinischer Betrieb deshalb auf der schwarzen Liste. Viel-
leicht habe ich dazu beigetragen, daß er nun von der Hand des Schicksals
in den Orkus gefegt wurde – die Mühlen der Ministerien mahlen langsam,
aber solide. Wie dem auch sei, mir entwirrt sich erst jetzt warum und wieso
hier gelb, hier grün, hie Welf, hie Waibling. Und ich muß so tun, als ob mir
das längst vertraute Dinge sind, obwohl mir ja jeder meine Hilflosigkeit
ansehen kann.

Wann und wieso konnte das alles so wuchern? Wenn man hier die alten
Krankenhäuser durchblättert, aus der Zeit vor dem Kriege, da liegt, um mit
Tucholsky zu reden, das Organisieren noch in den Windeln. Da ist jeder
Patient nur eingetragen mit Namen, Alter, Wohnort und Diagnose. Und
das sollte eigentlich genügen, sowohl zum Gesundwerden wie zum Ster-
ben.

Die Ameisen entfalten erhöhte Betriebsamkeit, schleppen Eier von einer
Fensterecke in die andere. Wenn ich auf das Fensterbrett klopfe, verschwin-
den sie blitzartig. Im Wohnzimmer krabbeln auch einige herum, vermut-
lich über den Balkon eingestiegen. Ich habe es ganz gern – jeder will leben,
und ich fühle mich dann auch nicht so allein.

10. September Gestern hatte ich Besuch vom Verleger meines kleinen
Gedichtbandes. Er hatte sich für acht Uhr angemeldet, und ich sagte in der
Klinik, ich müsse dringend zum Zahnarzt, und ging um halb sieben fort,

um Staub zu wischen, mich umzukleiden und etwas zu essen und zu trinken herzurichten. Aber ich war kaum zuhause, als es klingelte und unten einem seriösen Wagen ein noch seriöserer Herr entstieg. Es machte sich sicher ganz großartig, daß ich aus dem dritten Stock verzweifelt herunterrief: „Einen Augenblick, bitte!“ In rasender Eile warf ich mir ein anderes Kleid über, das sich natürlich dann als durchaus ungeeignet erwies, viel zu feierlich und zu warm mit den langen engen Ärmeln. Öffnete ihm, während ich noch den obersten Blusenknopf schloß, und wir entschuldigten uns gegenseitig, weil wir zu früh bzw. zu spät fertig geworden seien. Dann tranken wir Tee mit herumschwimmenden Blättchen. Ich erinnerte mich, unten im Küchenherd, in einem Fach, wo andere Hausfrauen ihr Holz trocknen, eine Schachtel Teegebäck vor Tills Zugriff sichergestellt zu haben. Leider war sie aber bereits von ihm entdeckt worden und die besseren Stückchen, die mit Füllungen und Schokoladenüberzug, waren herausgeangelt. Der Rest schmeckte wie abgekratzte Kalkwand.

Während mein Besuch über den neuesten Lawrence (welchen?) und über das Formenprinzip bei Goethe redete, entdeckte ich, daß meine Fenster vom letzten Regen noch ungeputzt waren und daß den Teppich ein Fleck zierte, der mit Geduld und chemischer Industrie sicher zu beseitigen wäre. (Überlegte, ob Verlegersgattinnen auch solche Verlegenheiten kennen?)

Aber dann wurde es ganz gemütlich. Er rauchte – ich hustete. Die Dämmerung und der zunehmende Zigarettenrauch hüllten alles in eine wohlthuend verschwommene Atmosphäre, und er sagte, er wolle auf der Rückreise wiederkommen.

Die kleine Aschenschale lief über und verlangte, entleert zu werden. Aber wohin? Ich bin Nichtraucher. Wohin tut man Zigarettenasche? Ich kannte einen Mann, den hinderte seine Blaublütigkeit nicht, sie auf seinem schwarz-weißen Hosenbein zu verwischen. Aber wie käme ein Herr aus Berlin-W zu solchen Cowboy-Manieren! Ich wollte die Asche vom Balkon aus hinunter in den kleinen Vorgarten kippen und hielt das für eine gute Lösung. Aber das entsetzte Gesicht meines Besuchers, als er die Absicht merkte, hinderte mich daran. Fragte mich, wohin wohl Verlegersgattinnen Asche kippen, kam aber zu keinem Resultat und stellte das Schälchen schließlich auf die Balkonbrüstung, hoffend, der Wind bliese den Inhalt davon. Dann suchte ich ein neues herbei.

Schließlich war es fast dunkel im Zimmer. Als ich aber das Licht anknipste, sah ich, daß der Lampenschirm mit einer Büroklammer zugehalten

war, worauf ich blinzelte und sagte, das Licht sei sehr grell. So einigten wir uns auf Kerzen. Sprach dann von der Klinikarbeit und meinem schlechten Nervenzustand, um mich hinterher über dieses Gehenlassen zu ärgern. Denn schließlich ist ein Verleger weder ein Nervenarzt noch ein Beichtvater. Als Fazit des Abends stellte ich zunehmende äußere und innere Verwilderung fest.

Ich muß jetzt doch manchmal an Termiten denken. Aber es ist ja nicht mein Haus, das angeknabbert wird. Bringe es nicht über mich, die Ameisen hinzumorden.

11. September Neben dem Wort „Urlaub“, das in aller Munde ist, ist das Wort „ausräumen“ eins der gebräuchlichsten in dieser Klinik. Man räumt an Hohlräumen aus, was davon im menschlichen Kopf vorhanden ist, und das ist anscheinend nicht wenig! Mit viel Optimismus und mit größerer Bereitschaft als ich meine Kommodenschubladen. Wenngleich man hier auch noch nicht so weit ist wie in Amerika, wo man Mandeln und Blinddärme schon am laufenden Band operiert, wo die vorbereiteten aufgeschnittenen Bäuche auf einem Transportband in den Saal rollen und der Operateur nichts weiter tut, als mit einem eleganten kleinen Ruck den Appendix herauszurupfen und ihn samt dem Instrument über die Schulter einem Gehilfen zuwirft, der mit Geschick und affenartiger Geschwindigkeit alles auffängt und weiterbefördert. Aber wir sind auf dem besten Wege dazu. In Wien ist neulich auf der Straße ein Mann zusammengebrochen, und als man ihn im Krankenhaus entkleidete, fand man um seinen Hals gehängt einen Zettel: „Nur ein epileptischer Anfall. Bitte nicht operieren. Mein Blinddarm ist in Ordnung, er ist mir schon zweimal herausgeschnitten worden“.

Es ist von Molière bis Bernhard Shaw schon genug des Boshaften über die Ärzte gesagt worden – man kann es sich schenken. Und doch ist diese Suche nach dem Diagnostischen und die Verzweiflung am Behandlerischen immer wieder aufs Neue grotesk und erschütternd. Als gestern ein Patient über Husten, Auswurf und Kratzen im Halse klagte und ich dies zu Papier bringen wollte, unterbrach mich Schwester Frieda: „Husten und Auswurf gehen uns nichts an. Das gehört in die „Innere“. Uns interessiert nur das Kratzen im Halse.“

In diesen Ärzten wirbeln die Gebetsmühlen einer mechanistischen Betrachtungsweise. Sie sehen den Menschen nur so weit, wie sie ihn durch

das Guckloch ihres Reflektors sehen. Ich dachte an Frau E., die alle Fachkliniken konsultierte und jede mit einer neuen wunderschönen Spezialdiagnose verließ: in der Inneren war es Basedow, in der Nervenklinik Neurasthenie, in der Frauenklinik das Klimakterium, und wäre sie hierher gekommen, so hätte man ihr vermutlich die Mandeln herausgerupft und in der Zahnklinik sämtliche Zähne. Sie starb an ihren Diagnosen.

Gebe den Ameisen noch einen Tag Frist.

Besuch einer Nachbarin. Pfarrerswitwe. Parteifunktionärin. Daß ich die Dame noch nicht kannte, machte mich von vornherein vorsichtig. Warum ich nie eine Fahne heraushinge? Ob ich denn keine habe? Peinliche Pause. Während ich auf eine glaubwürdige Ausrede sinne. „Nein, ich habe keine.“ Stottere etwas von „Sohn in der Ausbildung“ – „Ausgaben vermeiden“ – „Fenster ungeeignet“ und dergleichen. „O, wenn’s nur das ist, (offensichtlich erleichtert) Sie bekommen eine von der Frauenschaft. Ich werde dafür sorgen.“ Ich stottere, verblüfft über soviel Nichtkapierenwollen und Unverfrorenheit: „Nein, das möchte ich nicht. Ich lasse mir nicht gern etwas schenken. Für mich hat alles nur Wert, wenn es selbst erarbeitet ist. Ich werde mir schon mal eine anschaffen können – vom nächsten Geld.“ Ärgere mich über diese Feigheit und hoffe, daß bis zum nächsten Geld eine andere Fahne geschwenkt wird, denn ich möchte der meinen treu bleiben, unbekümmert um die Schwankungen ihres Ansehens.

14. September Als ich gestern Abend nach Hause kam, war das Treppenfenster schwarz voll krabbelnder, fliegender Ameisen. Sie werden sich austoben, dachte ich, denn ein Treppenfenster ist doch nicht ihr von Natur vorgesehenes Milieu. Sie werden ihren Irrtum bald einsehen. Ameisen gehören in den Wald. Diese hier am Fenster sind vermutlich Abtrünnige, Separatisten. Vielleicht wollen sie eine Republik gründen oder sie halten ihren Reichsparteitag ab; denn sie haben einen Staat und eine straffe Organisation, zu deren Höhe sich der Mensch erst noch hinaufentwickeln muß. „Nun geht schon in den Wald“, rede ich ihnen gut zu, öffne das Fenster und verschwinde hinter meiner Tür. Nach einer Weile will ich nachsehen, wie weit sie meiner Aufforderung gefolgt sind, öffne nichtsahnend die Tür und steh in einem Gewirr und Gesumm, in einem Riesenschwarm schwarzen Gezappels. Sie fallen mir ins Haar, sitzen auf meinem Gesicht, auf Händen und Füßen und dringen im Augenblick in die Wohnung ein. Was nicht fliegt, krabbelt, taumelt, purzelt – blindwütig wie von Sinnen. Frau H., die

mir die Zeitung bringt, kreischt laut, schlägt wild um sich und stiebt entsetzt davon. Aber sie tun einem ja nichts, sie sind so mit sich und ihrer eigenen Angelegenheit beschäftigt, daß sie vermutlich nichts anderes wahrnehmen als irgend ein anderes Hindernis. Aber ich nehme sie umso mehr wahr, und ich bin kein Märtyrer. Ich muß nun doch mit Wasser gießen, mit Besen und Tüchern schlagen und „austräumen“. Ich hätte den Erfahrungen meiner Mutter mehr Gewicht beilegen sollen! Es dauerte eine Stunde und länger, bis ich die Wohnung und mich von diesem Überfall befreit hatte. Als ich im Bett lag und immer noch hier und da etwas auf meinem Kissen krabbelt oder mir von ungefähr ins Gesicht fällt, gerate ich über so viel Undank in philosophische Reflexionen, die ich, kurz vor dem Einschlafen, für so bedeutend halte, daß ich gedachte, sie schriftlich niederzulegen. Aber der Schlaf löschte sie alle aus.

15. September Ich hänge an den Karteikästen wie die Biene an den Waben. Bete hundertmal am Tage das Alphabet her, immer wieder: I K L M N – F G H I – Q R S T usw. Der Mensch wird hier zum „Material“. Es ist nicht mehr Oswin Liebeskind aus Kleindöbritschen oder Xaver Bibl aus Altötting. Es ist eine Meningococcenmeningitis oder eine Pachymeningitis haemorrhagica. Unter den Krankheiten gibt es wahre Delikatessen! Fange selbst an zu zweifeln, ob es ein großer Unterschied ist, den Menschen nach Gesicht und Namen zu identifizieren oder nach seiner Krankheit. Die letztere ist nicht nur für die Klinik, sondern auch für den betreffenden Menschen von größerer Wichtigkeit. Und doch fühlt sich jeder gekränkt, wenn er es merkt. Ob das mit der menschlichen Eitelkeit oder mit der unsterblichen Seele zusammenhängt?

Heute gab es den dritten Tag Griesbrei zu Mittag. Lerne leiden, ohne zu klagen. Wann soll ich einkaufen? Abends komme ich erst nach sieben Uhr aus dem Bau, da sind die Läden schon geschlossen, mittags nach eins ist es das gleiche, und dann sind immer so viel andere dringende Wege: zur Post, zum Friseur, zum Kohlenhändler, zur Waschfrau, zum Zahnarzt, ins Bad gehen, zur Schneiderin, dringende Briefe schreiben, Gas oder Licht bezahlen.

Während ich mir heute in der Mittagspause ein Loch im Strumpf zuzog, klingelte Frau Möhlmann: Ob ich dem Hund den Knochen gegeben hätte? Fürchtete, er sei daran erstickt, und sagte nein. Aber es ging im Grund weder um den Hund noch um den Knochen. Es war gleichsam nur der kontrapunktische Einfall zu einer Symphonie über ihre Tochter Liddy: Ja, sie

habe es so gut in ihrer jungen Ehe. „Früh steht sie auf und deckt den Kaffeetisch – immer hübsch mit Blumen – und dann trinken sie zusammen Kaffee, meist noch im Schlafanzug. Ja. Und nun hat man die teure Aussteuer gekauft, und sie muß möbliert wohnen. Das mit den Wohnungen, das ist doch zu schrecklich. Einen Teppich hat sie – ach – einen Teppich! Ja, die Jugend von heute, die will nur immer das Beste und Teuerste. Weiße Schafwolle. Handgewebt. Die Herzogin von M. hat damit ihr ganzes Haus belegt. Bis auf die Küchensachen und Gardinen hat sie nun alles. Ich sage zu meinem Mann: „Mann, das kostet uns noch einmal tausend Mark.“ Ja, eher können wir auch nichts an Ihrer Wohnung machen lassen, da müssen Sie sich noch gedulden. Das Taschengeld bekommt sie weiter von uns, obwohl ihr Mann ja ein gutes Einkommen hat – 480 Mark, aber da gehen noch die Notverordnungen ab...“

Ich stehe noch immer mit meinem Strumpf in der Hand an der Flurtür und stehe wie auf Kohlen, obschon mein nackter Fuß kälter und kälter wird. Ich habe die Tür mittlerweile fast ganz zugeschoben, durch den Spalt gucken nur noch meine Nase und fünf nackte Zehen. Komme mir sehr unhöflich vor – und doch noch äußerst human in Anbetracht der Mordgelüste, die in meinem Busen wogen. Und ich denke, während sie ungerührt weiter schwatzt und ich in einem letzten Zusammenraffen ethischer Hemmungen die Tür zwischen sie und mich schiebe, daß manche Leute einen Schutzengel haben und daß ich, wenn es ein gerechtes Recht gibt, von solchem Mord freigesprochen werden müßte, weil es reine Notwehr wäre. Weil sie mich meuchlings überfallen hat und mir, indem sie mir meine Zeit stiehlt, mein Leben stiehlt. Warum werden Menschen für Diebstahl an ersetzlichen Dingen bestraft, aber nicht für solche an unersetzlichen?

Auf ihre Prahlereien könnte ich ihr entgegnen: „Till und ich kaufen uns ein Auto und fahren an die Riviera“ oder „Da muß ihr Mann wieder Überstunden machen – was macht denn sein hoher Blutdruck?“ Aber leider fällt mir das erst ein, als sie schon die Treppe hinunter ist.

In der Klinik werden auch kosmetische Nasenoperationen ausgeführt. Bilde ich mir's nur ein, daß man begehrllich nach der meinen schielt? Habe mich schon ein paar Mal dabei ertappt, daß ich schützend meine Hand davor hielt, wenn die Blicke des Chefarztes darauf hafteten.

22. September Wie sage ich's meinem Chef, daß ich auch Ferien haben möchte? Peinlich, nach einem Monat an dieser Arbeitsstätte schon um Urlaub zu bitten. Aber schließlich habe ich ja mehr als ein volles Arbeitsjahr

hinter mir, und es ist nicht meine Schuld, daß meine vorige Arbeitsstätte, die hydrotherapeutische Abteilung, den Sparmaßnahmen zum Opfer fiel und daß ich seit dem Frühjahr einmal hier vertreten oder dort aushelfen muß, als lästiges Überbleibsel herumgeschubst, dem man am liebsten auch den Laufpaß gäbe. Und daß ich krank wurde und - noch nicht völlig genesen - hier notgedrungen wieder anfangen mußte und daß ich mich elend fühle, mehr als elend, und dem Kram noch nicht gewachsen.

Heute habe ich das „Museum“ der Klinik besichtigt. Auf Brettchen gespißt, auf Glas gekittet, in Papierschachteln, in Gläsern mit und ohne Spiritus sind alle jene Dinge aufbewahrt, die der homo sapiens (vom Kind bis zum Greis) in die Höhlungen seines Kopfes stopft. Außer den üblichen Erbsen, Linsen und Bohnen, den Apfel-, Kirsch- und Zwetschgenkernen, waren es Druckknöpfe, Schuhnägel, Streichhölzer, Buntstifte, Gummisauger, Perlen, Gipsstücke, Weizenkörner, Mottenkugeln, Korken, Kieselsteine, Weidenkätzchen, Schieferstifte, Hühnerfedern, Papier, Zwiebeln, Knetgummi usw.

Es müßte ein dankbares Thema für eine psychologische Doktorarbeit sein, zu untersuchen, welcher Trieb hier treibt. Vermutlich einer, der auf falsche Affektbahnen geglitten ist. Vom Oberbewußtsein gemeint waren wahrscheinlich die geistigen Hohlräume, die es auszufüllen galt, und das Unterbewusstsein, wie immer zu kindischen Streichen aufgelegt, vertauschte sie mit den Nasenlöchern und Ohrmuscheln.

Eine Ausnahme bildet jene Motte aus dem Gehörgang von Huldreich Eisentraut aus Vierzehnheiligen. Hier irrte sich wahrscheinlich das Motten-Unterbewußtsein, das aus taumelnder Entzückung den Untergang werden ließ. Oder ließ hier eine überpersönliche Macht ein Motten- und ein Menschenschicksal aufeinanderprallen? Die Taube im Ohr des Propheten - das war eine theologische Theorie der Inspiration - aber eine Motte? War es eine perverse Motte, die ein dunkles Ohr einer hellen Flamme vorzog? Oder war es ein ungewöhnliches, mit Leuchtkraft ausgestattetes Ohr. Wie dem auch sei - es gibt wirklich Menschen, die Motten im Kopf haben.

28. September Urlaub! Urlaub auch ich! Der Chef war über alles Erwarteten einsichtsvoll und liebenswürdig. Als Wichtigstes ergibt sich die Frage: Wohin? In früheren Jahren fing ich ab Weihnachten mit dieser Überlegung an - jetzt bleiben mir gerade drei Tage. Um diese Zeit ist eigentlich nur jenseits der Alpen noch gutes Wetter. Aber ich bekomme keine Devisen, und wenn ich welche bekäme, könnte ich sie nicht bezahlen. Und so tröste

ich mich, daß der Herbst in diesem Jahr beständig schön war – warum soll er es nicht noch eine Weile bleiben? Also bleiben wir im Lande – Bodensee, Ostsee? Riesengebirge? Rhein? Innerhalb Deutschlands steht mir die ganze Welt offen. Nirgends bin ich noch gewesen.

1. Oktober Sonntag. Ich sitze im Zug nach Passau. Unausgeschlafen. Kopfschmerz. Weltschmerz. Warum Passau? Was will ich auf dem alten Schloß? Erholungsheim bayrischer Künstler. Ich bin weder ein Künstler noch ein Bayer. Habe ich noch immer Illusionen? Alte Veste, hoch über dem Inn, laut Prospekt. Schönste deutsche Hügellandschaft, Hügel? Warum nicht Berge? Wieviel Gäste wohl oben sein mögen und was für welche?

Draußen fliegt, überglänzt vom schwungvollsten Wetter, der Thüringer Wald vorbei. Warum Passau? Fahrgeld so teuer wie an die Ostsee. Der „Lauenstein“ hebt sich lockend wie eine Gralsburg aus den Schluchten der Täler. Lauenstein – Pfingsten ... Vor wie viel Jahren war das eigentlich damals ... Prinz Violet Karmin ... Gewesen, gewesen. Heute interessiert mich an meinem Herzen nur noch die anatomische Funktion, und die ist miserabel. Und außerdem – du lieber Gott – nur nicht weinen ...

Steinbach am Wald. Ich kämpfe mit der Lust auszusteigen und mich auf jene sonnenbeschienene Wiese zu legen. Es ist bestimmt der letzte heiße Tag dieses Jahres, und ich versitze ihn in der Eisenbahn. Der Sommer ist unrettbar dahin. Ich habe nichts von ihm gemerkt.

Kronach. Jetzt ziehe ich die Notbremse. Was um Himmelswillen will ich in Passau?

Vierzehnheiligen, Staffelstein und der Dom von Bamberg. Nun bin ich bereits im „Ausland“ und nun ist auch schon alles egal. Fränkische, bayrische und schwäbische Laute. Die Luft in dem Abteil wird immer stickiger. Es ist hoher Mittag, und es muß draußen sehr heiß sein. Ich suche mir gegen den Durst meinen letzten Apfel heraus. Gegenüber sitzt eine junge Frau mit einem kleinen Kind. Das Kind benimmt sich wie alle kleinen Kinder, will hierhin und dorthin, stecke alles in den Mund und greift nach allem. Auch nach meinem Apfel. Ich gebe mir einen Ruck und ihm den Apfel. Einen Augenblick hält es ihn befriedigt in der Hand, im nächsten wirft es ihn zur Seite. Er kullert unter die Bank, tief hinter die Heizröhren. Opfer werden meist vergeblich gebracht.

Das Kind biß inzwischen in ein Stück Kuchen und begann gleich darauf furchtbar zu husten. In der Annahme, es habe sich verschluckt, wollte ich ihm die Arme hochreißen und ihm auf den Rücken klopfen. Aber die Mutter sagte: „A Keichhußtn, a wehe Noasn hoat's.“ Ungefähr von Fürth bis Nürnberg habe ich gebraucht, um diese Rede zu verdeutschen.

Hinter Nürnberg beginnt die „Märkische Heide“. Kiefern und Sand. Die Sonne schien nun schon mit längeren Schatten. Ein junger Soldat erklärt mir die Gegend, die sich eigentlich selbst erklärt. Immer noch huschen Kiefern vorüber, dann kommen Felder und Felder und Felder. Bayerns Kornkammer. Hasen hoppeln, und Fasanen stolzieren längs des Bahndamms. Ein Pflug reißt dampfend die Erde auf, ein altes Weiblein schiebt einen Karren. Dann torkeln Hopfenstangen vorbei. Wir sind im Lande des Bierbrauens. Fahren und fahren. Draußen geht der warme schöne Herbstsonntag zur Neige. Der Zug fährt durch lauter Wehmut, und die Zeit scheint still zu stehen. Städte blitzen auf und verwehen. Leise singt die Eisenbahn.

Der junge Soldat fragt: „Warum fahren Sie so allein, Fräulein!“ Und ich kann ihm keine Antwort geben. Aber das „Fräulein“ tröstet mich ein wenig, und wie er nun erzählt, daß er in Pommern zu Hause sei und vom Urlaub zurückkäme, „eine knappe Woche nur, die Reisetage eingerechnet“, versuche ich, auch ihn zu trösten und sage voll Zuversicht: „Alles geht vorüber, auch die Militärzeit – es wird ja nicht mehr so lange dauern...?“ „Noch neun Jahre“, antwortet er.

Noch immer habe ich Kopfschmerz und Weltschmerz. Die Tränen sitzen mir ganz lose hinten im Halse. Vor lauter Müdigkeit ist mir übel.

Gestrüpp und endlose Felder. Ist hier Eintönigkeit? Vielleicht. Aber warum starre ich wie gebannt hinaus an jene ferne Linie, wo Himmel und Erde sich mischen? Kann Natur überhaupt eintönig sein? Vielleicht sind wir verarmt aus lauter Fülle.

Es geht ostwärts. Man merkt es an den breiten slawischen Gesichtern, die jetzt zugestiegen sind. Wohl polnische Saisonarbeiterinnen. Polinnen, in billigen, pelzbesetzten Konfektionsmänteln mit braunen Kopftüchern, die bis zur Mitte des Rückens reichen. Häßliche, grobe, breitflächige Gesichter, denkt man zuerst, und nach einer Weile des Immer-wieder-Ansehens entdeckt man ihre verborgene Schönheit. Müdigkeit liegt zwischen ihren Zügen wie ein uralter Fluch. Still und schwer sitzen sie zwischen ihren winterlichen Gepäckstücken: Pappschachteln, große zusammengebundene bunte Tücher und Körbe, lehnen ihre Köpfe gegen das harte Holz der Bank, die Augen geschlossen. Ein weicher Schimmer von Mütterlichkeit

und Sehnsucht, von erdhafter Gelöstheit liegt nun auf diesen Gesichtern. Sie fahren zurück nach der Heimat.

Es wurde dunkel draußen. Man sah nichts mehr. Der Zug schrubhte mit erhöhter Geschwindigkeit durch die Nacht nach Osten – nach Osten.

Und dann stand ich auf einmal, wie von einer unsichtbaren Faust gestoßen, auf einem lärmenden Sonntag-Abend-Bahnsteig, zwischen Schwärmen von zurückkehrenden Ausflüglern, Soldaten, Jungfrauenkongregationen, Fußballern, Gesangsvereinen. Schließlich baumelte ich wie eine Maske in einer Ecke des Autos, das mich die elf Kilometer zur Burg hinaufbringen sollte.

Es ging um ein paar Häuserecken. Lichter der Stadt, dann dunkle Landstraße. Meine Neugier veranlasste mich, den Chauffeur nach der Zahl der Gäste zu fragen. „Na, vier hamma. Ein englisches Ehepaar – aber dös reist morgen abi. War sechs Monate oben. Dann noch ein Herr...“ Also heute Abend bin ich der vierte, aber morgen nur noch der zweite Gast.

Zu beiden Seiten der Landstraße wuchs jetzt finsterer Wald. Der Motor sang höher, es ging bergauf. Mein Gott, läge ich doch nur schon im Bett! Verrückte Idee, so irgendwohin zu fahren, einem dunklen Ziel zu...

Ein Dorf. Dann wieder Einsamkeit. Und wieder kleine weiße Häuschen, die aus dem Dunkel auftauchen. Dann wieder schweigende Nacht. Stop. Irgendwo hoch im Gelände, vor dunklen Mauern. Die Raubtieraugen des Autos strahlen einen verwitterten Ecce homo an. Blinzelt nicht der Schmerzensmann? Nächtliche Begegnung über eineinhalb Jahrtausende, der meine übermüdeten Sinne für einen Augenblick spukhaftes Leben verleihen. Der Chauffeur ist mit dem Gepäck verschwunden. Ich tappe im Dunkeln durch einen Mauerschlitze, stolpere über eine Schwelle. Warte. Totenstille. In einiger Entfernung schaukelt eine trübe Laterne. Nach einer Weile Schritte. Eine Frau. Ich nehme in der Dunkelheit nur schwach ihre Umrisse wahr. Sie wünscht mir Willkommen und bittet mich, ihr zu folgen. Kies knirscht unter unseren Schritten. Links, mehr gefühlt als gesehen, ein niedriges Mäuerchen, das uns vom Abgrund trennt. Zur Rechten schwarze Mauerkolosse. Die schaukelnde Laterne wirft groteske Schatten an die Wände. Es geht eine Treppe hinauf, aber das nehme ich vor Erschöpfung nur noch ganz undeutlich wahr.

„Dies ist das Licht für die Treppe, der mittlere Knopf für die Halle, der untere für die Laterne.“ Die Stimme leiert es mechanisch her. Ich nicke auch mechanisch, ohne zu begreifen. Was geht mich jetzt das Licht an! Dafür ist morgen Zeit genug. Nur zu Bett!

Eine riesige Halle umfängt uns. „Blinde Spiegel, rostige Wappenschilder“, dunkel dräuende Ölbilder. Ich unterscheide noch Männer mit steifen Halskrausen und Frauen mit Schlangen am entblößten Busen und viele Türen. Eine davon schließt die Begleiterin auf. „Hier ist Ihr Zimmer. Recht gute Nacht. Ja, Ruhe werden Sie hier haben. Sie sind ganz allein in dem Trakt. Die Lichter da unten? Nein, Passau liegt ganz links, von hier aus nicht zu sehen. Das da unten ist schon Österreich, am anderen Ufer des Inn. Wenn Gnädige Frau einen Paß haben...“

Gnädige Frau hat einen und macht unwillkürlich eine kleine Verbeugung vor dem fremden Land. Ein sehr sympathisches Land, das sie liebt, ohne es zu kennen, das Land Roda Rodas und Violet Karmins.

„Wenn Gnädige Frau etwas länger hinsehen, können Sie den Inn erkennen, das etwas hellere Grau...“

Aber ich bin nachtblind und kann nichts erkennen, und wenn ich noch lange da hinunter sehe, werde ich die Arme ausbreiten und mich in diesen Abgrund von Dunkelheit stürzen. Schlafen! Und alle Überraschungen für das Erwachen aufheben.

Ich bin schon halb ausgekleidet, als es noch einmal klopft: „Ja, was ich noch sagen wollte...“, die Beschließerin war noch einmal zurückgekehrt: „Dies ist ein Zimmer der Hauptburg, nicht der Vorburg, wie ich Ihnen schrieb. Es kostet zwei Mark, nicht einsfünzig. Aber dafür, nicht wahr, haben Sie auch die schöne Aussicht und früh die Morgensonne.“

Ich raffe mich zu einem schwachen Protest auf. Schließlich bin ich auf das Angebot eines Vorburg-Zimmers gekommen. Fünzig Pfennig mehr für eine Aussicht, die ich vom Garten gratis genieße – unsereins muß rechnen. Außerdem ist es jetzt Nachsaison, späte Nachsaison, und auf die Morgensonne kann man sich auch nicht verlassen. So einigten wir uns, und dann saß ich resigniert auf dem Betrand, und das Geschehen des Tages tanzte einen wirren Reigen in meinem Kopf.

Die Schritte der Frau verhallten. Eine Tür schlug zu. Ich war allein, das einzige lebende Wesen in diesem riesigen uralten Gemäuer, außer vielleicht eine Schar Mäuse. Ich drückte auf einen Knopf neben der Tür. Der Apparat schnurrte, auf dem Flur ging das Licht an. Um die Ecke herum, hatte sie gesagt. Na, es half nichts – man mußte eben einmal um die Ecke gehen. Hat man nicht schon andere Situationen gemeistert? Ein kleiner Gang, der von der Halle abzweigte, führte zum Kabinettchen. Viele stumme Türen überall und tiefste Lautlosigkeit. Ein hoher erblindeter Spie-

gel warf meine Gestalt in dem bunten Kimono in verschwommenen Umrissen zurück – war ich das überhaupt? Plötzlich ging das Licht aus, und im gleichen Augenblick verlor ich jede Orientierung. Da stand ich nun, hilflos und mit der Aussicht, die Nacht unter den Augen der Halskrausigen auf dem Kokosläufer verbringen zu müssen. Wo war die Wand? Wo der Lichtknopf? Wo meine Zimmertür? Technik im Raubritterschloß. Neuer Spuk mit altem gepaart. Ich kroch auf allen Vieren voran, um nach einem Lichtschimmer unter einer der Türen zu spähen, die sich dann als die meine erweisen würde. Und da schimmerte es auch wirklich, nachdem ich noch über eine Stufe gepurzelt und mir an einem Geländer eine Beule gestoßen hatte. Aufatmend schloß ich meine Tür.

Aber nun war meine Müdigkeit in helles Wachsein umgeschlagen und als ich im Bett lag, wurde das Zimmer lebendig. Die alten Möbel raunten und ächzten, es knackte hier und knisterte da. Mein Bedarf an Romantik war für diesen Abend gedeckt. Ich hatte keine Lust, mich gleich in der ersten Nacht mit dem Burggespenst herumzuschlagen und nahm eine gehörige Dosis Brom.

Trotzdem kam es – gegen zwei Uhr – in Gestalt eines großen schwarzen Hundes, der mir über die Bettdecke lief. Ich wollte schreien, aber nur ein ächzendes Stöhnen entrang sich der Brust, von dem ich dann erwachte. Der nüchterne Pfiff einer Lokomotive und das hallende Rasseln und Scheppern des Bähnleins tief unten im Tal waren dann eine wahre Erquickung.

2. Oktober Till würde diese Aussicht „enorm“ finden und „La Cucaracha“ krähen. Sie ist zweifellos überraschend schön, von einer sanften, eindringlichen Lieblichkeit. Der Inn, der sich zwischen deutschen und österreichischen Hügeln sein Bett gegraben hat, umfließt in weitem Bogen den Burgberg, der mit Bäumen, Gebüsch und Wiesen steil zum Ufer abfällt. Von meinem Fenster aus geht es über hundert Meter senkrecht in die Tiefe. Auf allen Hügeln verstreut, helle Häuschen im Gebirgsstil. Zur Linken das Gemäuer der Vorburg. Hauptburg, Vorburg und Binderei bilden einen ausgedehnten Komplex, verbunden durch die Bergfriede, Basteien, Gärten und Parkanlagen. Es war eine der ältesten und mächtigsten bayrischen Burgen, abwechselnd in bayrischem und österreichischem Besitz, und ich weiß nicht, welchen Zwecken sie noch diente, ehe sie der bayrische Künstlerverein erwarb. Zuvor gehörte sie einem Brauereibesitzer, der alles, was davon zu Geld zu machen war, vertrank. Dennoch – hergeben wollte er trotz Drängen seiner Gläubiger diesen Besitz nicht. Als man ihn endlich so

weit hatte, daß er den Kaufvertrag unterzeichnen sollte, zog er sich mit einem Faß Bier und einem Korb voll Weißwürsten in das oberste Turmgemach zurück, sah splinternackt aus dem Fenster und drehte den unten Wartenden lange Nasen. Sein Hemd flatterte höhnisch am Uhrzeiger. Man habe ihn mit Gewalt herunter holen müssen, sagte der Burgvogt, dem ich diese Historie verdanke.

An diesem ersten Morgen war jeder Schritt eine Entdeckung. Nur was ich entdecken wollte, fand ich nicht: den Ausgang. Aber da ich mir immer wieder beruhigend zusprach, daß ich, so viel ich mich an die Ereignisse des Vorabends entsinnen konnte, durch eine Tür und nicht durch einen Schornstein hereingekommen war, so mußte sich besagte Tür ja schließlich auch finden lassen. Aber mit Logik scheint man in alten Schlössern nicht viel auszurichten. Ich stand in der Halle, die, wie mich ein Blick durchs Fenster überzeugte, im ersten Stock lag. Ich ging ein paar Stufen abwärts ins Erdgeschoß. War ich gestern Abend an diesen Möbeln, diesen Mosaiken vorbeigekommen? Dann mußte ich wohl schon geschlafen haben. Ich rüttelte an verschlossenen Türen, ging wieder nach oben in die Halle, durchquerte sie nach der anderen Seite, geriet auf die Empore einer Kapelle, die den Nordtrakt vom Südtrakt trennt, kehrte um, ging nochmals ins Erdgeschoß, und nun wurde es mir einfach zu dumm: Ich sprang aus dem Fenster in den Garten. Als ich um die Ecke bog, entdeckte ich die Treppe, die ich am Abend zuvor hinaufgegangen war, eine hohe Freitreppe, die von außen in die Halle des ersten Stocks führte. Drinnen war ich an ihr vorbeigelaufen, weil sie sich in nichts von den übrigen Zimmertüren unterschied.

An diesem ersten Morgen sah ich Schloß und Park an und den „roten Saal“, eine kalte Pracht aus rotem Marmor. Schön, ja, sehr schön. Aber es muß ein anderes, ein härteres Geschlecht gewesen sein, das solche Räume schuf und bewohnte. Ich bekam bloß kalte Füße.

Der Park ist klein. Er besteht eigentlich nur aus einer großen Aussichtsterrasse, die aber eine überwältigende Sicht auf Fluß und Hügel bietet. Ein paar uralte Linden, eine „Flora“, ein Ziehbrunnen, alles bedeckt mit goldgelbem Laub, aus dem ein leichter Modergeruch stieg. Irgendwo versteckt ein Weiher, im Prospekt als „Badeteich“ gepriesen. Jetzt bedeckten ihn aber Entengrütze und welke Blätter, und er erweckt den nicht sonderlich sympathischen Eindruck, daß an seinem Gestade Ratten hausen. Es muß im Sommer sehr schön hier sein. Aber dafür ist es dann mit der Ruhe und Einsamkeit vorbei. Menschen können sich hier schlecht aus dem Wege gehen.

Während meines Herumstrolchens sucht mich der Geldbriefträger vergeblich. Mein Verleger hat mir Geld gesandt – heil ihm! Mußte dann am Nachmittag nach Dommelstadl, der einen Kilometer entfernten Poststelle gehen, das Geld abzuholen. Die Landstraße führt über die Höhe, von wo man eine weite Sicht über Wiesen und Hügel hat. Das blaue Auge eines kleinen Teiches blinzelte aus dem Wiesengrund, der noch im saftigsten Grün stand und über den Inn flogen weiße Nebelfetzen. Die Luft war voll Feuchtigkeit, es roch nach verblühenden Asten und vorbeisausenden Limousinen. Mit einem Mal war es Herbst – gestern war noch Sommer...

Dommelstadl hat eine Kirche, eine Schule, eine Posthilfsstelle, eine Tankstelle und einen Kaufladen, wo man Düngemittel, Wurst und Herrensocken bekommt. Natürlich hat es auch ein Wirtshaus, vielleicht sogar mehrere. Aber dieses lag an der Asphaltstraße und ein weißes Schild verkündete: „Gasthaus zum Dommelwirt“. Besitzer Alois Dommel in Dommelstadl.

Verdommelt noch mal!

Auf der Dorfstraße dahinschlendernd, froh meiner fünfzig Mark, mit der bayrischen Sprache und dem fröhlichen Gedommel beschäftigt, sprang plötzlich aus einem Hoftor schießend ein großer schwarzer Hund auf mich zu. Jubelndes Gebell seinerseits – Entsetzen meinerseits. Das ist er ja, der von heute Nacht! Genau das ist er! Ein zottiges Vieh. Er trug einen Schwanz mit langen Fransen, ähnlich der Pleureusen, die man 1912 auf den Hüten trug. Die Freude der Bestie, mich gefunden zu haben, leuchtete ihm aus dem gebleckten Gebiß. Einen Augenblick stand ich starr: Was wird geschehen? Er sprang an mir hoch und legte seine Pfoten auf meine Schulter. Meine Abwehr kümmerte ihn nicht, auch nicht mein schnelleres Ausschreiten. Als ich mich in Trab setzte, hielt er es für eine Aufforderung zum Wettlauf. Freudig bellend schoß er voran. Als ich mich erschöpft auf einen Feldrain setzte, puscelte er mir mit den Schwanzfransen ins Gesicht, stupste mich mit der Schnauze an, was wohl bedeuten sollte, weiterzulaufen, und als ich dieser Aufforderung nicht nachkam, tat er einen kurzen heftigen Blaffer, der mich zusammenfahren ließ. Besser war es wohl, ihm seinen Willen zu tun. Man konnte nicht wissen – schließlich, dieses Pudels Kern war metaphysisch.

Kurz vor der Burg stand auf der Landstraße ein schnittiges Kabriolett, und etwas tiefer auf dem Wiesenhang stand der Besitzer und knipste die Burg. Der Hund war jetzt mit ein paar Sätzen bei ihm, puscelte, blaffte und legte seine Pfoten auf dessen Schulter. (Sein närrisches Betragen

brachte mich auf die Vermutung, daß er vielleicht der Dorftrottel unter den Hunden von Dommelstadl sei.) Der Mann aus München drehte sich wütend um – vielleicht war seine Aufnahme verwackelt, vielleicht war er überhaupt kein Tier- oder Menschenfreund: „Nehmen’s Ihr Viach da weeche, ihr damisches!“ Es folgte noch eine längere erboste Rede, deren Sinn mir gottlob infolge meiner mangelhaften bayrischen Sprachkenntnisse dunkel blieb. Er zeigte dabei auf seinen Mantel, der jetzt wie der meine aussah: heller Grund mit Hundepfotenmuster. Ich rief schmeichelnd: „Komm, Tyras, das Herrchen ist kein Herrchen!“ Tyras, oder wie er auch heißen mochte, schien mich zu verstehen. Mit langen Sätzen kam er angerannt, warf mich fast um und stellte sich dann mit erhobenem Bein an das grüne Kabriolett.

4. Oktober Heute den ganzen Tag Regen. Ich wußte es ja. Einer jener Dauerregen, der weder Anfang noch Ende zu haben scheint. Verbrachte den Vormittag in der Bibliothek. Die österreichischen Hügel hatten ihre Häupter verhüllt. Welke Blätter klatschten gegen das Fenster, und die letzten Fliegen, die sich in diesen ungelüfteten Raum zurückgezogen hatten, surrten matt und melancholisch an den Scheiben.

Ich setzte mich mit dem Rücken an den Kachelofen. Wenn er auch nicht geheizt war – besser als nichts ist es immerhin, dachte ich. Auch Illusionen können wärmen... Blätterte in der „Jugend“, Jahrgang 1904. Die Bücherschränke sind abgeschlossen. Eine überflüssige Sorge – bei dem Inhalt!

Gegessen wird in der Hoftaverne, dem benachbarten Gasthaus. Es hat den einzigen geheizten Raum hier weit und breit, und obwohl er nach abgestandenem Bier und Essen und kaltem Rauch riecht, dehnt man das Essen aus, so lange man kann.

Das englische Ehepaar hat gestern seine letzte Mahlzeit hier eingenommen. Schade. Es waren liebenswürdige Leute, sprachen ein völlig akzentreiches Deutsch. Der Mann soll in der englischen Politik eine große Rolle spielen. Seinen Namen weiß ich nicht.

Heute saßen am Nebentisch zwei neue Herren. Der kleine rundliche Glatzkopf scheint aus Berlin zu sein. Er spießte seinen Tischgenossen mit hervorschnellendem Zeigefinger immer mit der Frage auf: „Was halten Sie von...“, was diesen jedes Mal zu einem kleinen ausweichenden Ruck seines Oberkörpers veranlaßte. Der Kleine gab sich außerordentlich gebildet und kunstverständlich. Man wurde ganz klein vom Zuhören, und das sollte man wohl auch. Ich fiel von einem Abgrund meiner Bildung in den anderen und

beschloß, Kunstgeschichte zu studieren. Der andere, der sich mir am Morgen, als wir uns in der Halle begegneten, mit „Ehrhard“ vorstellte, wird von der Kellnerin Theres' mit „Herr Oberlandesgerichtsrat“ tituliert. Er scheint ein humoriger Herr zu sein, ein Bayer, der den Berliner Kollegen mit den „bayrischen Belangen“ neckt, was dieser süßsauer quittiert.

5. Oktober Bin in Passau gewesen, zu Fuß, immer am rauschenden Inn entlang. Er hat es eilig, zur Vermählung mit der schönen blauen Donau zu kommen. An seinem Engadiner Kalkschlamm gurgelnd und schmatzend, stürmt er ihr entgegen, ein Liebhaber mit rauhen Manieren. Und die Schöne spielt dann auch noch eine Weile die Spröde und lässt ihn neben sich herlaufen, ohne sich mit ihm zu vermischen. Die Ilz, das dunkle Moor-Kind aus dem bayrischen Wald, trägt wohl der Braut die Schleppe.

Ich marschierte die elf Kilometer in zwei Stunden. Es war schönes Laufwetter, nach dem gestrigen Regen kühle Frische mit Sonne. Die Innwiesen prunkten noch immer in einem ganz maienhaften Grün. Es begegnete mir kein Mensch auf dem langen Weg. Einmal kam ich an einem im Wald versteckt liegenden Gehöft vorbei. Da mußte ich an das „Wirtshaus im Spesart“ denken und machte lange Schritte. Dann, als man schon in der Ferne die Türme von Passau sah, stand einsam, frei in der Landschaft ein Haus. Es trug auf einem blauen Schild die Aufschrift „Äpfelkochstraße“. Ich sah mich nach dieser Straße um – aber sie war wohl gerade davongelaufen, oder es verhielt sich mit ihr wie mit des Kaisers neuen Kleidern. Nirgends weder Straße noch Weg. Was hieß „Äpfelkoch“? Wollte man damit kleine Kinder locken? Eine alte Frau, die einen Karren zog, strebte dem Haus zu, und ich wollte sie schon fragen, warum und wieso, als ihr plötzlich von irgendwoher ein Rabe auf die Schulter flog, dem sie unverständliche Worte zurief. Sie blieb dann stehen, bis ich herangekommen war und sprach wortreich auf mich ein. Es war eine wirkliche Märchenhexe mit unzähligen Runzeln und Warzen, einer Hakennase und wirren Haarzotteln, und ich war so in dieses Gesicht vertieft, daß ich nichts von ihren Worten aufnahm.

Im Lande Karl Valentins mag es Phänomene geben, die der Analyse spotten.

Die Stadt rückte näher. Sie schickte mir Schlachthöfe, Friedhöfe, Bahnhöfe, Brauereien und Kasernen entgegen – die wichtigsten Requisiten des menschlichen Daseins – man wußte auf einmal gleich wieder, woran man war. Der Inn strudelte und quirlte. Über rauchgeschwärzte Brücken piffte die Eisenbahn, und der Wind fegte Staub und dürre Blätter zusammen.

Und doch ist dieses südländisch anmutende Ufergelände weit eher geschaffen für Maler und Dichter als für Bierbrauer (sollte man meinen). Wie muß das hier an Frühlingsabenden sein, wenn ein Blühen diese Dachgärten und Terrassen überschwemmt, wenn der Flieder in blauen Kaskaden über die Treppen, über das ganze heimliche Gewinkel und Gewirr schäumt, und um die alten Fenster Glyzinien und Geranien schaukeln. Dann möchte man in einer dieser versteckten Weinlauben sitzen und – na ja – Stopp, altes Mädchen!

Treppen auf und ab. Durchbrüche unter Häusern. Gassen mit Stützbögen, die geradewegs in den Inn oder die Donau führen. Die Stadt ist von beiden Flüssen wie in die Zange genommen. Jeden Augenblick erwartet man, dem Golem zu begegnen. Alte Gitter, geschnitzte Haustüren, Maleisen und Sprüche an den Wänden von verschossener Farbe. Was gibt es Anregenderes! Und diese Gewölbe, kleine Läden, aus denen so wunderliche Gerüche kommen! Gerüche so fremd als kämen sie aus dem Morgenland herübergeweht. Exotische Visionen erstanden in meinem Gehirn. Mir war sehr sonderbar zu Mute. Träume und Bilder kamen und vergingen. Ich stand lange vor einem solchen Lädchen und wartete, daß die Tür wieder aufging und es noch einmal zu mir herwehte wie Ambra und Weihrauch und Sandelholz...

Ging dann über die Donau durch den Felsendurchbruch nach Ilzstadt. Am Wege lag eine Kirche, eng an den rückwärtigen Felsen geklebt. Beim Öffnen der Tür sah ich mich einer breiten Treppe gegenüber, die in den eigentlichen Kirchenraum im Obergeschoß führte. Ein saalartiger Raum mit Orgel und Altar, ohne Bänke. Vor einem großen Christusbild knieten zwei kleine Mädchen, tuschelnd und lachend. Beim Hinausgehen aus dem Kirchenraum bemerkte ich im Treppenhaus eine kleine eiserne Gittertür, die einen Gang verschloß, der die Verbindung von Pfarrhaus und Kirche herstellte. Holz lag darin, Säcke und Gerümpel, der nackte Fels bildete die Rückwand. Das Auffallendste für mich war auch hier wieder der Geruch, der daraus wehte. Ich prallte unwillkürlich zurück, als hätte mich etwas Kaltes berührt, und – wurden nun alte Schauergeschichten in mir wach? In meinem Gehirn blitzte das Wort „Mord“ auf, wie wenn im Dunkeln ein rotes Licht aufglüht. Ich stand da und schnupperte und schnüffelte, die Nase am Gitter, um diese Ingredienzen zu ergründen. Es war ein ganzes Bukett von Gerüchen, ebenso anregend wie aufregend. Ich sagte mir dann, daß es wohl der Niederschlag von Weihrauch und anderen Spezereien und Räucherwerk sei, in Verbindung mit der dumpfen Feuchtigkeit, die aus

dem Felsen drang, und war dann doch am Abend etwas betroffen, als ich in dem kleinen Führer, den mir der Landgerichtsrat lieh, las, daß hier im Jahre 1476 einmal Juden wegen Hostienschändung enthauptet und verbrannt worden seien.

Auf der Veste Oberhaus wurde irgend etwas repariert, vermutlich das Dach, und man ließ mich nicht hinein. Ich protestierte und sagte, ich sei so weit hergekommen und möchte nur einen Blick, nur einen einzigen, winzigen, ganz schnellen in das Tal hinunter tun. Doch der Mann blieb ungeührt. Er fürchtete, es könne mir ein Dachziegel auf den Kopf fallen, er habe dann zu viele Schreibereien davon und verwies mich auf den Aussichtsturm. Aber das war nun wieder nicht nach meinem Sinn, denn ich wehre mich dagegen, daß die wenigen Gratisgenüsse des Lebens noch vermindert werden. Das, was ich nicht vom Gipfel eines Berges aus erblicke, das kann ich mir schenken. Wenn ich die Grenzen meiner Leiblichkeit anerkenne, ist es auch nicht für mich vorhanden. Mit Anerkennung dieser Grenzen befinde ich mich in „Harmonie mit dem Unendlichen“, und die Höhe dieses moralischen Standpunktes übertrifft die materielle eines Aussichtsturms. Wenn ich zwanzig Treppenstufen höher stehe, wer entschädigt mich für die entgangene Aussicht, die mit vierzig oder hundert Stufen sichtbar wäre? So meditiere ich – etwas wirr, aber für meine Zwecke ausreichend.

6. Oktober Neue Gäste sind inzwischen auf der Burg eingetroffen. Ein Malerehepaar. Er trägt eine rote Weste mit silbernen Knöpfen. Auf einer wahrhaft bajuwarischen Gestalt sitzt ein kleiner Kopf mit einem Gesicht, als wäre im Rohzustand ein nasser Pinsel darüber gefahren, der alles verwischt und verwackelt hat. Die Frau ist eine erblondete Rheinländerin, groß und schlank, die allzu gewollt „glückliche Künstlerehe“ spielt, als daß man es glauben könnte. Beim Sprechen zieht sie eine Ecke der Oberlippe hoch, was ihren Gesichtsausdruck nicht sympathischer oder intelligenter macht. Sie kamen im „Mercedes“ und bewohnen die „Fürstenzimmer“.

Während des Essens unterhielten sie sich mit den beiden Juristen (auch der kleine Berliner ist Jurist). Sie sprachen über Automarken, über das Wetter und daß sie sich an ihrem Haus auch bleigefäßte Butzenscheiben anbringen lassen wollten.

7. Oktober Heute Morgen Wanderung nach dem Dorf E. innaufwärts. Der Fluß gebärdete sich wild. Er hatte teilweise den kleinen Uferpfad überschwemmt und die Waldböschung auf großen Strecken unterhöhlt. Ich

mußte weite Sprünge machen und immer bergauf, bergab kraxeln, um am Ufer zu bleiben, dessen Pfad sich immer wieder verlor. Hier schien nie ein Mensch zu gehen. Es war alles urwüchsig und wild, ganz anders als in unserem aufgeräumten Thüringen. Der Sturm bewarf mich mit Kastanien und trockenen Ästen, die er von den Bäumen brach. Eichhörnchen von einer fast mausgrauen Farbe (ich kannte bisher nur die rehbraunen) knackten Nüsse und Tannenzapfen, und das wilde, schwelgerische Brausen des Flusses erfüllte mir Kopf und Herz.

Dann stieg ich quer hinauf durch den Wald, bis ich auf einen Weg kam. In einiger Entfernung vor mir gingen der Preuße und der Bayer. Ihren Gesten konnte man entnehmen, daß sie wieder über die wechselseitigen Belange redeten. Setzte mich, mit Aussicht auf den Fluß, der sich hier durch enge Felsen zwingt, an den Waldrand, um ihnen genügend Vorsprung zu lassen. Ich gehe lieber allein und möchte auch den Anschein vermeiden, als suche ich ihre Gesellschaft. Als alleinreisendes weibliches Wesen ist man nur allzu leicht allen möglichen Verdächtigungen ausgesetzt.

E. hat eine schöne Kirche, heiter, hell und bunt. Irgendwoher (es mußte ja wohl die Orgel sein, obgleich ich niemanden entdecken konnte, der sie spielte) kam eine unendlich leise und zarte Musik. Ich dachte, daß Frömmigkeit sympathischer ist, wenn sie sich mit Fröhlichkeit paart. Schließt ja das eine das andere nicht aus. Warum haben wir bloß den Ernst an die Spitze des Lebens gestellt? Warum bewerten wir das Tragisch-Heroische höher als das Lachen? Das Lachen braucht ja nicht „naiv“ zu sein. So manchem ist es ein Sieg über eine schreckliche Tiefe.

Neben der Kirche steht ein hübsches Schloßchen mit einem Teich und einem großen Park. Ich stand geraume Zeit davor und wünschte mir, hier zu wohnen. Ging dann ins Gasthaus, um mich etwas aufzuwärmen. Die Wirtin überschüttete mich mit einem Schwall Bayrisch, daß mir Hören und Sehen verging. Ich verstand auch nicht ein Wörtchen. Wie du mir, so ich dir, dachte ich und antwortete: „Quand tout renaît à l'espérance et que l'hiver fut loin de nous sous le beau ciel de notre France... (ich hatte deshalb einmal nachsitzen müssen, nun konnte ich es für alle Zeiten). Darauf hin wurde sie zahm, und als ich das internationale Wort « Kaffee » sagte, verschwand sie in der Küche. Als sie nach einer halben Stunde mit dem Kaffee erschien, setzte sie sich zu mir, fragte, woher ich komme, und ich sagte „Serbien“, weil mir das gerade einfiel. Gewann dadurch auch entschieden an Bedeutung: „Ja, mei, so weit her kimma's und soo allein!“ Ich nickte melancholisch. Überlegte, welche Weiterungen es haben könnte, wenn ich ihr

erzählte, daß ich ein Findelkind sei und in dem Besitzer des Schloßchens meinen Vater zu vermuten Ursache habe. Fragte aus diesen Gedanken heraus: „Wem geheert der schöne Slozz?“ Ohne Rücksicht auf meine serbischen Ohren kam wieder ein Strudel Bayrisch, dem ich so viel entnehmen konnte, daß der Herr Baron 72 Jahre sei, seine erste Frau totgeärgert habe, die zweite sei ihm davon gelaufen und jetzt habe er seine Sekretärin heiraten müssen – „a zwidres Mensch“, die ihn nun ihrerseits totärgere. So habe er seine gerechte Strafe gefunden. „Ja“, sagte ich, „derr libbe Gott verläßt keinen gutten Deitschen“ und empfahl mich mit einem kräftigen Händedruck. Er hätte also gut zum Vater eines Findelkindes gepaßt, dieser Herr Baron, auch das Alter hätte gestimmt. Schade, aber mit seinem Ruf wäre es dann ja wohl ganz aus gewesen.

8. Oktober Der preußische Jurist ist abgereist, aber Theres' hat das Gedeck des bayrischen nicht zu meinem Teller gelegt, sondern auf den Tisch des Malerehepaares. Möchte wissen, welche Erwägungen sie dabei geleitet haben. Komme ich ihr ganz allgemein verdächtig vor oder läßt sie bloß meine vegetarische Kost mich nicht als vollwertig einschätzen?

Sitze nun weiter isoliert an meinem Katzentischchen und spiele notgedrungen die Unnahbare. Obwohl ich hin und wieder ein Wort in die Unterhaltung werfe, ziehen mich die anderen nicht ins Gespräch. Anscheinend ist mein Typ wenig gefragt.

Man spricht übers Wetter, übers Essen, darüber, was man zu unternehmen gedenkt. Wieder übers Wetter, über den abgereisten Preußen, der seinem bayrischen Kollegen, wie er jetzt bekennt, schon am dritten Tag auf die Nerven fiel (mir bereits am ersten), und man verabredet für den Nachmittag einen Ausflug mit dem Mercedes. Der Jurist wird eingeladen – ich nicht. Natürlich nicht. Warum eigentlich nicht? Trinke ich vielleicht den Kaffee aus der Untertasse oder ziehe mir das Messer durch den Mund? Bin ich sonst ein Ekel? Mein Minderwertigkeitskomplex meldet sich zum zweiten Mal. Voll schwermütiger Gedanken löftele ich meine Suppe. Am Nebentisch, bei Schweinshaxen und Kalbsschlegel, lacht man einmal wieder über den „Donderer“, den bayrischen Scharfrichtergehilfen, dessen Name schon oft in den Gesprächen aufklang. Der Herr Landgerichtsrat erzählt, daß Donderer wegen Kürzung seines Honorars von 70 Mark auf 40 Mark Beschwerde bei der bayrischen Justiz eingelegt habe mit der Begründung: „Grad jetzt, wo das Geschäft so anzieht!“

Es entwickelt sich daraus ein längeres Gespräch über die Todesstrafe. Der Maler ist sehr für „Kopf-kürzer-machen“ und wenn er etwas zu sagen hätte, dann müßte jede Rohheit mit der gleichen Rohheit geahndet werden: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Kopf gegen Kopf und so alle Gliedmaßen durch. Seine Frau pflichtet ihm lebhaft bei. Der Mann von der Justiz schweigt, daß man es ganz laut hört.

9. Oktober Wieder sprach man bei Tisch übers Wetter und übers Essen und wieder mußte ich feststellen, daß mir jegliche gesellschaftliche Talente ermangeln. Auch über die Dienstboten sprach man, und die Rheinländerin sagte, mit einem Hochziehen der Oberlippe, es sei schrecklich, wie neugierig diese wären. Man könne in der Wohnung keinen unverschlossenen Brief liegen lassen, sie schriebe deshalb ihrem Mann immer nur „sachliche“ Briefe. Der Herr Landgerichtsrat pflichtet höflich bei, es sei leider wahr. Überhaupt – in dieser Richtung könne man niemandem trauen. Er habe da schon recht merkwürdige Dinge erlebt...

Nach Tisch empfahl sich der Jurist heute sehr bald mit der Bemerkung, an seine Frau schreiben zu müssen.

Da es regnete und ich nicht recht wußte, was ich tun sollte, erbat ich mir von der Burgvogtin die Erlaubnis, die anderen, jetzt leerstehenden Zimmer zu besichtigen, die alle stilgerecht eingerichtet sind und in denen es einige gute Gemälde geben sollte. Sie händigte mir einen Bund Schlüssel aus, und so ging ich nacheinander durch Gotik und Biedermeier, durch Empire und Renaissance und alle bezifferten Louis. Das Schönste an diesen Räumen waren allerdings ihre Proportionen.

Ich las, während ich durch die beiden Trakte schlenderte, die auf den Fluren hängende Hausordnung, die es verbietet, Hunde, Katzen und Vögel in den Zimmern zu halten, auf Spiritus zu kochen und das Waschwasser aus dem Fenster zu schütten.

Das also ist die Burg, denke ich. Das sind die Künstler ohne Mercedes. Meine Regenwetterlaune schlägt in eine ganz vergnügliche Stimmung um, und ich suche unter den Schlüsseln nach Nr.45, vor der ich gerade stehe. Aber diese Nummer befindet sich nicht unter den Schlüsseln und in Gedanken noch bei den Hunden, Katzen und Vögeln drücke ich auf die Klinke und – stehe dem am Schreibtisch sitzenden Landgerichtsrat gegenüber. Wie Lots Weib. Fühle, wie mir alles Blut zu Kopfe steigt und stammle irgend etwas.

„Das ist ja reizend, Gnädigste“, sagt er. „Ich zeige Ihnen gern mein Zimmer persönlich“.

Dieses blitzartige Herr-der-Situation-sein – ich lerne es nie. Vielleicht eine typisch männliche Fähigkeit.

11. Oktober Heimfahrt, denn das gute Wetter ist endgültig dahin und das Geld auch. Mußte früh um sechs mit dem Omnibus aus Dommelstadt abfahren, obgleich der Zug erst um elf ab Passau ging. Aber die fünf Mark für das Burgauto waren nicht mehr vorhanden. Passau schlief noch, alle Läden und Lokale geschlossen. Was tut man um halb sieben Uhr früh in einer fremden Stadt, wenn es kalt ist und man „kein Geld nicht hat“?

Es war nicht so, wie es einem bisweilen beim Durchschlendern einer fremden schönen Stadt ergeht, wo uns plötzlich das Leben leichter, die Liebe süßer, das Glück beständiger erscheint. Wo das Zarteste wie das Ungeheuerlichste möglich, und man durch die Gassen geht, als habe man ein wenig Wein getrunken, den echten, unverpanschten Wein des Lebens. Wo der Duft einer Blume, die Schönheit eines Gesichts, die Traulichkeit eines alten Hauses uns wie etwas Wiedergefundenes berühren, und wir in uns Quellen des Glücks aufbrechen spüren, die lange versiegt waren und Reichtümer in uns fühlen, die wir bis zu dieser Stunde nicht zu nützen verstanden, und wo uns ein Rausch, eine Art Tollheit ergreift, eine Lust zu verschwenden und nachzuholen, was wir alles versäumt.

Nein, so war es diesmal ganz und gar nicht. Ich ging zum Bahnhof und stellte mich in der Halle eine Stunde lang vor einen Heizkörper, eine weitere Stunde wärmte ich mich in der Post auf. Schließlich ging ich der Stadt zu, um im Café den mir von dem Berliner Herrn so warm empfohlenen Filterkaffee zu trinken. Aber das Lokal wurde noch gescheuert, die Stühle standen auf den Tischen und es roch nach Schmierseife und Bohnerwachs. Ich ging noch einmal durch die Stadt, sicher kann man noch viel öfter hindurchgehen, um all ihre Reize auszuschöpfen. Aber hinkend, mit schmerzenden Fuß, übernächtlich, hungrig, frierend und allein – ich bekam „graue Fledermäuse“ an diesem feuchtkalten Morgen und sah plötzlich nur den Verfall, die Armut dieser Stadt: rissige Fassaden, zerbrochene Fensterscheiben, Mauern, aus denen der Mörtel fiel, Rost und Schutt. Nur die Fleischerläden prangten in überzeugender Üppigkeit. Sie wirkten wie ein Dekolleté bei einem danse macabre.

Ein nüchterner Morgen und eine nüchterne Fahrt. Meine Gedanken eilen dem Zug voraus und wieder zurück zur Stadt, zur Burg und dann

kreuz und quer. Till wird wohl heute Abend an der Bahn sein, es ist ja Sonnabend. Hoffentlich hat er meine Karte noch bekommen und etwas zu essen eingekauft, Brot, Milch, Butter. Ich bringe aus Passau Leberkäse mit und für Till zwei Linzer Törtchen. Sehr vertrauenerweckend sehen sie allerdings nicht aus, dafür haben sie aber auch nur zwanzig Pfennig gekostet.

Der Zug wackelt, daß ich kaum schreiben kann. Wir sind schon wieder auf der Strecke Nürnberg-Fürth. Vielleicht sind das noch die Schienen von der ersten Eisenbahn. Wann bin ich eigentlich das letzte Mal gereist? Ostern vor drei Jahren. Damals passierte die Geschichte mit den Überschuhen. Vor Bebra wollte ich sie wieder anziehen. Aber das Wildleder der Straßenschuhe und das wollige Futter der Überschuhe, das hob sich gegenseitig auf. So sehr ich mich abplagte, sie rutschten nicht hinein, nicht einen Zentimeter. Vier Herren, die mit mir das Abteil bevölkerten, rauchten stumm. Saßen da wie Attrappen, nur ihre Augen starrten auf meinen Kampf. Von dem Hinunterbücken, dem Ziehen und Zerren und noch mehr von diesen starren Blicken war mir immer heißer geworden und alles Blut zu Kopf gestiegen. Würde denn nicht einmal einer mit einem ritterlichen Ruck-Zuck hier helfend einspringen? Aber die vier saßen ungerührt, unbeweglich und stumm. Was tun? Unmöglich, die schmutzigen Dinger in den Koffer zu stecken, ebenso unmöglich, sie beim Umsteigen in der Hand zu tragen. Ich wußte mir nicht anders zu helfen, als sie aus dem Fenster zu werfen, eine Tat, die die Attrappen-Männer geradezu versteinern machte.

Dieser Zug sei ein durchgehender, wurde mir gesagt. Aber nun bin ich schon das zweite Mal mit Sack und Pack umgestiegen, weil ich jedes Mal in einen falschen Wagen geklettert war, der in eine andere Richtung geleitet wurde. Das Leben ist eine Wissenschaft, in der ich mich nur mäßig auskenne. In Nürnberg trug mir ein Herr meinen Koffer bis in den Wartesaal. Er sagte, die Kavaliers vom alten Schlag stürben aus. Ich bestellte mir, zum offensichtlichen Mißfallen des Kellners, eine Tasse Milch für meine letzten zwanzig Pfennig. Ein Mann kam an meinen Tisch und wollte eine politische Broschüre verkaufen, und als ich ihn glücklich losgeworden war, kam ein anderer und rasselte mit der Sammelbüchse – für „Mutter und Kind“ – wer rasselte für mich? Ich dankte also, und mir war, als trüge mir mein Benehmen von allen Seiten mißbilligende Blicke ein. Plötzlich erhob sich in einer Ecke ein Mann in Uniform, der mich schon die ganze Zeit über angestarrt hatte, kam an meinen Tisch, und ich zitterte schon, öffentlich gemaßregelt oder abgeführt zu werden. Aber er fragte nur, ob ich aus Regensburg sei. Ich besann mich einen Augenblick, ob ich es sei oder ihm zu Gefallen

nicht sein könnte. Aber dann verneinte ich bedauernd, und mit heftigem Hackengeknall und strammer Wendung machte er kehrt. Nun aber schauten wirklich alle Leute nach mir, die männlichen interessiert, die weiblichen tuschelnd. Mein Gott – warum bin ich auch nicht aus Regensburg!

12. Oktober Till war an der Bahn. Leider hatte er die Meldung meiner Rückkehr so spät bekommen, daß er sich in W. gerade noch auf den Zug schwingen konnte, um hier rechtzeitig einzutreffen. Zu essen war infolgedessen nichts im Hause, aber wir freuten uns unseres Wiedersehens und hatten einander viel zu erzählen. Ich fand eine Menge Arbeit vor: Für Till stopfen und waschen und seinen Koffer packen, da er schon morgen Abend wieder abreisen muß. Die Sonntage verlaufen ja immer noch stürmischer als die Wochentage und vergehen doppelt so schnell. Man müßte sie mit einem Zeitlupenapparat versehen können. Muß Till fragen, ob das ein zu lösendes technisches Problem wäre.

Post, die ich hier vorfand, zwei Briefe berufstätiger Frauen, mit denen ich einige Jahre zusammengearbeitet habe, hatten den gleichen Tenor. Anny U. schreibt. „Ich kann und will nicht meine Befriedigung darin finden, daß ich von früh bis abends Zahlen, Zahlen und wieder Zahlen zusammenstelle und am Abend todmüde und hundeeelend wasche und stopfe und bügele, weil mir die Mittel fehlen, diese Arbeiten von anderen Leuten ausführen zu lassen und dabei doch nur gerade so hinvegetiere...“ Und Käthe B. hat auch noch immer nicht den Grund ihres Lebens gefunden, nach dem sie so verzweifelt sucht: „Ich finde bestenfalls eine Arbeit, die mir schwer fallen würde, weil sie gezwungen und ohne Interesse getan würde. Ich habe jetzt einen Weingutsbesitzer kennengelernt. Er hat ein rührend gutes Herz und ist unglücklich verheiratet. Ohne Liebe gehe ich kaputt. Aber ob man mit Rebläusen und Erotik als Lebensinhalt auf die Dauer auskäme...?“

Dann am Abend, als ich Till an den Bahnhof gebracht hatte, traf ich Fräulein St., Sekretärin in einer Weltfirma.

„Wie geht’s?“

„Was machen Sie?“

„Danke. Einen Tag wie den anderen. Ich komme mir wie ein Sträfling vor, wenn ich jeden Morgen um sechs hundemüde aufstehen muß. Ich sitze auf meinem Bettrand und stütze meinen Kopf in die Hände und denke, was hast du nur verbrochen und abzubüßen, daß du jeden Tag in diese Fron

mußt. Und abends das ewige Strümpfestopfen und Waschen und die Wohnung sauber halten...”

Warum man gerade mir das sagt? Warum soll gerade ich nach allen Seiten den starken Mann spielen – so ungefähr gingen meine Gedanken.

Man müßte einmal die Geschichte der berufstätigen Frauen schreiben. Sie kümmern alle so hin, und gerade die besten und qualifiziertesten bleiben ehelos. Man müßte vor allem Klubhäuser für sie bauen, wo man für einen erschwinglichen Preis wohnen kann und wo uns der ganze Pöfel von Kochen, Waschen und Stopfen abgenommen würde. Keinem Mann wird neben seiner Berufsarbeit noch Derartiges zugemutet in dieser von Männern gemachten und verpfuschten Welt. Bin froh, daß ich Till habe und daß er ein Mann und kein Mädchen ist.

Habe noch bis Ende des Monats Ferien und arbeite von früh bis in die Nacht an meinem Manuskript. Ob ihm diese Gewaltsamkeit gut tut? Manchmal bin ich durchaus nicht dazu aufgelegt und zwingt mich, eine Anzahl Seiten zu schreiben. Wenn erst der Dienst wieder begonnen hat, habe ich wieder keine Zeit mehr. Gerade aber dann küßt mich manchmal die launische Muse.

19. Oktober Auf der Durchreise von Italien besuchte mich heute mein alter weiser und gütiger Freund Ernst H. Er schenkte mir mit Nachdruck jene hundert Mark wieder, die ich ihm schon einmal zurückgesandt hatte. Aber nun muß ich sie behalten. Ernst, den ich schon seit fünfzehn Jahren als armen Mann kenne, ist über Nacht reich geworden. Ein jüdischer Freund hat ihm fünfzigtausend Mark geschenkt! Geschenkt. Mir nichts, dir nichts. Oder vielmehr: Mir was, dir was. Daß auch einmal etwas Vernünftiges in dieser heillos verwirrten Welt passiert! Wenn jemand solches Glück verdient, dann ist es Ernst. Fürchte nur, er verschenkt es ratenweise wieder an seine bedürftigen Freunde.

24. Oktober Ich war in G. zu Vetter Conrads Hochzeit. In Leipzig benutzte ich eine Stunde Aufenthalt, um nachzusehen, ob ein gewisses Namensschild noch an einer Flurtür hing. Es hing noch.

In Dresden rannte ich durch die Prager Straße bis zur Elbbrücke. Im letzten bläulichen Schimmer des Tages Gebäudesilhouetten in Barock und Rokoko. Innere Unruhe und körperliche Abgespanntheit trieben mich wieder zum Bahnhof.

In G. empfing mich die Mutter der Braut, eine kleine, runde, lebhaft Frau, die mich in kauderwelschem Deutsch ohne besondere Umstände duzte. „Der Julchen also – und so hibsich, so hibsich!“ Womit sie wohl meinen abgetragenen Pelz meinte, den sie liebevoll streichelte.

Die Braut, blond und starkknochig, mit einem etwas zu groß geratenen Kinn und leeren Augen, empfing mich mit einem grauen Samtkleid mit zerfleddertem Pelzbesatz und Kamelhaarschuhen. Das kleine Wohnzimmer war versperrt durch ein Klavier und ein rotes Plüschsofa mit Fransen. An der Wand hingen Familienbilder und ein Öldruck „Des Kriegers Abschied“.

Bis gegessen und wieder abgeräumt und mein Lager auf einem Diwan hergerichtet war, vergingen unendliche Stunden. Es war weit nach Mitternacht, und ich konnte mich kaum mehr aufrecht halten. Als ich dann endlich einschlafen wollte, drangen aus einer nahen Vergnügungsstätte Tango und Deutschlandlied durcheinander auf mich ein.

Die kirchliche Feier war anderntags für zwölf Uhr angesetzt. Um halb zwölf lief die Braut noch in Kamelhaarschuhen und Apoldaer Strickjacke herum. (Den Begriff Zeit schien man in diesem Haus nicht zu kennen.) Dann wurde das Brautbukett gebracht und der Bräutigam erschien im Frack. Der Schwiegervater weigerte sich, einen Zylinder aufzusetzen, was längere Streitereien im Gefolge hatte, und die Braut verschwand mit der Mutter im rosa Schleiflack-Schlafzimmer. Zum Aufstecken des Schleiers rief man mich zu Hilfe. „Sie hat sich ihre Myrthen ehrlich verdient“, sagte die Mutter, „es war wohl nicht leicht, drei Wochen mit dem Mann unter einem Dach zu leben – auch für Conrad nicht. Sieht ein bißchen schlecht aus, der Junge...“

Die Braut machte ein indifferentes Gesicht und mied meinen Blick. Jemand rief: „Der Wagen wartet unten.“ Die Braut war auch schließlich und endlich mit nur einer halben Stunde Verspätung fertig, aber da fehlten dem Bräutigam die Handschuhe. So begann nun ein allgemeines Suchen, wobei Schubladen durchwühlt, Schränke aufgerissen, Betten umgestülpt wurden und schließlich die Gäste auf den Knien lagen, um unter den Möbeln herumzuangeln. „Geht er eben ohne“, entschied kategorisch die Schwiegermutter. Aber in diesem Augenblick schwenkte sie triumphierend die Braut, und erlöst stolperten wir über den Inhalt der Kisten und Schränke hinaus.

In der eiskalten Kirche kam ich mir sehr dekolletiert vor. Der Pfarrer reihte Sprüche und Zitate aneinander – selbst der Vergleich mit dem

„Sprung im Glase“ fehlte nicht, und als mein freigeistiger Vetter niederkniete, fror ich noch mehr.

Es folgte dann ein für meine Begriffe seltsames Essen. (Vielleicht war es der fremdländische Einschlag, der es seltsam machte. Die Leute sind von irgendwoher zugewandert, verraten aber nicht woher. Ich schätze Balkan.) Es gab Karpfen mit Makkaroni (!), eine weiche, wabbelige Sache, Gänsebraten mit Sauerkraut und trockenem Brot. Man sprach über die Traurede, die allen gut gefallen hatte, über Weinsorten und Politik. Die Braut holte zur Unterhaltung der Gäste Fotoalben von der Familie herbei und erregte als einjähriger Nackedei auf dem Eisbärfell allgemeine Bewunderung. Die Mutter erzählte, daß sie das Kindchen in den ersten Lebensjahren nur mit Muttermilch, rohem Hackfleisch und Bier ernährt habe. (Bei welchem wilden Völkerstamm tut man das?) Dann machte das Stammbuch der Braut aus der Schulzeit die Runde, mit den Sprüchen „Üb immer Treu und Redlichkeit...“ und „Rosen, Tulpen, Nelken, alle Blumen welken...“. Ich sehe sie an, ob sie wohl schon ein wenig zu viel getrunken habe, doch scheint sie auf eine ganz normale Art schwachsinnig zu sein. Vetter Conrad dreht mir halb den Rücken zu, mein Gesicht scheint seine Behaglichkeit nicht zu steigern. Er war immer ein netter und vernünftiger Junge, ich habe ihn gern gehabt. Nun ist er mir auf eine kuriose Weise abhanden gekommen.

Während einer der langen Eßpausen setzte sich die Braut ans Klavier und sang: „Sag doch Schnucki zu mir...“ und jetzt endlich kam Schwung in die Sache. Alle sangen begeistert mit, dann folgten Volkslieder, und Onkel Fritz sang ein Solo: „Als ich noch ein Knabe wa-har, ungefähr von sieben Ja-har...“. Dieses Lied paßte insofern gut zum heutigen Tag, weil besagter Knabe an einem Teich sitzt, aus dem nach Aussage seiner Mutter die kleinen Kinder kommen, und dessen neckischer Schluß lautet: „Mutter sah mich an und lacht, Störche fischen nur bei Nacht...“. Onkel Fritz forderte mich auf, ihn dazu auf dem Klavier zu begleiten – aber als ich bedauernd ablehnte: „Keine Noten!“, sagte er. „Wir haben es doch schon einmal zusammen vorgetragen – vor 25 Jahren, auf Selmas Hochzeit, das mußt du doch noch können!“ Nein, ich weiß und kann es nicht und will es auch gar nicht mehr wissen, was Onkel Fritz veranlaßt zu sagen: „Du warst schon als Kind ein schrecklich dickköpfiges Frauenzimmer“. Und ich gedachte voller Rührung all der Katzenköpfe, die er mir als Kind verabreicht hat.

Inzwischen ist es ein Uhr nachts geworden. Man hat Kaffee getrunken und Witze erzählt – beileibe keine politischen. Das Abendessen ist auch vorüber, man hat sich allgemein verbrüdet, und ich habe, um auch etwas

zur Unterhaltung beizutragen, mehr aber noch aus Langeweile, Salz in die erreichbaren Weingläser und auf die Torte gestreut und warte, wer es wohl zuerst schmeckt. Ich besinne mich, daß ich dies alles schon einmal erlebt habe – Menschen, die sich forciert lustig benehmen und so kurios aneinander vorbeireden. Na, das ist ja nichts Seltenes – wer hat das nicht schon einmal erlebt! Und doch läßt mir das blonde, weißgekleidete Mädchen mit dem etwas brutalen Kinn und dem leeren Blick keine Ruhe.

Nein, begegnet bin ich ihr nie, vielleicht sieht sie nur jemandem ähnlich. Vergeblich suche ich in meiner Erinnerung. Plötzlich erhebt sie sich und singt: „Letzte Rose...“. Und auf einmal weiß ich, wo ich das alles schon erlebt habe – vor Jahren in einem Wegner-Film. Und nun fällt mir sogar der Titel wieder ein: „Unheimliche Geschichten“. Er handelt von einem Mann, der einen Besuch in einem Irrenhaus macht, und zwar kommt er gerade in dem Augenblick, da die Irren ihre Ärzte und Wärter überwältigt und hinter Schloß und Riegel gesetzt haben und nun die Herren im Hause sind. Der Besucher, nichtsahnend, behandelt die Irren wie Normale, aber diese rächen sich und behandeln ihn wie einen Verrückten. Er muß an der Abendtafel teilnehmen, und neben anderen, sich absonderlich benehmenden Gestalten sitzt da auch ein weißgekleidetes blondes Mädchen an der Tafel, mit unbeweglichem Gesicht und leerem Blick. Nur hin und wieder bricht es aus ihr hervor: „Letzte Rose...“ taktweise, stoßweise, manchmal jäh abbrechend, dann wieder bis zum Ende kommend – ein paar Takte aus der Mitte und wieder der Anfang: „Letzte Rose...“.

„Julchen, red was, Kind“, ruft mir die Brautmutter zu, „bist ja so still!“ Gerade da aber schloß ich die Augen und fiel vom Stuhl, auf dem ich ununterbrochen zwölf Stunden gegessen hatte.

3. November Nun flitze ich wieder durch weitläufige Korridore, stemme widerspenstige Akten in Regale, falle von Leitern und frage, eingeklemmt zwischen Schreibtisch und Schalter und Telefon hundertmal am Tage: „Wie ist Ihr Name? Wo wohnen Sie? Wie alt?“ Als sei ich nicht länger als eine Nacht fortgewesen, und der Dienst frißt mich gleich wieder mit Haut und Haaren.

Und doch merke ich, wie dienlich die „schöpferische Pause“ gewesen ist, vieles, wozu ich vor den Ferien noch genauer Überlegung bedurfte, mache ich jetzt automatisch. Es geht alles schneller und müheloser, und wenn ich, was ja hin und wieder auch einmal vorkommt, eine Nacht ausreichenden Schlaf hatte, fühle ich mich auch der Sache gewachsen.

Zu Anfang dachte ich, es einmal zu genießen, hinter einem verhangenen Schalter zu sitzen und zu frühstücken, während draußen davor ein vielköpfiges Publikum, zu dem ich ausnahmsweise einmal nicht gehöre, sich ungeduldig räuspert und scharrt und Verwünschungen ausstößt. Und nun wundere ich mich, daß ich, statt mein Frühstück im Vollgefühl meines Machtbewußtseins behaglich zu kauen, es in großen Bissen herunter-schlinge und währenddessen noch Gott weiß was alles tue. Pfllichteifer? Verantwortung? Ach, es ist vermutlich nur eine Schwäche, nichts weiter. Ich kann einfach den Druck fremden Willens nicht ertragen. Ich leide da-runter, bin wehrlos gegenüber diesem Ansturm von Ungeduld, der mir in alle Nerven dringt. Es ist mir außerdem schrecklich, Abhängigkeit zu er-zeugen, wie es mir schrecklich ist, in solche zu geraten.

5. November Habe Tills verwaistes Zimmer an einen rumänischen Pro-fessor vermietet, der hier noch studieren will. Ein kleiner, schwarzäugiger Mann, der wie Chaplins Zwillingbruder aussieht, sein Bärtchen, seine Gesten, sein Lächeln hat. Morgens lebt er von trockenem Brot mit Tee und abends von trockenem Brot mit Speck. Ob aus Armut oder Genügsamkeit?

Der Oberarzt sagte heute: „Sie können so rasend schnell schreiben, da sparen Sie ja Zeit und brauchen vielleicht keine Überstunden zu machen.“

„Überstunden?“ fragte ich entgeistert. „Na ja – jetzt ist ja ruhige Zeit, wenig zu tun. Aber wenn Kongresse sind, Tagungen oder Kurse vorzubereiten oder wenn ich wissenschaftlich arbeite...“ Da war er schon wieder zur Tür hinaus. Ich weiß nicht, wann diese Überstunden stattfinden sollen – ich stecke doch von früh acht bis abends acht in diesem Betrieb. Irgendwann muß ich ja auch schlafen, auch essen möchte man manchmal. Und der Haushalt? Der Rumäne? Und Till? Ich habe ja nicht nur für mich am Abend zu waschen und zu stopfen – von anderen Dingen, z.B. dem Manuskript, gar nicht zu reden. Zuhause habe ich dann wieder mal geheult.

Zum Wochenende wieder einmal bei Thekla und Erwin. Die 50 km Eisenbahnfahrt werden allmählich für mich zu einem waghalsigen Unternehmen. Sonntags möchte ich lieber Ruhe als Abwechslung vom Einerlei oder beides in genügendem Ausmaß. Torkelte vor Müdigkeit und hatte in dem überfüllten Zug das Gefühl, von einem anderen Planeten aus das Treiben einer Gattung Lebewesen zu betrachten. Und trotz dieser Ferne, die sicher eine Begleiterscheinung der jahrelangen Schlaflosigkeit ist, bedrängt mich alles geradezu körperlich.

In dem engen Abteil standen zwischen den Knien der Sitzenden noch acht Menschen. Ich bat den vor mir stehenden Herrn, das Fenster ein wenig aufzumachen. Er tat es. Der Mann mit der Hornbrille neben mir sagte prompt: „Bitte schließen Sie das Fenster, ich bin erhitzt.“ Ich sagte: „Ich kann schlechte Luft nicht vertragen und werde gleich ohnmächtig.“ Es stand also 1:1 – und auf den Gesichtern der übrigen Mitreisenden malte sich bereits sportliches Interesse an dem Ausgang der Sache. Ich habe ein Anrecht auf ein offenes wie die Hornbrille auf ein geschlossenes Fenster, das ist klar. Und ich schicke ein Stoßgebet zum Himmel, mich in Ohnmacht fallen zu lassen. Aber der Himmel, „Fachschaft Stenotypistinnen“ behandelt diese Interpellation nicht mit genügender Sorgfalt und schickt mir nur ein wenig attraktives Kopfweh. (Warum werde ich bloß niemals ohnmächtig? Ich beneide alle Frauen, die das können oder die toben oder sonst wie unzurechnungsfähig werden. Mir sind solche Erleichterungen versagt.) Jedenfalls trug die Krone der Schöpfung wieder einmal den Sieg davon, und ich beschloß, der Reichsbahn den Vorschlag zu machen, Abteile für frische Luft und solche für Mief einzurichten.

Wir haben bei Thekla noch im Freien zu Mittag essen können. Großartigen Entenbraten und Rotkraut, schön mit Thymian gewürzt. Die Sonne schien, obwohl November, ganz heiß. Der Garten war schon winterlich ausgeräumt. Es blühten nur noch Chrysanthemen unter Glas, und die Bauern holten große Sträusse, die sie auf den Kirchhof trugen. Es war Kirchweih, und auch die Toten sollten daran teilhaben.

Am Nachmittag war Thekla zu einer Bäuerin zum Kaffee eingeladen. Ich mußte mitkommen und bewunderte übertreiberisch die neuen städtischen Möbel und die pausbäckigen Kinder, aß Kirmeskuchen, drückte schwielige Bauernfäuste und kam mir doch nicht zugehörig vor. Hier, wo die Städte so dicht und nahe sind, sind diese Dörfler kaum noch Bauern zu nennen. Nicht Fisch, nicht Vogel – die Zwischenglieder einer Entwicklung.

Nachts ereilte mich das Geschick in Gestalt der dicht hinter dem Haus vorbeifahrenden Eisenbahnzüge. Jedes Mal, wenn ich glaubte, jetzt gleich in Schlaf zu fallen, rasselte ein Zug vorbei und stieß teuflische Piffe aus, und ich fuhr entsetzt in die Höhe. Schließlich dachte ich, daß es ja so viel Züge auf einer Strecke überhaupt nicht geben könne, es müsse ein Spuk meines überreizten Hirns sein. Einmal in der Nacht müsse doch Ruhe eintreten. Aber der Morgen kam und mit ihm kamen immer noch weitere Züge, und ich erhob mich zermartert von meiner zu kurzen Couch und starrte trübe in einen trüben Morgen.

Zählte etwas später auf dem schwarzen Brett der kleinen Station zur Kontrolle meiner nächtlichen Erscheinungen die hier haltenden Züge. Es waren 48. Das bedeutet, den Tag zu 24 Stunden gerechnet, jede halbe Stunde einen Zug, ungerechnet der vielen D- und Güterzüge, die diese befahrene Strecke passieren, ohne zu halten.

11. November Heute gab es Streit zwischen dem pathologischen Anatom und unserem Oberarzt, Streit um das Gehirn des Hunzinger Edwin. Der Pathologe hatte vergessen, dem Oberarzt Mitteilung vom Sektionstermin zu machen und dem Oberarzt lag aus irgend einem Grunde viel daran, zugegen zu sein und vor allem das Gehirn unzerteilt zu bekommen. Je ärgerlicher sie aufeinander wurden, je öfter sie telefonierten, umso höflicher, aber auch kälter wurde der Ton. Gewiß hätten sie sich gern gegenseitig ihre Gehirne herausgerupft. Es war ein Genuß, ihnen zuzuhören. Zwei lebende Gehirne stritten um ein totes. Aber nachdem es nun friedlich in Spiritus schwimmt, mit einem sauberen Etikett versehen, ist der Wissenschaft Genüge getan, jener Macht, die im Transzendenten waltet, ihre Helden und ihre Märtyrer hat.

15. November Gestern im Dienst schlapp gemacht. Es war wieder einmal die Hölle los. Dr. Fischer diktierte mir ein Gutachten in die Maschine, nebenbei standen Dr. Walther und Dr. Krause, die sich über Pferdefleischessen und Glykogen unterhielten, Schwester Frieda flüsterte mir etwas zu, von dem ich nur verstand „Nicht vergessen!“. Gleichzeitig machte mir Schwester Ruth Zeichen und deutete auf ein Papier in ihrer Hand, und von draußen rief jemand meinen Namen. Dazu klingelte das Telefon Alarm.

Nun bin ich – Gott sei's geklagt! – krank gemeldet. Liege viel, bin unsagbar müde. Schlafe so gut wie gar nicht. Versuche, mein Manuskript vorwärts zu bringen, in der stillen Hoffnung, mich damit eines Tages von der Klinik loskaufen zu können. Aber das wird auch im günstigsten Fall noch eine gute Weile dauern. Was soll werden, wenn ich die Arbeit hier nicht mehr aushalte? Jeder versichert mir übrigens, daß auf diesen Platz mindestens zwei Arbeitskräfte gehören, die seien auch bis zur Einführung der Sparmaßnahmen dort gewesen.

Diese gloriosen „Sparmaßnahmen“ (wo man an allen Ecken und Enden das Geld millionenweise hinausfeuert!) sind eins der Mittel, uns kurz zu halten. Es steckt Methode darin, einen so schufteten zu lassen, daß ihm hören und sehen vergeht – und vor allem das Denken – und daß man am Abend

zu nichts mehr fähig ist, als todmüde ins Bett zu fallen, nur beherrscht von dem Gedanken, morgen wieder leistungsfähig zu sein.

Aber nicht nur Wiedereinführung der Sklaverei, nicht nur Kanonen statt Butter, nicht nur kein Huhn im Sonntagseintopf – nun auch noch „gefährlich leben“!

Mein von mancherlei Nachdenklichkeiten bedrängtes Gemüt fragt, warum die Herren Zeitungsschreiber ihre ganze schwarze Magie jetzt daran wenden, das kleine harmlose Menschenglück zu begeifern, es verächtlich zu machen, es unter allen Umständen in Mißkredit zu bringen. Warum nur sind sie ihm so spinnefeind, diesem harmlosen Glücksstreben des Einzelnen, wo es doch ein dem Menschen natürlicher, eingeborener und unausrottbarer Drang ist. Ein Volk, in dem der Einzelne glücklich und zufrieden ist, ist doch auch in seiner Gesamtheit glücklich. Und was kann eigentlich ein Führender anderes wollen? Darüber hinaus bleibt es ja jedem unbenommen, sich für das Gesamtwohl, für allgemeine und höhere Ziele zu betätigen und notfalls zu opfern. Züchten wirklich Glück und Wohlergehen Egoismus? Viel eher werden Not und Elend alle verderblichen Eigenschaften wuchern lassen. Aber dieses „Gefährlich-leben“, d.h. in Not und ständiger Todesnähe, d.h. das Unheil nicht nur als einen möglichen, sondern geradezu als willkommenen Bestandteil des Lebens ansehen – es gehört wirklich schon schwarze Magie dazu, dies einem Einzelnen und einem Volk schmackhaft zu machen. Und welche Gewissenlosigkeit und Verlogenheit, es als erstrebenswerten Zustand zu preisen. Freilich, ein zufriedenes Volk ist schwerer für einen Krieg zu begeistern als ein unzufriedenes. Und was ist diese Hinlenkung, Beeinflussung, Erziehung zum „Gefährlich-leben“ anderes als versteckte Kriegspropaganda? Sie macht sich ja von Tag zu Tag dreister im ganzen öffentlichen Leben breit, in Presse, Radio, Kino. Das ist kaum noch verstecktes Werben, eher versteckte Drohung. Wurden früher in der „Wochenschau“ Kriegerfriedhöfe gezeigt mit den unübersehbaren Reihen von Gräbern und Kreuzen, so war es abschreckend gemeint und wirkte auch so. Heute herrscht die gegenteilige Tendenz. Es sind vielleicht dieselben Bilder und doch – eine geradezu satanische Umwertung hat stattgefunden: Verherrlichung, Anreiz, der Nacheiferung bestens empfohlen. Seht hier: Deutschlands „stolze Trauer“! Sollen sie alle umsonst gefallen sein? Revanche! Zeige dich ihres Opfers würdig, indem auch du fällst! Das sind so die nicht zu überhörenden Töne, die Ober- Unter- und Zwischentöne, die erst eigentlich die Musik machen. Normal empfindende

Menschen sind unerwünscht, als Staatsbürger möglichst auszurotten. Denken ist eine höchst verdächtige Funktion. Vielleicht sinnt man schon auf ein Mittel, die wenigen Hirne, die sich nicht durch das Blechgeschmetter der Worte umnebeln lassen, auf eine andere Art zu sterilisieren. Wir leben im Lande unbegrenzter Möglichkeiten. Ob die Menschen in allen Ländern eine so amorphe Masse sind? Hier kommt ja jeder einzelne diesen Bestrebungen weitgehend entgegen. Welcher Normalbürger kann sich unter „Vaterland“ etwas anderes als einen säbelrasselnden militärischen Popanz vorstellen? Wem zuckt nicht bei diesem Wort die Vision von Kasernenhöfen und grauen Kolonnen, von blitzenden Bajonetten und schmetternder Marschmusik durchs Hirn! Wie wenige sehen im Geist das Land ihrer Väter, seine Städte und Ströme, seine ragenden Wälder und lieblichen Gründe, die hingebreitete Fruchtbarkeit seiner Äcker, kurz, all das, was bei dem Wort „Heimat“ aufklingt und was doch das gleiche ist oder sein sollte wie Vaterland und was man auch jederzeit zu schützen und zu verteidigen bereit wäre, weil man es mit allen Fasern liebt.

Im „Ziegelbrenner“, einer kurz nach 1918 illegal erscheinenden Zeitschrift, nahm der Herausgeber des Öfteren Veranlassung, gegen die Verletzung der Presse und gegen jene Herren Zeitungsschreiber vom Leder zu ziehen, die damals wie heute, uns etwas weiß machen wollen, was durchaus schwarz ist.

Gedenke ich jener ziegelfarbenen Hefte, wird mir ganz wehmütig. Wie liebte ich sie! Mit welcher scharfen, unerbittlichen Logik, mit welcher hinreißenden Kraft der Gedanken waren sie geschrieben! Ich habe nur wenige erhalten, die ich jahrelang wie Kostbarkeiten aufgehoben habe. Doch habe ich nie erfahren, warum dann keine weiteren mehr folgten. Sie erschienen unregelmäßig und trugen auch jedes Mal einen anderen Poststempel. Als Herausgeber zeichnete „Ret Marut“, wohl ein Pseudonym, und ich habe viel Zeit vergeblich damit verbracht, die Buchstaben so durcheinander zu schütteln, daß sich ein gebräuchlicher Name daraus ordnete. Ich war so begeistert, daß ich mich kurzerhand zur Mitarbeit erbot, d.h. zu kleinen technischen Handlangerdiensten, wie sie der Vertrieb einer Zeitschrift erfordern mag. Zu einem bescheidenen Teil, im Rahmen meiner Möglichkeiten mithelfen, Ziegeln zu brennen für den Bau eines neuen Reiches, ja, das wollte ich.

In der Tiefe meiner Erinnerung spukt noch eine geheimnisvolle Begegnung, schattenhaft zwar, und doch vermochten die Jahre, die darüber hindonnerten, nicht ihren Nimbus zu schmälern. War es der Herausgeber

selbst, mit dem ich zusammentraf? Ein Mitarbeiter? Ich habe es nie erfahren. Zwanzig Jahre sind darüber vergangen, viele Einzelheiten meinem Gedächtnis entschwunden. Geblieben ist die Erinnerung an ein sympathisch-männliches Gesicht, an einen federnden Gang und daß es schön war, im gleichen Rhythmus weitausgreifender Schritte irgendwo durch Felder zu laufen. Ich weiß heute nicht mehr, welche Jahreszeit es war und ob die Sonne oder der Mond schien. Ich sehe noch die Geste, mit der er in einer Redepause eine Tafel Schokolade aus der Tasche zog (damals so etwas Seltenes und Kostbares wie eine blaue Mauritius): „Für Ihren kleinen Sohn.“ Und ich sehe uns in Warburg auf dem niedrigen Mäuerchen sitzen, das die Auffahrt zum Schloß hinauf begrenzt, den herrlichen, mitreißenden Schwung dieser Straße bewundernd. Nicht vergessen ist auch die abendliche Einkehr in einen Gasthof. Wer am Morgen zuerst erwachte, sollte den anderen durch Klopfen an die Wand wecken. Ging nun meine Uhr falsch oder hatte ich gar keine? Ich wachte auf und kleidete mich an und klopfte an die Wand – zaghaft zuerst und dann ein wenig lauter, als sich nichts rührte. Ich empfand es als durchaus ungehörig und raffte mich trotzdem noch zu einem dritten Klopfen auf. Worauf denn aus Traumestiefen eine verschlafene Stimme antwortete: „Aber es ist doch erst halb sechs Uhr!“

Die Begegnung verlief im übrigen ergebnislos, muß ich zu meiner Schande gestehen. Die Worte „Postscheckkonto, Zahlkarten, Ein- und Ausgänge“ noch mehr aber „Polizei“ und „Haussuchung“ waren mir furchterregende Begriffe, und der Gedanke an den vater- und vielleicht eines Tages auch mutterlosen zweijährigen Till alarmierte alle Mutterinstinkte. In meinem Kopf wirbelten tausend Dinge durcheinander, auch jene Frage weiblicher Neugier, woher er kam der Fahrt und wie sein Nam' und Art. Aber alles blieb ungesagt, und ich ging, im tiefsten unzufrieden mit mir – wieder in meine ländliche Idylle zurück, obschon in ein sehr karges und hartes Dasein. Ich war noch nicht flügge.

17. November Der Rumäne sucht Gelegenheit, sich mit mir zu unterhalten, um schneller und besser Deutsch sprechen zu lernen. Dabei mache ich die interessante, aber auch beschämende Beobachtung, daß er durch logisches Denken zu Wortwendungen kommt, die deutscher sind als unsere gebräuchlichen, die oft aus dem Französischen oder Lateinischen stammen. Er sagt Lieferer statt Lieferant und Bankner statt Bankier, Maskerei statt Maskerade. Ich muß dabei auch an das „wilhelminische“ Zeitalter denken, das mir als Schulkind Kopfzerbechen machte, weil ich nie etwas von einer

Königin Wilhelmine in Deutschland gehört hatte. Ich möchte dem Rumänen ja gern behilflich sein und auch über diese Dinge reden – aber woher die Zeit nehmen?

18. November Till hat seinen Besuch für dieses Wochenende absagen müssen, er habe zu viel zu lernen. So habe ich wieder einmal den alten Freunden in V. einen Besuch gemacht. Wollte zugleich auch das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden und sehen, ob ich im Dorf einige der heuer so raren Eier bekäme.

Auf der Hochebene jagte der Wind in wütenden Stößen über die kahle Flur, warf sich mir mit immer neuem Anprall entgegen oder packte mich im Rücken und trudelte mich wie ein willenloses Ding vor sich her, daß ich alle Kraft gebrauchen mußte, um mich auf den Beinen zu halten. Kam ganz zersaust und durchfroren in V. an, wo ich wie immer mit gutem Kaffee und Kuchen gelabt wurde. Wir hatten uns lange nicht gesehen, so gab es viel zu erzählen, dieses und jenes, von den Kindern, von Krankheiten und Zeiterignissen, die uns alle mit banger Sorge und haßvollem Abscheu erfüllen. Pfarrer A., der seine Fehde mit der Kirche siegreich beendet hat – er quittierte seinen Dienst, bekommt aber seine Pension, kann auch weiter im Pfarrhaus wohnen und sich seinen Sanskrit-Forschungen widmen – kam bald wieder auf sein Lieblingsthema, den russischen Aufbau, den er vor einigen Jahren mit eigenen Augen gesehen. Frau und Tochter waren skeptisch und ich mußte ihnen im Stillen recht geben. Als wir mit diesen realen Dingen zu Ende waren, kam das Irreale. Spukgeschichten gehören nun einmal in ein ländliches Pfarrhaus, namentlich bei solch stürmischem Herbstwetter, wenn man am behaglichen Kachelofen sitzt. Ich habe keinen Anlaß, seinen mit so viel Glaubwürdigkeit vorgetragenen Berichten zu mißtrauen, bin auch nicht empfindlich diesen Dingen gegenüber, und so verspürte ich bald das bekannte Kribbeln an den Haarwurzeln. Ich war froh, als das Thema wechselte und ich die Meerschweinchen bewundern mußte, die sich der alte Herr zum Entsetzen von Frau und Tochter in seiner Studierstube hält. Da stehen zwei Kisten mit Heu und Sägemehl und es riecht schlimmer als in einem Karnickelstall. Ich mußte den beiden Frauen recht geben, daß sich eine Katze oder ein Hund besser zum Gefährten des Menschen eignet als dieses rattenartige Geziefer, das mich noch dazu immer an die Vivisektion erinnert. Aber wenn man sieht, mit welcher Sorgfalt und Liebe der alte Herr seine „Zwickelchen“ betreut, so bringt man es nicht übers Herz, ihm diese Freude zu vergällen.

Frau A. begleitete mich dann auf der Eiersuche zum Bauern Krauspe. Er saß im Lehnstuhl in der Küche, inmitten seiner sieben Katzen, die ihm auf den Knien, auf den Schultern und zu Füßen saßen, und las ihnen aus der Zeitung vor. Auf dem Herd brutzelte ein Topf mit Rübenschnitzeln, der eine fade Süßigkeit verbreitete.

Es wäre wahrscheinlich verfehlt gewesen, gleich mit dem Eier-Anliegen ins Haus zu fallen. Man mußte erst so tun, als wäre dies nichts als ein freundschaftlicher Sonntagnachmittagbesuch, mit keinem anderen Zweck, als sich nach seinem Rheuma zu erkundigen, übers Wetter und über die Steuern zu sprechen.

Ja, der „Reißmichtüchtig“, der plagte ihn gar sehr, brummelte er und lange würde das wohl nicht mehr mit ihm dauern. „Aber hier uff'm Friedhof, da is ganz scheen. Da mecht me schon drliegen, so mitten im Dorfe.“ Dann folgte eine längere Pause, in der der Bauer wieder seinen Katzen aus der Zeitung vorlas: „Nix Gescheits passiert. Egal Unfälle. Immer wer'n se ieberfahren. Habb ich dir's nich' gesagt, du sollst mr nich egal wegloofen. Uff eemal is passiert, dann hat mr ieberhaupt keenen Menschen mehr...“ Und die Katzen auf seinen Knien drehen ihren Kopf Zeile um Zeile wie er den seinen und folgen aufmerksam dem Zeigefinger, der auf dem Papier entlanggleitet.

Als dann Frau A. ganz beiläufig nach Eiern fragte, kratzte er sich bedenklich am Kopf. Da sei wohl nichts zu machen. „Die alte Krauspen“ sei ins Nachbardorf, die habe die Eier unter Verschuß – weil nämlich – die gönne den Katzen reinweg gar nichts, kein lumpiges Ei, keinen Bückling dürften sie sich aus dem Schrank holen und wenn sie mal vom Kuchen die Streusel fräßen – „meen Gott, se wull ja woll ooch mal ein Schmeckeweelchen und nich egal nur Meise“ – so bringe sich die alte Krauspen immer um und es gäbe ein großes Schkandal. Obwohl er dann jedes Mal auf sein Abendbrot verzichte.

Es dunkelte dann schon, als ich den Heimweg antrat. Der westliche Himmel war in seiner ganzen Ausdehnung in langen Streifen aufgerissen, von rot-orange über violett bis zu einem fahlen Grün. Pfarrer A. begleitete mich noch ein Stück Landstraße bis an den Rand des Wäldchens, dann war ich allein. Vor mir lagen acht Kilometer einsamer Marsch. Das bißchen Helligkeit, das auf der Ebene der Abendhimmel noch gespendet hatte, war im Wald schon einer fast undurchsichtigen Schwärze gewichen. Der Sturm heulte noch immer, es toste und raunte in den Wipfeln, prasselnd knickten

Äste zu Boden. Warum mußte man auch gerade heute die vielen Spukgeschichten erzählen, jene von der Nuß, die durch das Zimmer geflogen war und die vom Geist auf der Treppe... Auch der entsprungene Raubmörder sollte sich in dieser Gegend aufhalten!

Ich machte mich ganz klein und schmal und war wohl nicht viel mehr als ein Schatten, als ich so mit leisen schnellen Schritten an den Stämmen hinhuschte. Atmete auf, als das Gehölz hinter mir lag, aber – war es denn besser auf der kahlen Ebene, wo man von allen Seiten her gesichtet werden konnte? Das Dorf kam. Hunde bellten hinter Hoftoren und aus einer Schenke klang rauhes Gelächter. Hier und da hinter niedrigen Fenstern ein tröstliches Licht. Dann wieder Finsternis, nur hin und wieder brach das Horn des Mondes durch windgepeitschte Wolkenfetzen. Warum war ich eigentlich nicht mit dem Omnibus gefahren? Weil ich mir im Laufen nicht genug tun konnte. Weil es mir immer übel darin wird. Weil ich eine Mark sparen konnte. Weil er so spät abfuhr, daß ich zu Fuß früher zu Hause war. Gründe genug! Wenigstens eine Taschenlampe hätte ich mitnehmen sollen... Immer wieder kam ich vom Wege ab, geriet in Sumpfgelände oder dornige Büsche. Das waren wohl die Schlehen, von denen ich einmal so viel gegessen hatte, daß mir zwei Tage der Mund geschwollen war. Dieser Weg ist mir von manchem Gang her in allen Einzelheiten vertraut. Hier bin ich mit „Prinz Violet Karmin“ gegangen. Ich hatte Mühe, mit seinen langen Beinen Schritt zu halten. Er sprach über die Legislaturperiode des Ham-murabi und über das Liebesleben afrikanischer Gnus. Es war sehr lustig, und ich war wohl noch sehr jung damals vor zwei Jahren...

Aus dem Dunkel tauchten die vier knorrigen Weiden auf, die man so arg beschnitten hat. Sie haben schon bei Tage etwas Menschenähnliches. Wie flehende Arme recken sie ihre verstümmelten Äste gegen den Nachthimmel. Eine alte Kultstätte, die noch heute den Zigeunern als Rastplatz dient. Hier hausen die Unterirdischen. Der Mond spiegelt sich in der Quelle und das alte Steinkraut wirft einen breiten Schatten über die Flur. Dann kommt die kleine Talsenke. Drüben geht es wieder bergan – da steht der Windmotor. Das hohe eiserne Gestänge knarrt und quietscht unter den Stößen des Windes, hoch oben dreht sich das Rad mit leisem Gesurr, und was es oben ansaugt an Luft, verdaut es rülpsend in der Tiefe seines Schachtes. Dieses für gewöhnlich recht nüchterne Ding ist jetzt ein dräuender Götze.

Quer über die Schlachtfelder von 1806. Da liegt die Windmühle, mit dem Beinamen „die historische“. Aber ich glaube nicht so ganz an diese Historie. Ich glaube eher, daß man gedacht hat, was Potsdam recht ist, ist

Cospeda billig. Ihre Flügel greifen in den Sturm und schaufeln Nacht und Finsternis. Still und wie ausgestorben liegt das Gehöft, nur ein Fensterladen quietscht im Winde. Es hört sich an, als rief er ununterbrochen: „Theorie, Theorie!“ und um den Napoleon-Hügel geistert die wilde verwegene Jagd.

Man muß in solchen Nächten sein Herz hüten, daß nicht Traurigkeit es verwüstet. Warum muß ich hier so allein gehen, in einer Nacht wie dieser, wo mit dem Winde alle bösen Geister losgelassen sind. Aus dem Tal herauf blinken tröstliche Lichter, Menschen, Wärme, Geborgenheit! Aber mir leuchtet keins. Ich muß mir das meine immer selbst anzünden. Wer aber erträgt es ohne Schaden zu nehmen, allabendlich aus einem leeren Berufsleben in eine leere Wohnung zu kommen, in der kein wärmendes Feuer ihn empfängt, kein Wort ihm entgegenklingt, kein Lichtstrahl auf den Weg fällt, in der nur ein trüber Geruch hängt und die Schritte hohl hallen, daß man sich fröstelnd zusammenzieht. Allein sitzt man mit sich zu Tisch, ein stummer und wunderlicher Gast, mit leerem Hirn und Gesten, die sinnlos und ohne Bedeutung sind. Nickt seinem blassen Spiegelbild zu und versucht ein Lächeln, das noch im Entstehen erstirbt. Wie eine stählerne Glocke stülpt sich die Verlassenheit über einen und man fühlt die Zerbrechlichkeit der Gegenwart, die tiefe Unsicherheit des Daseins, als triebe man auf einer losgerissenen Eisscholle in Meer und Nebel. Dreimal Wehe aber dem, der noch auf eine besonders vertrackte Weise immer an Abgründen entlangpirscht!

Ja, warum muß ich so allein gehen in einer Nacht wie dieser? „Daran ist nur Ihr Transit schuld, die Quadratur Uranus im 25. Grad!“ Schön, Frau Möhlmann, soll's der Transit sein oder „deine Hormone, dein Schicksal“ oder ein Regiefehler der heute so viel zitierten Vorsehung. Die Sicherheit der anderen, sie beruht wohl zu einem nicht geringen Teil auf ihrer Zugehörigkeit zu einer Familie, zu einem Verwandten- oder Bekanntenkreis. Und sie würden es sich wohl auch nie einfallen lassen, ihrer Familie davonzulaufen, um unversehens allein zu sein in dem Wirbel der Epoche, in dem todbringenden Wirrwarr und Irrsal dazu verdammt, in die Spanne eines kleinen Lebens ein ungeheueres Stück Weltgeschichte zu pressen, von dem noch kein Ende abzusehen ist, mit nichts beschäftigt, als aus allen Zusammenbrüchen immer wieder seine Existenz zu ordnen, immer wieder und noch einmal, und dazu verurteilt, zeitlebens unterirdische Kaninchenlöcher zu bewohnen.

„...und möchte lieber sein ein Blatt im Sommerwind...“

Ich ahnte nicht, daß ich mich so schlecht zum Geldverdienen eignete, und daß es erschüttert, wenn alle zum Leben notwendigen Bindungen zerreißen. Alle, die man geliebt, gekannt – sie sind wie Spreu verfliegen. Verschollen, verzogen, untergetaucht, tot, in Zuchthäusern und Konzentrationslagern, Gott weiß wo. Namen, Gesichter, Stimmen wirbeln in meiner Erinnerung durcheinander. Wo ist einer, der bleibt, über alles hinaus bleibt? Doch, Till bleibt, mein Sohn Till.

Bleibt er wirklich? Das ist die bange, sich täglich aufdrängende Frage. Beginnt dieser Totentanz nun von neuem? Wird Till ein gleiches Inferno durchlaufen müssen? Wird auch in seinem Leben nichts anderes sein als Heulen und Zähneklappern? Habe ich ihn dafür unter Mühen und Sorgen, unter Ängsten und Demütigungen und viel gemeiner nackter Not aufgezogen? Oder dafür, daß er in irgend einem Schlammloch wie eine Ratte kriecht, verblutet, verröchelt, verdurstet, erfriert, erstickt, ersäuft? Dafür? Wofür? Für die Cäsarenträume eines wahnsinnig gewordenen Tünchers? Mir ist Deutschland groß genug.

Was sind wir Mütter für armselige Wesen, daß wir die Brut nicht schützen können, der wir das Leben gaben! Mütter aller Länder vereinigt euch!

Wie kann man es überhaupt verantworten, Kinder in dieses kranke Europa zu setzen! Mein Sträuben damals, mein Wehklagen über dieses bereits im Krieg empfangene und geborene Kind – lag ihm eine Ahnung zugrunde, welches Schicksal seiner wartet? Damals sah man ein fest gefügtes, wie für die Ewigkeit gefügtes Weltreich in Trümmer gehen, und heute will es nicht gelingen, diesen lächerlichen Popanz abzuhalftern! Alle starren wie von der Schlange hypnotisierte Kaninchen auf dieses Männchen, das ihnen den starken Mann vorspielt, obwohl die Sage raunt, er sei nicht einmal ein Männchen... Die Zustände sind so fürchterlich, daß sie den Ruf zur Tat in sich schließen. Aber wo sind gleichgesinnte Menschen? Das Opfer eines Einzelnen ist heute zur Sinnlosigkeit verdammt.

Der Sturm nahm an Kraft immer noch zu – Begleitmusik zu meinen auf-rührerischen Gedanken. Er brauste heran in einem dunklen schwermütigen Sausen, das auf- und abschwellend den Raum erfüllte und sich fernhin verlor. Es war der Urton der Welt, er orgelte in Dur und Moll, voll Aufruhr und Gelassenheit, voll Kraft und Erhebung, voll Schmerz und Besänftigung, und sein Gesang wurde zum Gesang meines Herzens. Auf seinem Atem trieb ein Hauch von Bitternis und Vergänglichkeit, von Novembernebel und welken Kränzen und Rabengekrächz. Aber auch von Erde und Ewigkeit und vom Gesang der Sterne und Steine. Ja, auch in einer solchen

Sturmnacht können „des vollsten Lebens Schauer wehen“, und wenn sie auch mehr höllischer Natur sind, so sind sie doch mit den himmlischen Storm'scher Maiennächte eines Ursprungs.

Meine Gedanken liefen mit dem Sturm um die Wette, bliesen bald aus dieser, bald aus jener Richtung, beladen mit Erinnerung und bitteren Gesprächen und stoben davon ins Ungewisse und Abenteuerliche, getrieben von dunkler Unruhe, von Maßlosigkeit und Müdigkeit, bedrängt von dem, was überzeitlich ist, weil es die Zeit und ihre schattenhaften Gebilde überdauert. Ich lehnte mich gegen die Windstöße wie gegen ein prall gefülltes Kissen. Fast trug er mich auf seinen Flügeln. Und das Dunkel wuchs aus dem Schoß der Erde und füllte allen Raum und nahm auch mich, wie jegliches Ding, in seine bergenden Hände.

Den Rest des Tages mit Schreiben in mein Tag- und Nachtbuch verbracht, die einzige Zuflucht vor dem überwältigenden Andrang von Bildern, Gedanken, Gesichtern. Ein kleiner Dank auch an das Dasein, an das ununterbrochene und selbstverständliche Beschenktwerden von allen Dingen in und um uns, dem Auf und Ab von Fülle und Leere, Begegnissen und Begebenheiten, von all dem, was den Begriff Leben ausmacht und das sich in uns sammelt wie Süße und Saft in der Frucht. Es drängt, ihm ein „Verweile!“ zuzurufen, was uns so ins Nichts zerrinnen will, und dieses Volle, Runde, Süße mit dem bitteren Kern zu bannen und zu hüten, ehe es verblaßt und verbleicht.

Heute kam ein Brief aus der Schweiz, worin mir Frau v. K. für Weihnachten ein Geldgeschenk ankündigt. (Ich daraufhin, obwohl mir der Entschluß nicht leicht wurde, die Klinik noch um etwas unbezahlten Nachurlaub gebeten, denn es ist wohl besser, erst einmal wieder volle Arbeitsfähigkeit zu erlangen, als in diesem Zustand zu verharren, der immer wieder zu einem Versagen führen muß.)

Till hat wieder Schwierigkeiten mit dem NS-Studentenbund. Man versucht mit allen möglichen Druckmitteln, ihn zum Beitritt zu zwingen. Das Geringste, was man ihm für seine fortgesetzte Weigerung antun wird, ist, ihn durchs Examen fallen zu lassen. Es wäre schlimm, denn es bedeutete für mich ein weiteres Jahr Fron, und ich habe sowieso die Empfindung, am Ende meiner Kraft zu sein. Aber lieber Tagelöhner als sich an diesen Verein verkaufen! In diesem Staat wollen wir sowieso keine Ämter und Würden haben.

Verwarte viel Zeit beim Arzt. Laufe manchmal auf die Berge und in die Wälder, allein oder mit Hilde Seyferth, mehr noch sitze ich in meinen vier Wänden und genieße Ruhe und Alleinsein und langsames Zu-mir-selbstkommen. Es ist ein unsagbares Glücksgefühl, Herr seiner Zeit zu sein und seine Arbeit zu haben, zu der man sich nicht zwingen muß, an der man zwölf und mehr Stunden sitzen kann ohne zu ermüden. So etwas dürfte gar nicht „Arbeit“ heißen. Augenblicklich bin ich notgedrungen faul, liege bis acht Uhr im Bett – ohne schlechtes Gewissen – kleide mich langsam und mit Genuß an und kann auch einmal eine ruhige Viertelstunde am Frühstückstisch sitzen bleiben, ohne von aufräumen, überlaufendem Ascheneimer, Mittagkochen, zerrissenen Strümpfen und der Reparatur des Lichtschalters bedrängt zu werden, denn obgleich es das ja alles noch gibt, hat es doch seine Schrecken und seine Wichtigkeit verloren. Freie Zeit – was ist das eigentlich? Seit wie viel Jahren kenne ich das nicht mehr? Musik, Bücher, Geselligkeit, Theater – manche jagen noch mit Ausdauer Zigarettensildern nach. Und das alles spielt sich bei den meisten Menschen zwischen neun und zwölf Uhr abends ab. Für diese armseligen drei Stunden werkeln und schufteten sie von morgens bis abends. Ein bejammernswertes Geschlecht! Kongo-Neger, die auf Palmen herumklettern und sich mit Kokosnüssen werfen, sind vernünftiger als wir.

Der leise, aber bohrende Gedanke, was wird, wenn ich gesundheitlich nicht durchhalte, ist das unerlässliche Wermutströpfchen in diesem Glück.

Träume wieder von einer Blockhütte, draußen irgendwo, und von immerwährender Freiheit. Möchte nichts weiter als im Frühling einen Spaten in die Hand nehmen und Erde umgraben, Beeren pflücken, Kräuter sammeln und Tills Hosen flicken. Ich bin auch zu gar nichts anderem nütze. Am liebsten in das Tessin gehen. Da gibt es viele halbverfallene Gemäuer, um die sich niemand mehr kümmert, ehemalige Hühner- und Ziegenställe, kleine Türme und Gartenhäuschen. Ein bißchen Land müßte dabei sein. Obst, Milch, Trauben, mal ein Butterbrot, ein Ei, ein paar Bücher, eine Katze. Aber es fehlen die fünfzig oder sechzig Mark, die ich monatlich zur Aufrechterhaltung dieser Idylle brauchte. Und so erweist es sich, daß solch scheinbar bescheidene, aber unbürgerliche Ansprüche viel schwerer zu befriedigen sind als die meisten bürgerlichen.

28. *November* Kann nun auch wieder einmal ein Buch zur Hand nehmen. „Knöpfe und Vögel“ von Walther Rode. Überschrift: Funktionäre des Verhängnisses: „Unaufhaltsam wie das Schicksal wandelt der Fanatiker,

der von der Idee gedungene Mörder. Sowie ihn einmal der kategorische Imperativ: „Du hast die Pflicht zu töten“ in Bewegung gesetzt hat, ist er eine unüberwindliche Macht geworden. Sein ist der Helm. Hart und quälend lastet auf ihm seine Mission. Der Prinzipienmensch opfert seinem Prinzip Familie und Vaterland. Anarchie und Verwirrung, das Zerreißen aller Liebes-, Freundes- und geselligen Bande, Ströme Blutes, brennende Städte und rauchende Landschaften kümmern ihn nicht, so nur sein Prinzip weiterschreitet.“

„Er ist ein Dolch. Keine Pforten, keine Leibwachen hemmen seinen Marsch. Nach der Tat vermag er keine Reue zu empfinden. Das Bewußtsein, seine Tat vollbracht zu haben, erhebt ihn. Er hat nur die eine Besorgnis, sein Opfer könne am Leben geblieben sein...

...Ob der Fanatiker mit der Mordwaffe dem Galgen entkommt oder nicht, es wartet seiner ein furchtbares Schicksal: Sein Pantheon ist das Wachfigurenkabinett.“

Bereits 1931 erschienen. Da der Autor ein paar historische Beispiele zitiert, z.B. Friedrich Adler, der den Grafen Stürgkh erschoss und Luigi Lucheni, den Mörder der Kaiserin Elisabeth von Österreich, so hat er ein anderes pathologisches Unikum, an das man unwillkürlich denken muß, nicht im Auge gehabt. „Funktionär des Verhängnisses!“ Denk ich an Deutschland in der Nacht...

4. Dezember Till und ich waren am Sonntag bei Bekannten in G. Es gab Baumkuchen und Autofahrten, eingebaute Badewannen, Hasenbraten, viele schöne Bücher, noch schönere Grammophonplatten, Speiseaufzug und Zentralheizung. Frage mich immer, wie manche Leute es machen, alle Dinge auf einem Haufen zusammen zu haben, wovon mir zu erringen nicht eins möglich ist?

Nachmittags besuchten wir Elisabeth E., die seit einiger Zeit in G. juristische Beraterin einer Industriefirma ist.

Sie war gerade aufgestanden und öffnete im hochroten Samtmorgenrock, hellblauseidenen Pyjamahosen und zersauster Blondheit, fahl und übernächtigt, da sie am Abend zuvor an einer Festlichkeit teilgenommen hatte. Sie gehört wohl überhaupt zu dem Typ Frauen, die morgens nach dem Aufstehen unvoreteilhaft aussehen. Da hilft weder roter Samt noch blaue Seide. Abends, im Lampenlicht, aufgemacht mit allen Raffinessen der Kosmetik, erblühen sie zu Schönheiten. Bei mir ist es umgekehrt. Ich

stimme dafür, daß Schönheitskonkurrenzen für die reifere Jugend am Vormittag ausgetragen werden.

Elisabeth hatte mir bei Gelegenheit ihres letzten Besuches viel von ihrer schönen Wohnung im alten Schloß vorgeschwärmt und hohe Zahlen genannt, die sie für die Einrichtung ausgegeben hatte. Ich erwartete deshalb viel, fand aber nur eine moderne Durchschnittsausstattung, ohne innere Einheit, ohne persönliche Prägung. Stilempfinden ist durch Geldaufwendungen nicht zu ersetzen. Man kann nicht eine blaue Perserbrücke (ein Stück wie aus 1001 Nacht) mit bunten Kretonne-Gardinen kombinieren. Es riß mich geradezu um. Das Glanzstück ist ein hübscher moderner Schrank. Die Sessel sind schlechter Durchschnitt, was die Form betrifft. Neue Möbel müssen schon s e h r schön sein, um das Unpersönliche, das ihnen anhaftet, vergessen zu machen.

Ich möchte es ihr gern sagen, denn die mit soviel anderen Vorzügen ausgestattete E., jung, schön, reich, elegant, kann es sich ja leisten, einen unsicheren Geschmack zu haben. Aber ich weiß nicht, wie ich es ihr sagen soll und ertappe mich dabei, daß ich sage, die Wohnung entzückend zu finden. Da ich mein lautes und leises Denken in Einklang zu bringen suche, mache ich wieder einen gewohnten zerstreuten Eindruck und horche erst wieder auf, als E. mit freudiger Genugtuung erzählt, das Geschick der ihr untergeordneten Männer im Betrieb in der Hand zu halten, Einstellungen und Entlassungen nach Belieben vornehmen zu können und von dieser Befugnis auch ausgiebig Gebrauch zu machen. Till sagte nachher, sie habe „so schaurig angegeben wie zehn nackte Ritter“ – aber ich konnte mich eines leisen, vielleicht ganz ungerechtfertigten Mitleids mit ihr nicht erwehren. Sie scheint die Untreue eines Mannes, den sie sehr geliebt, nun an allen Vertretern des starken Geschlechts rächen zu wollen. Jeder funktioniert wie er muß.

Der Rumäne hat es nicht gewagt, während meiner Abwesenheit das Gas anzuzünden, obwohl ich es ihm vorher erklärte. Infolgedessen ist er ohne Tee geblieben. Ich muß ihn zur Selbständigkeit erziehen, es mangelt ihm sehr daran. Im Allgemeinen scheint er sich ganz wohl zu fühlen, sucht aber immer meine Gesellschaft, was ich als störend empfinde und fängt oft langwierige Gespräche an, die dann plötzlich verenden, weil wir mit der Sprache nicht weiterkönnen. Jeden Kellner, jeden Briefträger, mit dem er einmal ein paar Worte gewechselt hat, nennt er „mein Freund“. Uns westlerischen Menschen ist diese Naivität des Menschseins völlig verloren gegangen.

11. Dezember Heute Nachmittag kam Frau M., die seit einiger Zeit von ihrem Mann getrennt lebt, um mich zu einem Spaziergang abzuholen: „Ich kann nicht allein sein, ich finde es entsetzlich!“

„Aber Sie sind doch gar nicht allein“, versuche ich zu trösten, „Sie haben doch Ihre Tochter um sich.“

„Aber sie ist doch die meiste Zeit in der Schule“, verteidigt sie sich, „und allein spazieren zu gehen – nein, dazu bringt mich niemand.“

Und am Abend kommt der Rumäne und sagt, er müsse ins Café gehen, die Wände des Zimmers kämen auf ihn zu. Alleinsein wäre nicht gut, und ob ich mit ins Café ginge?

Ich bedauerte, ich müsse noch arbeiten, auch wäre mir das Alleinsein nicht gar so schrecklich, ich sei schon zwanzig Jahre allein. Er sieht mich minutenlang fassungslos an, dann geht er stumm hinaus.

Was manche Leute für seltsame Begriffe von Alleinsein haben? Wie viel Unfug sie mit dem Wort „Einsamkeit“ treiben! Echte Einsamkeit ist so selten wie echte Tragik. Sie ist ein gnadenloses Ausgeliefertsein an die Mächte des Daseins, ein ständiges Ringen mit Gott und dem Teufel, Leistung und Bewährung sich selbst gegenüber, in der kein Ausweichen gilt, nur ein: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn“.

18. Dezember Till kam zu den Weihnachtsferien mit guten Klausurnoten, Bartkoteletten und einer kalten Shagpfeife im Mundwinkel. Ich sagte, der Typ „Romanisches Café“ sei passé, man trüge jetzt Luis Trenker im Schneesturm. Worauf dann die Koteletten verschwanden.

Und gestern feierten wir seinen Geburtstag. Ein nachdenklicher Tag, ein Tag mit Rückblicken und Ausblicken. Zwanzig Jahre – eine Spanne Zeit – auf keinerlei Weise einzusehen!

Mit sechs Jahren wünschte er sich eine eiserne Rüstung, um sich einmal in einen Ameisenhaufen setzen zu können, mit vierzehn das BGB, um „zu erfahren, was eigentlich in dieser Welt alles verboten ist“. An seinem siebenzehnten Geburtstag, an dem er sich zum ersten Mal rasierte, sprach er zu seinem Spiegelbild die stolzen Worte: „Wieder ein Mann mehr auf der Welt!“ Söhne mit dieser Mischung von Phantasiebegabung und klarer Nüchternheit wurden in harmlosen Zeiten Dichter und Denker. Heute werden sie Ingenieure und Flieger. Die Träume, die Sehnsüchte und Wünsche haben sich vereinfacht. Sie bewegen sich um Drehgasgriffe, fünf Röhren, sechs Zylinder, und es steht gar nicht zur Diskussion, ob man es bedauern

oder gutheißen soll. Selbst wenn man fürchtet, daß durch diese Entwicklung der Menschheit Worte verloren gehen, die unersetzbar und deren Folgen noch gar nicht abzusehen sind. Denn es kann doch nicht gut ausgehen, wenn sich der Mensch immer mehr aus kosmischen Zusammenhängen löst, sich immer weiter von den naturgegebenen Bedingungen der Erde entfernt. Daß das seelische Gleichgewicht der Menschen immer mehr erschüttert wird, ist wohl nur zum Teil eine Folge der sich immer schwieriger gestaltenden ökonomischen Verhältnisse. Zum anderen hängt es sicher mit dem Verlassen der kosmischen Ordnung zusammen, mit dem gestörten Lebensrhythmus von Ruhe, Ernährung, Schlaf, Arbeit. Eine unheilvolle Unordnung auf allen Lebensgebieten. Da werden täglich neue Maschinen erfunden, um menschliche Arbeit zu ersparen, und die Menschen haben immer weniger Zeit. Das Leben wird beständig schwerer dadurch, daß es angeblich beständig erleichtert wird!

Die wachsende Lebensunlust wird zum Schweigen gebracht wiederum mit Hilfe der Technik. Von innen heraus vermag man sie nicht zu überwinden. Die Märchen- und Wundersehnsucht unserer Seele stillt man im Kino, und die Natur genießt man mit Hilfe donnernder Motoren, wobei die Vielzahl des Gesehenen über die tatsächliche Leere, die Flüchtigkeit und Unbestimmtheit der Eindrücke hinwegtäuscht. Diese Weltenwende, die wir erleben, bringt anscheinend nicht nur eine Umwertung der sozialen Werte, sondern eine Verlagerung der gesamten Werte. Was unsere Jugendjahre unruhig und schweifend machte, was uns noch anrührte in einem Goethe'schen Gedicht, einem Rembrandt-Bild, in den Gedanken Schopenhauers und der Musik Beethovens – das wird vielleicht für unsere Kinder nur noch Museumswert haben. Denn die europäische Kultur liegt anscheinend im Sterben und die große menschheitsumfassende ist noch nicht geboren.

In die Klinik kommen täglich Scharen junger gesunder Bauernburschen, die zum Militär gemustert sind, zur Untersuchung. Sie wollen alle Fallschirmspringer werden! Verlegen zucken sie die Achseln, wenn ich, ganz privatim, nach dem Warum frage, und grinsen, wenn ich ihnen rate, auf der Erde zu bleiben, ihren Acker zu bebauen und sich lieber mal auf eine Luftschaukel zu schwingen, wenn sie derartige Gefühle suchen. Ob sie wirklich nicht weiterdenken? Daran, daß aus diesem nervenkitzelnden Spiel in absehbarer Zeit Ernst werden kann, blutiger Ernst! Und daß sie alle mit ziemlicher Sicherheit ihr Leben verlieren. Ich kann keinen ansehen, ohne den Gedanken, daß er sein Totenhemd wahrscheinlich schon anhat, und möchte sie retten, wachrütteln. Aber anscheinend will keiner gerettet

sein. Was sind das für Mächte der Seele, die – neben aller Zweckverfolgung – die Technik werden ließen? Unheimliche, rätselhafte, tief geheimnisvolle.

Aber es wäre kindisch, die Technik zu verdammen – in Wirklichkeit ist sie eine ideale Sache. Und wenn es mir persönlich auch gleichgültig ist, ob ich für eine Reise von Berlin nach Köln drei Tage oder drei Stunden brauche, so freue ich mich doch auch an den Segnungen des elektrischen Lichts und des WC. Nur die falsche Anwendung der Technik, d.h. ihr Mißbrauch sollte überwunden werden, die dämonische Tendenz, die ihr anhaftet, obgleich sie schließlich nicht dämonischer ist als die Natur, der wir sie abgelauscht haben. Vermutlich trägt der Mensch seine eigne Dämonie hinein. Ist das, was unser ganzes Dasein immer mehr vergiftet, eine Folge der Technik oder wirkt es sich bei der Technik nur so besonders spürbar aus, und die Wurzeln liegen ganz woanders? Kann die dämonische Tendenz der Technik durch eine neue Weltordnung überwunden werden, so daß uns mit dieser Neuordnung auch im Geistigen manches zufallen wird, um das wir uns jetzt vergeblich mühen? Oder muß es in alle Ewigkeit so bleiben, daß der Geist immer ein machtloser Zuschauer ist, ein schwaches Flämmchen gegenüber den lodernden Bränden des Ungeistes, der die Welt drangsaliert? Die geistigen Betätigungen sind doch kaum weniger real als die physischen Erscheinungen. Wir Älteren begnügen uns nicht mit raselnden Maschinen, wir träumen nicht den lauten Traum von der Schnelligkeit. Unsere Anschauung war Schauen. Wir wuchsen und reiften langsam wie Samen in der Erde. Uns war es noch vergönnt, in uns zu horchen. Da war Sammlung aller zerstreuten Kräfte, und alles, was uns anrührte, setzte sich als Kristall neben Kristall und bildete und schuf die Persönlichkeit, im Gleichgewicht mit den schaffenden Mächten des Leibes wie der Natur.

Die Jungen aber müssen heute die besten Quellen in sich verschütten oder verschließen, weil sie sie zum Leben nicht mehr brauchen können. Bei Till, hoffe ich, ist trotzdem keine Gefahr der Verflachung. Ich kann den Göttern nur dankbar sein, wenn er sich nicht an Träume verliert, die bedeutungslos geworden und unerfüllbar sind. Konflikte, Versuchungen, Verzweiflungen und Müdigkeiten, sie werden ihm nicht erspart bleiben. Aber er wird sich in allen Erschütterungen besser behaupten, ihnen weniger hilflos gegenüber stehen als seine Mutter. Zwanzig Jahre, Till! Daß es gut ausgeht, ist eine Gnade des Schicksals, nicht mein Verdienst. Und doch ist es der Sinn, der volle Sinn in diesem scheinbar Sinnlosen.

Wenn dieser Tag auch für mich ein nachdenklicher war, so sollte es doch auch ein Freudentag werden! Ein Gedicht, das ich Till schenken wollte, ist leider Fragment geblieben. Ich hatte den Kopf voll guter Gedanken und den Rhythmus schon im Ohr und fing mit Schwung an:

Substanz von mir!

Und legitim geboren - -

Da klingelte es, und Frau Möhlmann stand draußen und fragte, ob mir meine Aufwartung fortgelaufen sei – die Treppe sähe ja soo aus! Sie wische und bohne jeden Tag, und sie müsse das auch von ihren Mietern verlangen, denn wenn man ein Haus hätte, müsse man es auch gut erhalten, dann hielte es auch, und sie hätte heute große Wäsche und eigentlich gar nicht nötig, sich so abzuwischen, sie könne sich ja zwei Waschfrauen leisten. Dann erörtere sie noch den Zustand der Waschlauge, der Leine und des Wetters, der Hemden ihres Mannes und ihrer Verdauung. Als sie endlich gegangen war und ich ratlos und zähneknirschend die Treppe besah, mußte ich wieder einmal feststellen, daß es mir wahrscheinlich immer noch am nötigen Verständnis für die Psyche einer Hauseigentümerin mangelt, die mit jedem Nagel in der Wand ein Seelenbündnis eingegangen ist. Die Treppe war auf Hochglanz poliert. Selbst ein Unteroffizier vor der Besichtigung durch einen General hätte nichts auszusetzen gefunden.

Aber dieses Intermezzo hatte nun doch den Schwung meiner lyrischen Gedanken so abgebremst, daß ich mich vergeblich um eine Fortsetzung mühte und das Mittelstück des Gedichtes dann so aussah:

- v - v -, - v - v -, - v - v -

Das ist zwar von Morgenstern gestohlen, aber Till ist literarisch nicht so auf der Höhe. Und da mir abends im Bett noch der Schluß einfiel:

Du schmetterst mit heller Fanfare

Dein lachendes Laetare,

Dir hängen am Lebensbaum

Noch goldne Nüsse und rosa Schaum -

Dir blüht noch Weihnachten und der Lenz

Und mir die Abstinenz...

So gefiel es ihm gut, und er meinte, das fehlende Mittelstück könne man je nach Bedarf ergänzen. Wahrscheinlich wäre es doch nur eine „verdrängte Moralpauke“ gewesen.

1. *Weihnachtstag* Wir feierten Weihnachten mit Punsch aus Apfelwein, Eiern und Zimt. Till schenkte mir eine Platte „Boo hoo“. Das dazu gehörige

Grammophon bekomme ich vom „nächsten Geld“. Inzwischen hat er sich das seines Freundes Holm geliehen.

Heute dichtes Schneegestöber. Wir gingen am Nachmittag ein Stück spazieren. Meine Überschuhe modern in der Gegend von Bebra. Jetzt be-reue ich meine Tat. Wegen des hohen Schnees und der nassen Füße kamen wir nur bis ins Lerchental. Auf der Fernverkehrsstraße, die längst alle Ler-chen davongescheucht hat, Autos und Skisportler. Man hörte Hupen und Geschrei bis auf die Lutherkanzel, und Till gab der Vermutung Ausdruck, daß von diesem Felsenvorsprung aus Luther den Verkehr geregelt habe. Wir unterhielten uns über Motorräder, d.h. Till sprach über das „Beiwa-genproblem“ und daß er lieber einen Drehgasgriff in der Hand hätte, als spazieren zu gehen, während ich nebenbei die Frage bedachte, woher ich das Geld für Tills neuen Anzug nehmen sollte und die 300 Mark Semester-geld, die wieder einmal fällig werden. Kam auf den gloriosen Gedanken, das Klavier zu verkaufen. Natürlich! Was steht es auch so ungenützt herum! Schon jahrelang habe ich keine Taste mehr angerührt. Morgen werde ich ein Inserat aufgeben. Heute Abend aber noch einmal Chopin spielen. Die Berceuse vielleicht – traumhaft schön wie der gestirnte Nach-timmel. Chopin – er hatte auch ein trauriges Herz und einen fröhlichen Sinn.

Zuhause tranken wir Kaffee, von dem Till behauptete, er schmecke nach „Hund“. (Er hatte auch ein eigenartiges Aroma, aber ich bestritt es aus er-zieherischen Gründen.) Dachte, Angriff ist besser als Verteidigung und machte ihm Vorhaltungen, weil er die gebrauchten Grammophonnadeln auf die Blumentöpfe warf. Den Rest des Tages Kragen an Tills Hemden er-neuert. Till spielte indessen unentwegt Boo-hoo und schrieb eine Ge-schichte für eine Motorrad-Zeitschrift „Die Puch-Ballade“. Sie handelt von Zigeunern in der Mark Brandenburg, die jedoch nicht ein schönes Mäd-chen, sondern ein noch schöneres Motorrad entführt hatten. Das Ende ist düster, aber ganz und gar unpathetisch. Während er tippte, sann er über das Problem nach, eine Schreibmaschine zu konstruieren, die bei jedem Anschlag nicht nur Buchstaben, sondern gleichzeitig Musik von sich gibt, und zwar sollte es immer die adäquate Vertonung des Geschriebenen sein.

Abends im Film „Versprich mir nichts!“ Till tobte vor Vergnügen. Meine Erinnerung lief um zwanzig Jahre zurück – ich sah mit einem heite-ren und einem nassen Auge zu und dachte das, was Till dann auf dem Heimweg aussprach: „Im Film endet es so. In Wirklichkeit bekommt die Frau ein Kind und der Mann läuft davon...“

2. *Festtag* Gekocht, Strümpfe gestopft, in ausgebeulte Hosenbeine Bügelfalten gezaubert und Knöpfe angenäht. Die „Puch-Ballade“ aus Tills individueller Orthographie in die allgemein gebräuchliche gebracht. Es ist mir rätselhaft, wie er durchs Leben kommen will, wenn er „woh“ und „schwehr“ schreibt. Aber er teilt meine Befürchtungen nicht und verteidigt sich noch: das h sei ein sehr geräuschloser Buchstabe, der gar nicht störe!

Er spielte Boo-hoo, kramte in alten Fachzeitschriften, die bald den ganzen Fußboden bedeckten, suchte in seinen Hosen- und Jackentaschen nach etwa vergessenem Geld und konstruierte aus einer leeren Sardinendose einen Kerzenhalter.

Habe dann noch in alten Briefen gelesen.

28. *Dezember* Heute Mittag, als es endlich ein Uhr geworden war und ich bereits meine Sachen zusammenpackte, kam noch eine Notaufnahme, deren Formalitäten eine halbe Stunde in Anspruch nahmen. Heimwärts wurde ich noch von Fräulein S. aufgehalten. Stehe wie auf Kohlen, denn Till wird hungrig sein. Fräulein S. hat einen Pickel auf der Nase, und ich starre völlig geistesabwesend auf diesen Pickel und habe Mühe, die Frage zu unterdrücken, ob sie diesen Pickel immer habe. Sonst weiß ich nichts zu sagen – meine Gedanken sind bei dem Mittagessen, das ich noch kochen muß. Bin wie erlöst, als sie fragt, wie unsere Weihnachtsfeier in der Klinik verlaufen sei. Ich sagte: „Danke, gut“, obwohl ich mich wegen Hausputz davor gedrückt hatte. Sie erzählte mit bekümmertem Gesicht, die ihre (in der Weltfirma) sei leider gar nicht schön verlaufen. Es habe ja erst ganz gemütlich angefangen mit Kaffee und Kuchen, aber nachher hätten die Herren so viel Bier getrunken, daß sie sich schließlich mit Christbaumkugeln beworfen hätten, und von dem schönen Baum sei so gut wie nichts übrig geblieben. Wie so etwas möglich sei, verstünde sie nicht. Ich pflichte ihr bei, muß aber laut lachen. Sage entschuldigend, dies sei nicht zum Lachen, obwohl es zum Lachen sei und mache durch dieses verworrene Gerede die Gute ganz verwirrt und mißtrauisch. Inzwischen – denn dieser Schwatz ist nicht in das Tagesprogramm einkalkuliert – sind kostbare Überminuten vergangen, und als ich nach Hause komme, hat Till über einer neuen Geschichte „Meine erste Liebe“ vergessen, die Kartoffeln aufzusetzen. Da wir beide hungrig waren und außer Schlafmitteln nichts Eßbares vorhanden war, tranken wir Eierlikör, den uns eine mildtätige Seele zum Fest gespendet hatte, und aßen Äpfel und Butterbrot.

Tills „Erste Liebe“ interessierte mich. Söhne sind, was dieses Thema betrifft, im allgemeinen nicht allzu mitteilksam – Mütter umso neugieriger. Aber schon der erste Satz gab eindeutige Antwort: „Meine erste Liebe galt nicht einem schönen jungen Mädchen, sondern einem alten Motorrad“.

29. Dezember Mein Manuskript, das ich Corbin zur Begutachtung zugesandt hatte, kam zurück mit dem Urteil „mißlungen“.

Die Blätter waren vollgesogen mit dem Geruch jenes Tabaks, vor dem ich schon vor vier Jahren geflohen bin. Danach scheinen seine Manuskripte auch keine Erfolge zu sein, denn wenn ein Mann es zu etwas bringt, rückt er zuerst in der Preislage seiner Zigaretten auf. Aber diese Erwägung tröstete mich nicht darüber, daß er recht hat. Ein Jahr Arbeit umsonst! Arbeit unter welchen Umständen! Aber gerade diese Umstände waren es wohl, die es mißlingen ließen. Da habe ich mal wieder geheult.

Am Nachmittag auf dem Weg zur Klinik glaubte ich ein Anrecht darauf zu haben, auch einmal etwas von der Süßigkeit des Daseins zu kosten und kaufte mir zwei Stückchen Blätterteig mit Kirsch. Aber sie waren dazu bestimmt, mit heißem Kaffee genossen zu werden, denn sie waren in talgigem Fett gebacken, das mir dann als stumpfer Belag am Gaumen klebte.

30. Dezember In der Klinik ist in diesen Tagen weniger zu tun – dafür zuhause umso mehr. So gleicht sich alles wieder aus. Die Mehrzahl der Schwestern und Ärzte ist verreist, und die noch Dienst tun, sind vom vielen Feiern etwas angegriffen. Dr. Fischer hat einen Gesichtsfurunkel. Wer andern in der Nase bohrt, fällt selbst herein! Er rief mir heute zu, daß die Schreibmaschine des Behandlungsraumes geölt werden müsse, weil sie „kratze“. Täglich hat er andere derartige Wünsche, womit er einen striezt. Ich stand dann ratlos mit meinem Ölkännchen davor. Wo sollte ich hier Öl hingießen? Vielleicht auf die Walze? Da wäre der Erfolg am sichtbarsten. Ich bin, im Gegensatz zu meinem Sohn, sehr unmechanisch veranlagt. Schwester Frieda fragte teilnehmend, warum ich so tiefsinnig vor der Maschine stünde. Sie kann Dr. F. auch nicht leiden. Er fledert herum wie ein Irrwisch, macht aber nur Wind, mit dem er andere antreibt. „Ölen?“ fragt sie, „kommt gar nicht in Frage. Die Maschine war erst zur Reparatur. Sagen Sie ihm, Sie hätten geölt, dann wird er sich beruhigen. Und wenn er sagen sollte, sie kratze noch immer, so antworten Sie, dann müsse sie eben wieder zur Reparatur – dann wird er schon still sein.“ Ich beneide die Menschen,

die solche Lebensweisheiten aus dem Ärmel schütteln. Mir fehlt jede Begabung dazu.

Draußen ist dickes Flockengestöber. Drinnen schmurgeln die Akten auf den Heizröhren. Ich lasse sie auch immer über Nacht darauf liegen in der Hoffnung, daß... Aber leider wird des Nachts auch die Heizung abgestellt. Im Sommer hoffte ich auf Erdbeben und Taifune. Ich möchte wissen, ob Erdbeben auch im Winter stattfinden und sehe im „Kleinen Knauer“ nach. Aber der äußert sich nicht darüber.

Schwester Else singt den ganzen Tag „Drei Engel sind hereingetreten“, und ich denke: Na, wenn schon! Dann habe ich schlechte Laune, weil ich gern zu Neujahr einen Kuchen backen möchte und keine Zeit dafür habe.

Da Till gestern maulte, wie feierten zu oft den „Tag der deutschen Bratkartoffel“, so gab es heute Grünkohl. Während ich ihn zubereite, flattern noch Diktatfetzen durch mein Gehirn von „Tuben-Ostium bei Autoskopie nach Gyergyai“, von „Punktion der Paukenhöhle und Rosenmüllerschen Gruben“, Dinge, die mich verfolgen, weil ich nicht weiß, was sie bedeuten, es aber gern wissen würde. Der Rumäne schaut durch die Küchentür und erzählt, daß Herr Goga Ministerpräsident geworden sei, daß König Karol eine Mätresse habe, Madame Lopescu, deren Vater Armeelieferant sei, und daß Josef siebzig Jahre alt war, als er mit Maria nach Ägypten floh. Er kann sich jetzt schon ganz gut verständlich machen. Natürlich brennt inzwischen der Kohl an, und Till erzählt dann beim Essen, daß sein Freund Holm in Berlin manchmal ins Schauhaus gehe, dann brauche er drei Tage nichts zu essen. Ich überhöre das. Überlege aber, wieso die Erziehung einen solchen Defekt aufweisen kann und suche Versäumtes nachzuholen. Der Rest ist Resignation.

Die Post brachte einen Brief vom Rechtsanwalt, der um sechzig Mark Vorschuß ersucht (Tills Unterhaltsansprüche), und ein Leser eines Gedichts schreibt mir einen gefühlvollen Erguß. Wünsche, der geneigte Leser hätte mir sechzig Mark gesandt und der Rechtsanwalt die Liebeserklärung.

Habe das Klavier verkauft. Heute wurde es aus dem Haus geschafft, „als wär's ein Stück von mir“. Ein Reichspostkabellöter schenkt es seiner Tochter zum Geburtstag.

Die „Jugend“ hat wieder ein paar Gedichte angenommen: „Elegie“, „Konsultation“ und „Wiegenlied für meinen großen Sohn“. Und als ich auf dem Weg zur Klinik in einer menschenleeren Straße die „Deutsche Zukunft“ lesen wollte – wann soll ich es sonst tun? – entdeckte ich auch den

„Besorgungszettel“, der schon fast ein Jahr auf der Redaktion lag und Moos ansetzte.

Nachmittags beim Nervenarzt. Eine ältere Frau saß im Wartezimmer und kam mir mit kleinen Hupfschritten entgegen: „Ich sitze schon eine Stunde hier! Wenn nicht bald jemand kommt, passiert etwas!“ Sie erzählt, sie habe jeden Morgen schreckliche Angst vor dem Aufstehen und sie sei auch schon einmal in einer Anstalt gewesen und ihr Sohn sei Bahnbeamter und er hätte gesagt...

Glücklicherweise wurde sie in diesem Augenblick abgerufen, und ich dachte beklommen: Sollte es mit mir auch schon so weit sein? Inzwischen habe ich Zeit, mich auf diese Konsultation vorzubereiten, die mir jetzt als ziemlicher Unfug erscheint. Was will ich hier? Wie könnte der Arzt das Brandmal in meinem Inneren fortwischen, das wahrscheinlich gerade auf der Stelle sitzt, wo es den Lebenskern zerstört, der das ganze Gefüge zusammenhält. Ob er etwas davon ahnt, wie kalt und unerbittlich das Leben in einer schlaflosen Nacht aussieht? Von dem Hexentanz der Gedanken, die einen wie ein Schwarm wütiger Hornissen anfallen? Von dem donnernden Schlag des ermatteten Herzens, von der Traumangst Poe'scher Gesichte, von der Weltraumeinsamkeit, die einen beschleicht, wenn man hört, wie einer nach dem anderen im Hause zur Ruhe geht und man selbst allen bösen Stimmen unbarmherzig und schutzlos ausgeliefert ist, daß es scheint, als sagten die Ängste in der Nacht die ganze, die unverstellte und allein gültige Wahrheit des Lebens aus? Weiß ich nicht mehr von meinem Körper oder meiner Seele nach so vielen Jahren vertrauten Umgangs als so ein fremder Mensch? Das, was mich wieder den seit vielen Jahren verloren gegangenen Schlaf zurückgewinnen lassen würde, das kann er nicht geben – nicht die äußere Veränderung der Verhältnisse, nicht den inneren Auftrieb, mich wie Münchhausen am eignen Schopf aus dieser Wirrnis herauszuziehen. Soll ich es nun wieder erleben, wie er in seinem Rezeptbuch blättert: „Haben Sie dies schon versucht? Oder dies?“ Dann die leichte Ungeduld, wenn es nicht anschlägt, wenn er mit diesem Fall nicht vorankommt. Im Grunde ist die Diagnose Ha-Ypsilon längst fertig in seinem Kopf. (Frage mich, ob es nicht in Zeiten wie diesen mehr f ü r den Menschen spricht, wenn er ihnen unterliegt als wenn er sie besteht?)

Warum es den Ärzten nur so schwer fällt, die Grenzen ihres Könnens einzugestehen? Man weiß doch, daß sie keine Götter sind, nicht einmal Halbgötter, und daß man keine Wunder erwarten darf, weil sie auch nur

Menschen sind. Ich entziehe mich nicht den Konsequenzen der Begrenztheit ihres Könnens. Aber warum versuchen sie, diese Grenzen zu vertuschen? Dazu bin ich auch noch ein sehr schlechter Anwalt meiner eigenen Angelegenheiten. Man muß wohl in herzbewegenden Klagen jammern können, mit jenen kleinen Übertreibungen, die erst die rechte Würze ergeben. Eindringlich und wortreich alle Symptome schildern, uferlos durcheinander reden, kurz dem Arzt auf die Nerven fallen. Wortreiche Menschen erreichen mehr als schweisgsame und sachliche. Auf wen macht es schon Eindruck, wenn man die schlichte Wahrheit redet. Unwahres wird immer leidenschaftlich beteuert und – geglaubt.

Leise schlich ich aus dem Wartezimmer.

31. *Dezember* Das neue Jahr braucht mir gar nichts zu bringen. Ich wäre schon dankbar, wenn es mir manches nähme von dem Zuviel, was mir das alte aufgepackt.

Wir haben Sylvester bis um zehn Uhr gefeiert mit dem üblichen Familienpunsch aus Apfelwein, Eiern und Zimt. Der Rumäne saß eine Stunde bei uns. Er erzählte, daß in seiner Heimat außer dem Jahresanfang am ersten Januar auch das Fest des heiligen Vasilie gefeiert würde und daß alle Männer, die Vasilie heißen (anscheinend jeder zweite), an diesem Tag betrunken seien. Und dann sagte er, wie schon oft, daß der Mensch nicht gemacht sei, allein zu sein und beklagt sich, daß in Deutschland in den Gaststätten und Cafés „die Leute nur sitzen stumm oder lesen Gazeta, nicht sprechen, nicht lachen. In Rumänen so etwas unvermöglich!“ Und von seiner Tochter erzählt er: „Meine Puppe, die schönste der Welt, ist gefettet, wo ich in Deutschland bin, weil ich nicht ihr kann geben Schokolad und Bonbon jeden Tag.“ (Er scheint es nötig zu haben, Pädagogik zu studieren!) Im weiteren erzählt er, es gäbe nur vier Stradivari-Geigen auf dem Mond. Ich sehe ihn etwas verwundert an – sollte der Apfelwein-Punsch, dieses Kinderbelustigungswasser...? Frage, woher er das wüßte, und als sich nach einer Weile herausstellt, daß er „die Welt“ (monde) meint, zuckt er die Schultern: „Deutsche Sprache nicht einfach. Deutsche Sprache mehrfach!“

Dann ging er mit Till noch in die Stadt, um deutsches Sylvester kennenzulernen. Und ich – ich habe die alten Briefe verbrannt.

1. *Januar 1938* Heute setzte sich Till stöhnend, aber unter Grammophonbegleitung, mit seiner Graphostatik und etwas, was Cremona-Plan

heißt, auseinander. Abends wollte er „ganz groß“ ausgehen und trifft bereits am Nachmittag Vorbereitungen wie eine Primadonna. In jedem Zimmer liegen Kleidungsstücke verstreut. Seine Krawatten findet er plötzlich schäbig und murmelt etwas von Smoking und Lackpumps. Ich murmele: „Ja, vom nächsten Geld“ und finde, daß seine Hände mit den nicht mehr zu tilgenden Spuren irgendwelcher obskurer Basteleien viel mehr das Gesamtbild einer Persönlichkeit drücken als eine handgenähte Krawatte aus meinem Tanzstundenkleid. Schließlich vermißt er seinen Kragenknopf. Wir kriechen auf allen Vieren durch die ganze Wohnung, finden aber nur versprengte Nüsse und festgetretene Rosinen. Das ganze abendliche Unternehmen scheint auf diesem verlorenen Knopf zu balancieren. Bis Till auf die rettende Idee kommt, statt des Knopfes eine Schraube mit Mutter anzubringen. Der Krawattenknoten verdeckt diese eiserne Pracht und wir freuen uns beide über diese Lösung.

2. Januar Heute kamen die sylvesterlichen Fischgräten, von den zartesten Heringsgräten, die sich in die Mandeln gespießt hatten, bis zu den robustesten Karpfenskeletten tief in der Speiseröhre. Draußen ist zudem Ohren-Nasen-Halswetter und drinnen deshalb Hochbetrieb. Immer wieder Otitis med. ac., chronische Rhinitis, Tonsillitis und andere Itis. Früher bei Professor Groß kamen die Versteinten, Verkalkten, Verstopften, Verwässerten, Versäuerten, Verzuckerten, Verbitterten. Man ist versucht, Gottfried Benns Wort in großen Lettern an die Wand zu malen: „Meint Ihr, um solch Geknolle wuchs die Erde von Sonne bis zum Mond?“

Und noch etwas kam heute: Meine Kündigung!

Das schreibt man nun so, und das Papier nimmt es auf wie alles andere, was man ihm anbietet. Ich aber – ich fiel in abgründige Tiefen der Trostlosigkeit, und Tills Tröstungen, die er auftischt, schüren nur meine Verzweiflung. „Laß dich nicht ins Bockshorn jagen, wirst schon wieder eine Arbeit finden. Das war ja doch kein Zustand dort. Sei froh, daß du aus der Hundetürkei herauskommst. Wer weiß, was nun kommt!“ Ja, wer weiß es?

So war es natürlich nicht gemeint, wenn ich vom neuen Jahr erbat, mir manches zu nehmen. So nicht. Daß es mir gleich alles nimmt: Essen und Trinken, Kleider und Schuhe usw. Wie sagt Balzac? „Der Kampf mit dem Hunger, also das wirtschaftliche Problem, entwickelt Lagen von erstaunlich hohem menschlichen Interesse.“ Aber um das zu erfahren, brauchte ich nicht arbeitslos zu werden!

Ich war zwölf Jahre in diesen Kliniken. Ich habe Verantwortung getragen und mich aufgeregt, wenn es nicht nötig war. Ich habe meine Chefs oft gelästert und ihnen das Öffnen des Galgen an den Hals gewünscht. Aber wenn „Seine Insuffizienz“ am Schreibtisch saß und an den Nägeln kaute, habe ich manchmal noch einen Ausweg gewußt und ihm diesen so beigegeben, als wäre es sein eigener Einfall. Ich habe hin und wieder einen staatlichen Briefbogen für Privatzwecke verwandt und in freien Minuten eigene Manuskripte auf der staatlichen Schreibmaschine getippt. Das alles geschah allerdings in der viel geschmähten Systemzeit – jetzt weht ein anderer Wind. Ich habe gestöhnt, geflucht, geweint wegen dieser Fron und mir tausendmal gesagt, es könne nicht der Sinn meines Lebens sein, meine Tage in einem Büro zu versitzen, Gedanken anderer Leute zu schreiben und gerade soviel Geld zu bekommen, daß es für Miete, Bratkartoffeln und elektrisches Licht reicht. Dienst und Pflicht – sie lagen wie eine Rüstung auf der Brust und diese Rüstung schmerzte. Ich habe mir gewünscht, einmal, nur einmal so zu leben als hätte das Leben keinen anderen Sinn als den des Seins. So sein zu dürfen, wie ich muß – war das nicht ein endlich erworbenes Recht? Das schwere Herz – nur darum schwer, weil jeder Morgen grau heraufzieht und man weiß, daß der Abend grau dahingehen wird, ein lautlos sich drehendes Rad – und daß man in lauter leeren Raum gestellt ist, so weit die Wolken reichen.

Ich habe mir tausendmal ausgemalt, wie es sein würde, wenn ich eines Tages diesen Weg nicht mehr zu machen brauchte, wenn ein Erdbeben, eine Feuersbrunst, das große Los oder ein Prinz in einer goldenen Kutsche mich dieser Pflicht enthöbe. Ich würde singen und Purzelbäume schlagen, mir die Kleider vom Leib reißen, um tiefer und voller atmen zu können und Sonne, Monde und Sterne gleichzeitig am Himmel sehen. So habe ich mir vorgestellt, daß es sein würde. Aber nun ist es anders.

Nun sitze ich da und knabbere an den Nägeln. Till entwirft Pläne für die Zeit, da ich frei sein werde. Ich könnte mir einen Garten pachten, dichten, schreiben, sonntags mit ihm Motorrad fahren! Aber was wird es anderes werden, als mir wieder ein neues Büro zu suchen! Und wenn es mir gelungen ist, muß ich das unerhörte Glück preisen, und wenn es mir nicht gelingt – ja, was dann? Ich bin müde und möchte von allem nichts mehr wissen. Ich sitze da und spüre, daß wieder einmal eine Epoche meines Lebens, wie viele schon vordem, zu Ende gelebt ist, ohne daß ich auf etwas Erreichtes blicken kann, und daß ich trotzdem nicht den Kopf hängen lassen darf. Geht es überhaupt bei uns Heutigen noch um Erreichtes? Oder

nur darum, in dem wilden und wirren Wust des Zeitalters sich zu behaupten, nicht darin verloren zu gehen und die Kraft aufzubringen, dieses Stück Weltgeschichte in sich zu verarbeiten und als unverlierbaren Besitz in sich zu tragen. Damit hat man freilich die geheimen Mächte des Menschenlebens kennengelernt wie keine andere Generation vor uns. Und diese Erkenntnis ist ja für uns, die wir alle auf einem Vulkan tanzen, schließlich ein Gewinn, mit dem man sich auch in kommenden Katastrophen zurechtfinden kann.

7. Januar Wiedersehen mit Corbin nach fast vier Jahren. Da seine Zeit sehr knapp bemessen war und wir über das verunglückte Manuskript reden wollten, opferte ich meine Mittagspause und ging den weiten Weg zum Südbahnhof. Ich war lange nicht in dieser Gegend gewesen, verlief mich, bis mir die Landschaft verdächtig fremd vorkam und ein Bahnhof auch von einem Optimisten nicht mehr erwartet werden konnte. So mußte ich ein ganzes Stück zurücklaufen und stellte atemlos ankommend fest, daß der Zug nicht um halb, sondern erst nach drei Uhr ankam. Saß dann eine halbe Stunde müde und fröstelnd vor mich hindösend in der schmutzigen Halle. Als der Zug einlief, lief ich hinaus, um beide Ausgänge übersehen zu können. Aber Corbin kam nicht, und als sich der letzte Reisende verlaufen hatte, schlenderte ich enttäuscht stadteinwärts und trank, weil ich fror, in einem Café eine Tasse lauwarmen Kaffee. Auf dem Weg zur Klinik spielte ich mit dem Gedanken, mir neue Überschuhe zu kaufen. Es lag überall schmutziger Tauschnee, und das Wasser lief in großen Bächen über die Straße. Aber als ich meine Nase in den Wind hielt, witterte sie neues Frostwetter, und so habe ich mir die Überschuh-Gelüste noch einmal verkniffen.

Im Büro setzte ich mich vor eine dicke Mappe vergilbter Blätter, die alphabetisch zu ordnen waren. Es waren die Leidensgeschichten verstorbener Hirngeschwülste und aus den dünnen Blättern, aus denen mir immer wieder „Eröffnung der hinteren Schädelgrube“ oder „Kleinhirnbrückenwinkel-Tumor mit letalem Ausgang“ oder auch nur „Obduzent Dr. K.“ entgegen sprang, stieg Verwesung auf. Schließlich raschelten die Blätter wie mürbe Knochen. Mir wurde ganz elend zumute und die zunehmende Benommenheit meines Kopfes ließ in mir die Gewißheit reifen, daß sich etwas Ähnliches in meinem Schädel vorbereitete. Ich beschloß, das Leben vor der völligen Verblödung noch zu genießen.

Abends gegen acht kam Corbin – mit Handkuß und Blumen! Er war natürlich doch mit dem Nachmittagszug gekommen. Ich hatte ihn nur verpaßt, weil er erst seinen Koffer zur Aufbewahrung gegeben hatte. Wir schwatzten viel krauses Zeug, lauter Nebensächlichkeiten, die wir eigentlich gar nicht meinten, überstürzt, in halben Sätzen und kurzen Andeutungen. Ich habe ihn nicht nach Weib und Kind, nicht nach seinem Roman, nicht nach seiner Arbeit bei den MNN gefragt, und über mein Manuskript sprachen wir genau zwei Sätze. Er zeigt unerhört schöne Fotos und will zum Frühjahr mit seiner Leica zur Vogelbrut ins Donaudelta. Auch lud er mich für den Sommer nach Aibling ein. So lange ich dort bin, darf ich dann seinen antiken Ring tragen.

Heute Morgen blieb uns zum Erzählen noch eine knappe halbe Stunde, währenddessen ich Tee kochte und herumrannte und nicht wußte, ob ich Blumen gießen, Staub wischen oder nur ganz allgemein aufräumen sollte und Corbin sich irgendwo rasierte und, Schaum vor dem Mund, mit offenem Messer immer hinter mir herlief.

Auf einmal war es bereits dreiviertel acht Uhr, und wir stürzten fluchtartig davon. Corbin fragte, ob ich nicht auch um neun oder zehn Uhr zur Klinik gehen könnte (!), und ich raunte ihm zu, möglichst leise die Treppen herunter zu schleichen. Frau Möhlmann brauchte ja nicht gerade zu merken, daß ich einen männlichen Gast beherbergt hatte – obgleich ja dem Reinen ziemlich alles relativ rein sein sollte...

Aber als die Flurtür hinter uns zuschlug, da hatte ich statt meiner Mappe mit Schlüsseln, Taschentuch, Puder und Frühstück die Aschen- tonne an der Hand, und nun mußte ich wohl oder übel Frau Möhlmann herbeirufen, die dann auch mit einem Häkchen öffnete. Ich hätte Corbin gern eine Tarnkappe übergestülpt, aber so weit sind wir leider noch nicht mit der Technik.

Corbin begleitete mich noch bis zur Klinikpforte. Ein blasses Frührot hing über den Dächern, das sich schnell vertiefte. Kleine graue Wölkchen schwammen im Rosaroten, plusterten sich auf und zerfielen. Ein Vogel zirpte beharrlich einige Töne, immer wieder die gleiche melodische Folge. Es klang wie das Üben einer Etude aus Clementis „Gradus ad Parnassum“. Wir nahmen Abschied und meinten wohl, alle Fäden berührt zu haben, mit denen wir verbunden waren, aber wir hatten uns doch nur gründlich darin verwickelt vor lauter Lärm und Hast. Und als das Tor hinter mir zufiel mit rostigem Gequietsch und kaltem Geklirr von Eisen, da wußte ich nur, daß eben das Leben vorbeigeflogen war.

Mittags schwankte ich zwischen Ausruhen, Kochen und Schreiben. In der Wohnung roch es nach Corbins Zigaretten. Ich aß drei Äpfel und ging, nachdem ich alle Fenster aufgesperrt hatte, zu Frau Müller. Sie hatte mir neulich erzählt, daß sie nun nach jahrelangem Herumzigeunern eine Wohnung gefunden habe, und mich eingeladen, sie zu besuchen. Da man zum Um- und Einzug in eine Wohnung Blumen mitbringt, ergriff ich die Tulpen von Corbin (honi soit...), die ich gern selbst behalten hätte, und machte mich auf den Weg. Es war eine Wohnung in einem alten Patrizierhaus, eine Wohnung mit einer Atmosphäre, die ich liebe. Sie beschwört gemütvolle Zeiten herauf, man denkt an schöne Feste, Gläserklingen, Gelächter, Gesang. Das alles gehört in diese Räume, es schwingt vergänglich in ihnen, und ich müßte es aufleben lassen, wenn ich in ihnen wohnte. Nur der Gedanke, daß Till wahrscheinlich in diesen saalartigen Gemächern Motorradrennen veranstalten möchte, tröstete mich darüber, daß die Wohnung nicht mir gehörte, denn wir würden uns sicher nicht über die Termine unserer Veranstaltungen einigen können, und die schönste Wohnung ist keinen Familienzweist wert.

Wir plauderten von diesem und jenem. Frau Müller sagte, daß jeder Mensch ein Recht habe, sich sein Leben so einzurichten, wie er es brauche. Ich stimmte ihr begeistert zu, sah durch das Fenster auf kahles Baumgeäst und auf einen kleinen Bahnhof, wo alle paar Minuten ein Züglein hielt und ein Schaffner immer wieder rief: „Pa-ra-dies! Pa-ra-dies!“ Das Ganze wirkte wie der Ausschnitt aus einer kleinen Bühne, und ich beneidete die Leute, die schon bei Lebzeiten im Paradies ankamen.

Schließlich sagte Frau Müller, wenn sie manchmal den ganzen Haushaltskram satt hätte, so zöge sie für ein paar Tage ins Hotel. Hotelwohnen wäre herrlich, man brauche immer nur zu klingeln und sonst gar nichts. Wieder stimmte ich begeistert zu. Sagte, das sei eine großartige Idee, die ich nachahmen wolle, und wir verstanden uns ausgezeichnet, bis ich zu meinem Schrecken feststellte, daß es gleich drei Uhr war, und überstürzt zum Dienst rannte und mir nur wünschen konnte, recht bald auch einen Bruder zu bekommen, der Kammersänger ist und mir alles bezahlt. Sicher würde dann auch Till diese Gattung Mensch sympathischer finden und sie nicht mit Rehpinschern in einen Topf werfen.

Was aber tue ich mit meinem Manuskript? Corbin sagt: Umarbeiten! Aber dazu bring mich jetzt keine Macht der Welt. Allein sein Anblick verursacht mir Widerwillen. Bin außerdem völlig verbiestert, weiß nicht einmal, ob ich den Helden triumphieren oder untergehen lassen soll. Bin mehr

für untergehen. Aber dann fragt man wieder: „Warum so negativ? Wo bleibt der Triumph des Geistes über die Materie?“ Ja – wo bleibt er eigentlich?

Eile hat es auch nicht mit der Arbeit. In den nächsten 996 Jahren kann sie sowieso nicht erscheinen. Ob ich mit ihr an einem stürmischen Tag auf die Sonnenberge gehe? Dann hätten die Laubenkolonisten noch ihre kleine Freude. Fragte Till, was er dazu meine. Aber er antwortet, daß sein Motor in den Vergaser patscht und der Kolben „frühstückt“.

11. Januar Gestern Abend war ich bei Frau Marthe Graßhoff eingeladen. Diesmal mußte ich Blumen kaufen, und da es eigentlich in Italien schneit, waren sie teuer. Auch Frau G. hat eine neue Wohnung bezogen, die sie mir mit Leibniz-/Ecke Kantstraße angegeben hatte. Da aber diese beiden Straßen parallel laufen, und es den Gesetzen der Geometrie widerspricht, daß sie eine Ecke bilden, so fand ich sie nicht. Meine Nachtblindheit trug auch nicht zur Aufhellung der Sachlage bei, und ich fragte mich, warum es im Zeitalter der Technik keine beleuchteten Straßenschilder und Hausnummern gibt. Mußte umkehren und eine Viertelstunde bis zum nächsten Telefonhäuschen gehen. Till würde sagen, daß die seltensten Pannen bei mir die häufigsten seien. Frau G. holte mich dann unter einer Laterne ab. Es wehten ganz linde Lüfte mit einem Vorgeschmack von Frühling und der Mond schaukelte hin und wieder auf den Wolken. Eigentlich hätte ich gern den Rest des Abends unter dieser Laterne zugebracht – aber wie soll man das einer seriösen Dame plausibel machen, ohne daß sie auf unseriöse Gedanken kommt!

Ich hatte noch kein Abendbrot gegessen, gab aber „ja“ zur Antwort, als sie mich danach fragte, und langte dann doch öfter in das Teegebäck, als schicklich sein mochte. Ich wußte nicht recht, wovon ich reden sollte – wir hatten uns jahrelang ganz aus den Augen verloren. Sie war inzwischen mehrfach Großmutter geworden – durfte ich das erwähnen, ohne taktlos zu sein? Ich erwähnte es zum Glück nicht, denn als sie nach einer Weile darauf zu sprechen kam, sprach sie nicht von ihren Enkeln sondern von den „Kindern der Kinder“.

Heute Morgen, als ich zur Arbeit ging, übten die Vögel schon ihre frühen Lieder: „Zuzzegret – Zuzzegret“. Die hochgelegene Hegelstraße wirkte wie eine Mole, die in die Unendlichkeit führt. Am Himmel war ein fahles Grün mit gelben Rändern, in dem violette Fische schwammen. Dieses Licht übertrieb die Konturen der Häuser, so daß sie eher Symbolen als Realitäten

glichen. Dann fraßen die Fische das Gelbe, und als ich vor der Klinik stand, war alles grau in grau.

15. Januar Wie kalt und feindlich ist die Welt in einer schlaflosen Nacht! Liege immer lange wach, ehe sich die Tumulte in meinem Kopf beruhigen. Wie das sein muß, sich einfach hinzulegen und einzuschlafen! Kein Spielball boshafter Trolle zu sein! Nicht von tausend und abertausend Dingen verfolgt und gequält werden! Manchmal steht mein ganzes Leben wider mich auf, zusammen mit dem gärenden, unverdaulichen Kohl des Jahrhunderts, der allein schon genügt, starke Männer umzuwerfen. Wann war uns einmal eine Atempause vergönnt inmitten dieser fortgesetzten fieberhaften Veränderungen? An normale Verhältnisse hat man nur noch undeutliche Erinnerungen aus der Kinderzeit. Till und seine Generation kennt überhaupt keine! Und welchem ungeheuren geistigen und seelischen Druck ist man als Frau heute ausgesetzt, in einer Zeit, die alle fraulichen Empfindungen unerbittlich abwürgt. Innerlich kann man verbrennen in dieser Atmosphäre dauernd unterdrückter Empfindungen des Hasses, des Ekels, der Auflehnung und Hilflosigkeit.

Fiel dann in einen unruhigen Schlaf, in dem ich intensiv träumte. Ich war das Mädchen aus dem Märchen, jene Pechmarie, die in einen Brunnen fiel. Vögel sangen und reife Früchte riefen mir zu: Pflücke uns! Aber ich bin gezwungen, weiterzugehen auf der Suche nach irgendetwas. Komme an ein baufälliges altes Haus. Es ist unbewohnt, es droht Einsturzgefahr. Irre darin herum, springe über große Löcher im Fußboden, Treppen sind nicht mehr vorhanden. In einem Zimmer steht noch mein blaues Bett. Suche den Ausgang und gerate in eine dämmrige Stube, wo um einen Tisch schweigend eine Familie bei dampfendem Essen sitzt. Es ist eine Situation aus meiner Kindheit – ich erkenne sie wieder. Ich sage etwas, aber niemand bemerkt mich, und ich denke, vielleicht sind sie tot und schließe wieder die Tür. Finde eine andere, die ins Freie führt. Da steht ein Mann in einer Nische der Hauswand. Er hat seinen Hut tief ins Gesicht gezogen. Frage, ob diese Straße nach oben führt. Aber ich erhalte keine Antwort. Schweigend umfaßt er mich und tanzt mit mir durch die nächtlichen Traumgassen. Ich singe laut: Lippen schweigen, s' flüstern Geigen, hab mich lieb.... Freue mich, daß meine Stimme klar und melodisch klingt und tanze schwerelos als berühre ich gar nicht den Erdboden. Schließlich werde ich müde. Zeige dem Mann meine Handgelenke, es tropft Blut aus ihnen. Wie ich aufschau, ist es ein anderer Mann, der mich im Arm hält und weiter mit mir

tanzt – weiter, weiter. Schon ist es wieder ein anderer. Wandeln sie sich oder ist es immer dasselbe Phantom? Ich kann nun nicht mehr aufhören. Einmal diesen Tanz begonnen, muß ich ihn fortführen. Das Blut rinnt heftiger aus meinen Handgelenken. Keiner will es sehen, keiner achtet darauf. Leer und dunkel stehen die Häuser, verlassen liegen die Gassen. Vor einem Haus sitzt ein kleines Kind. Ein Pferd galoppiert vorbei. Schnell, schnell! Ich ziehe das Kind mit mir fort. Ich krieche mit ihm durch Stacheldraht, springe mit ihm durch Feuer, fliehe mit ihm vor giftigen Nebeln. Schließlich stemme ich meine Schulter gegen die Wand eines Hauses. Es gelingt, sie ein wenig beiseite zu rücken. In den kleinen Spalt schiebe ich das Kind. In einem Erdloch habe ich es in Sicherheit gebracht. Till! Till!

Ich wollte schreien, aber es wurde nur Stöhnen. Mein Kopf schlug auf die Bettkante, und der Schmerz erhellte einen Augenblick mein Bewußtsein: ich träume ja nur. Aber dies ist das Ärgste, das Allerärgste.

Eine Uhr schlug eine volle Stunde und unten fuhr mit Getöse immer wieder ein Motorrad um das Häuserviereck. Fehlzündungen knallten wie Schüsse in mein eben wieder verdämmerndes Bewußtsein. Ich ging hinaus auf den Balkon. Der Himmel war verhangen. Kein Stern. Leise rieselte ein Regen. Die Kälte des blechbeschlagenen Bodens, auf dem in kleinen Lachen Regenwasser stand, ließ mich erschauern. Zurück ins Zimmer. In die Küche. Kaltes Wasser auf die klopfenden Pulse – auf den Flur – wohin will ich? Ich bin doch mein eigenes Gespenst! Die Welt gehört dem Starken.

Dann war der Schlaf wie eine Eisdecke über einer dunklen Wassertiefe. Heimliches Frohlocken: es trägt, es trägt mich! Da ist noch eine kleine schütterte Stelle in der rings erstarrten Fläche, unter der es pulst und gluckst. Gleich wird auch sie sich geschlossen haben, nur Geduld! So winzig ist diese offene Stelle, immer kleiner wird sie. Das sichere Ufer so nah. Soll ich mit einem kleinen leichten Sprung - nur Mut - ich komme schon hinüber ans rettende Ufer... Und dann setzt das Herz mit einer stoßenden Zuckung ein. Es splittert um mich wie Scherben. Eingebrochen! Schneidend mit spitzen Kristallen dringt die Welt in mein Bewußtsein und Schweiß bedeckt den ganzen Körper.

Ja, die Welt gehört dem Starken. Ich muß klar und nüchtern über den Dingen stehen. Und darf nicht ermatten, jetzt nicht mehr, so kurz bevor ich meine Lebensaufgabe erfüllt habe. Ich muß mich fester an die Kandare nehmen. Wahrscheinlich geschieht alles mit einem falschen, viel zu großen Aufwand an Intensität. Nehmend und benommen von allem, hängend und verhängt in jedem Zustand. Stur werden, stur wie ein Roboter. Ein leicht

bewegtes Herz war schon zu Goethes Zeiten ein elend Gut auf dieser wankenden Erde.

Manchmal in solchen Nächten zwingt es mich zum Schreiben, und dann ist es als habe sich ein fremder Geist des meinen bemächtigt und führe mir die Feder. Ich bin nichts als ein willenloses Medium. Mein Hirn wirft feurige Blasen und schleudert eruptionsartig Gedichte heraus, die seltsamerweise dann auch der nüchternen Wirklichkeit des Tages standhalten. In dieser Nacht entstanden: Nocturno, Pygmalion, Liebeslied, Gebet eines alten Kindes.

19. Januar Sturz auf der Treppe mit gefülltem Ascheneimer. Ich lag da und konnte nicht aufstehen, nicht schreien, nicht sprechen, und alles war wie beim Untergang von Pompeji mit Asche bedeckt. Frau Möhlmann und der Rumäne, vom Gepolter herbeigelockt, trugen mich hinauf und betteten mich auf die Couch. Große Schmerzen im Rücken. Kann mich nicht rühren. Arzt tippt auf Lendenwirbelbruch, was ich ihm ausrede. Der Rumäne sagt tröstend: „Ein Zwischenfall in der Zeit ist üblich.“

Frau Möhlmann brachte mir ein Glas Rotwein. Sagte, mich abschätzend auf der Couch betrachtend. „Gott Ihre Beinchen! Es ist ja wirklich nichts dran an Ihnen. Ein Mann kann Sie nicht brauchen!“

Beinchen! Meine von namhaften Künstlern gezeichneten, modellierten, verehrten und begehrten Beine! Na warte! Trotz meiner Schmerzen, dem Schock, der mir noch in den Gliedern lag, und dem pflichtschuldigen Dank für das Glas Wein, bemühte ich mich um eine bissige Antwort, die ihr Zweizentnergewicht zum Gegenstand haben sollte. Sie fiel mir aber leider erst ein, als sie schon gegangen war.

Verbrachte die Nacht in Kleidern auf meinem Lager. Ausziehen war unmöglich. Mußte aber doch am Morgen aufstehen, dem Rumänen Tee kochen, Zimmer aufräumen und Feuer in meinem Ofen machen. In meinem Rücken wühlen Dolche, kreisen Sägen. Stoße manchmal einen gellenden Schrei aus, mit dem ich aber nur mir selbst auf die Nerven falle. Arzt tippt auf Rippenbruch, was ich ihm ausrede.

21. Januar Ich soll geröntgt werden, kann aber keine Stufe, viel weniger drei große Treppen hinuntergehen. Bin erstaunt, was man alles mit dem Rücken macht: husten, gähnen, niesen, greifen. Der Schmerz ist jedes Mal so durchdringend, daß ich zusammensinke und das, was ich gerade in der

Hand halte, fallenlasse. Gestern war es ein Topf mit kochendem Wasser, heute meine schöne Empire-Teekanne.

Arzt tippt nun auf Losreißung einer Niere, was ich ihm wieder ausrede. Bin neugierig, auf was er noch verfällt. Es ist weder ein Knochenbruch, noch ist ein lebenswichtiges Organ betroffen, so viel weiß ich. Für eine Zerrung oder Prellung tut es allerdings zu weh.

Frau Möhlmann brachte mir eine Flasche selbstgekochten Himbeersaft und sagte, man gäbe ja gern jemandem, der nichts hätte. Dafür saß sie stundenlang hier bei mir, mit dem Recht, das ihr der Himbeersaft verliehen, und kostete meine Hinfälligkeit genießerisch aus, indem sie sich jetzt für die jahrelange Kühle und knappe Freundlichkeit, mit der ich sie bedachte, schadlos hält. Sie klagte in rührend falschen Tönen, daß ihre Liddy schon drei Tage nicht geschrieben habe und daß sie das kolossal aufrege, denn Liddy habe neulich einen Schnupfen gehabt, und man könne nie wissen, was daraus entstehen könnte. Wenn man ein Kind nicht mehr unter seinen Fittichen habe, käme man aus den Sorgen nicht heraus.

Ich beruhigte sie, daß das Kind doch jetzt in der Obhut eines Mannes wäre und außerdem dreißig Jahre alt, und ein Schnupfen im Allgemeinen nicht zum Tode führe, und daß sie ganz gewiß spätestens übermorgen schreiben werde. Während dessen sprang mir ihr Foxl auf mein schmerzendes Gedärm und sucht mich im Gesicht zu lecken, was mich zu heftigen Abwehrbewegungen und Schmerzensschreien veranlaßte. Frau M. sagte, es sei ein undankbares Vieh – sie füttere ihn und andere liebte er. Vollschlank wäre jetzt modern und ich solle mich umstellen (?), und ob ich ihr nicht einen Rat geben könne, wie sie von ihren 170 Pfund 30 Pfund loswerden könne, und warum ich denn für meine Jahre so gar kein bißchen fraulich aussähe, man könnte ja Till und mich für Geschwister halten. Sie fände das nicht schön. Eine Mutter müsse eine Mutter vorstellen, und warum ich eigentlich Till erlaube, mich beim Vornamen zu nennen – Respekt müsse doch sein... Ich finde den Himbeersaft zu teuer bezahlt.

24. Januar Heute zum Röntgen in der Klinik. Der Taxichauffeur und der Rumäne trugen mich die Treppen hinunter. Die Präliminarien des Röntgens dauerten von neun bis ein Uhr, das Durchleuchten selbst einen Augenblick. Erst warten. Dann noch mal warten. Rückgrat abklopfen. Anziehen. Alles äußerst schmerzhaft. Hilfe gab es nicht. Auf Taxe warten. Mit Taxe zur Krankenkasse, um den Genehmigungsschein abstempeln zu lassen. Zurück und wieder warten. Noch einmal ausziehen und auf einen

Holztisch klettern. Es ging nicht ohne Schreie, über die ich selbst immer erschrecke, denn ich bin solch laute Äußerungen meiner Natur nicht gewöhnt. Da lag ich nun auf dem Tisch und wartete wieder eine Weile. Und dann mußte ich natürlich auch wieder herunter von dem Tisch, der muldenförmig ausgehöhlt war – ohne Hilfe, und mich wieder anziehen. Und nochmals warten. Befund: Muskelzerreißung.

Die „Deutsche Zukunft“ möchte mehr Gedichte, hat alle neulich entstandenen angenommen. Ein Unbekannter sandte mir auf mein „Nocturno“ eine poetische Erwiderung.

Frau Möhlmann erzählt, Liddy habe nun eine Wohnung gefunden, aber sie sei teuer, und ich könnte von Glück sagen, so billig bei ihr zu wohnen. Außerdem müsse Liddy die Hälfte der Instandsetzungskosten tragen, und sie machte ein kummervolles Gesicht. Ich sagte diesmal, daß Liddys Wohnung sicher in einer weniger popeligen Gegend läge, und daß ich ja immer die ganzen Kosten für Instandsetzungen tragen müsse – worauf sie sagt, daß sie morgen große Wäsche habe und hoffentlich das Wetter so bliebe.

2. Februar Heute an Tills Arm und mit Hilfe eines Stocks spazieren gegangen.

Das Wetter war so frühlingshaft, es litt mich nicht zuhause. Die Sonne schien schon etwas warm, und an den Erlen baumelten goldene Lämmerchwänzchen. (Hoffe, daß es Erlen waren!) Im Mühlthal waren viele geputzte Sonntagsleute, Kleinbürger, das Weltall beschnüffelnd, vorsichtig und doch überlegen. Wir schlugen einen Seitenweg ein, quer durch den Wald. Gingen durch raschelndes graues Gras, stolpterten über weiche Maulwurfshügel und schwarze Kaninchenlöcher. Wie viel hier draußen jetzt gebaut wird! Kleine Häuser, große Häuser, noch auf den unzugänglichsten Höhen und in den sonnenlosesten Tälern. Ich kann es mir noch immer nicht abgewöhnen. Mit Neid, geradezu mit Gier auf jeden Ziegelstein zu starren, den Bauplan zu rekonstruieren, die Zimmer im Geist einzurichten, als wären sie die meinen. Was für Leute mögen es wohl sein, die sich hier ansiedeln? Männer mit Fahrrädern oder Auto und Telefon. Mit Frauen, die den ganzen Tag ihre vier Zimmer putzen, und die dann noch, wenn der Mann hungrig nach Hause kommt, ihm zurufen: „Ach Karl, hol mir doch schnell mal ein Pfund Sauerkraut!“

Aber Till schüttelte den Kopf: „Seit wann bist du unter die Optimisten gegangen? Siehst du denn nicht, was das wird? Was man auch baut, es werden stets Kasernen...“

Da war meine gute Laune dahin. Sie kam auch nicht wieder, als mir Till lange Vorträge über Weltrekorde im Motorradfahren ab 1908 hielt, über die verschiedenen Luftwiderstandstheorien und sämtliche Stromlinienverkleidungen, die es jemals gegeben hat.

Dann warfen die Berge tiefere Schatten in die Täler. Der Himmel im Westen glich einer gewaltigen Feuersbrunst, in der schmerzerfüllte Gestalten kämpften und die verzerrten Arme rangen. Mir wurde alles zum Symbol und wie eine Wolke Sand kam plötzlich die Erschöpfung über mich. Ich war in meiner Gier, das schwungvolle Wetter auszukosten, doch etwas zu weit gegangen. Der Heimweg schien mir unüberwindlich. Überlegte, ob man sich nicht im Walde eine Höhle für die Nacht bauen könnte, aus Zweigen und Moos, so wie als Kind, mit einem Polster von Tannenreisig. Till versprach mir vom „nächsten Geld“ eine Blockhütte zu bauen, wenn ich für dies eine Mal noch mit nach Hause ginge. Er faßte meinen Arm fester, während er umkehrte, und erzählte mir, um mich von diesem Thema abzulenken, von einer neuen Art sich morgens wecken zu lassen. Das Wekkerrasseln ginge im „auf den Wecker“, weil es ihn so an seine Internatszeit erinnere. So ziehe er jetzt abends beim Schlafengehen, wenn er seine Schuhe vor die Tür stelle, ein Schnürband unter der Türe durch, das er locker an den Auslöser des Grammophons binde, und wenn am Morgen seine Wirtin die Schuhe aufnimmt, löst der kleine Ruck den Apparat aus, und er würde mit Musik geweckt. Es sei eine sehr angenehme Art aufzuwachen, und ich fand das auch, und mit dem Erzählen und noch anderer Geschichten waren wir fast zuhause angelangt.

Ich hatte nachher die etwas unklare Empfindung, daß wir unsere Rollen vertauscht hatten, daß ich plötzlich kindisch und Till erwachsen geworden war. Ich erinnerte mich an Zeiten, da Till erklärt hatte, nicht – aber auch wirklich nicht einen Schritt mehr laufen zu können, und ich ihn mit Geschichten und Bonbons gefüttert hatte, um ihn unmerklich nach Hause zu locken. War aber zu müde, der Sache auf den Grund zu gehen.

Zuhause entdeckten wir eine Maus in der Küche. Das Aufstellen einer Falle verhinderte Till: „Die will doch auch leben.“ Ich mußte ihm beipflichten, dachte aber an die Ameisen vom Herbst (von denen ich Till wohlweislich nichts erzählt habe) und gab meiner Befürchtung Ausdruck, daß mir die Maus vielleicht meine letzte trockene Brotrinde wegfräße. Etwas später kam Till und sagte, er habe Speck vor das Mauseloch gelegt, damit sie sich nicht an meinem Brot zu vergehen brauche. Ich fand diese Parallele zu den

Ameisen so komisch, daß ich laut auflachte, was Till natürlich mißdeutete, denn er sagte, bei mir käme die Naivität immer „so ruckweise durch“.

4. Februar Ich habe ein angeborenes Grauen vor öffentlichen Gebäuden, in denen Behörden nisten. Sie erinnern mich immer an Fallen, an ein Gelände, das mit Fußangeln und Selbstschüssen bespickt ist. Das Rascheln von Papier klingt den Ohren wie das Rasseln von Ketten, und die Tendenz, diese Art Gebäude aufzusuchen, ist immer eine ausgesprochen lustlose. Aber heute brauchte ich für meine Anwaltssache ein Zeugnis über Tills „Vermögensverhältnisse“. Manche Frauen haben Männer, die ihnen solche Gänge abnehmen oder besser: überhaupt solche Prozesse ersparen.

Ich ging also zum Rathaus. Von dort schickte man mich zum „Stadthaus“, 5. Stock, Fahrstuhl außer Betrieb. Von da zur Kämmerei. Aber die eigentlich „zuständige Stelle“ war dann erst das Polizeigebäude. Inzwischen war mehr als eine Stunde vergangen und nur meinem zerrissenen Rückenmuskel, der mich arbeitsunfähig macht, verdanke ich es, daß ich überhaupt diese Angelegenheit erledigen konnte.

Ein Schild an der Tür besagt: Nur Montag, Mittwoch, Freitag geöffnet. Es war Donnerstag. Mein Hinken am Stock übertreibend, trat ich trotzdem ein. Sagte, der Weg sei mir schwer geworden, man möchte eine Ausnahme machen und mich heute abfertigen.

„Ja, wir haben heute keine Geschäftszeit – können Sie denn nicht ...“

„Nein, Sie sehen ja, morgen wird es mir kaum besser gehen.“ Ich geizte nicht mit Schmerzäußerungen.

„Können Sie denn niemand anders schicken?“

„Nein, ich bin allein.“

„Für Ihren Sohn wollen Sie das Zeugnis? Na, da muß Ihr Sohn kommen!“

„Er ist aber noch nicht mündig.“

„Wie alt ist er denn?“

„Zwanzig.“

„So. Na, einundzwanzig, da ist er mündig.“

„Möglich. Aber jetzt ist er erst zwanzig.“

Pause.

„Sind Sie sein gesetzlicher Vormund?“

„Nein.“

„Da muß der Vormund kommen.“

„Der wohnt in Ostpreußen.“

Pause.

„Wohnt Ihr Sohn bei Ihnen?“

„Nein, in W.“

„In W.? Polizeilich gemeldet? (frohlockend) Na, dann sind wir ja hier gar nicht zuständig. Da muß er das Zeugnis in W. beantragen!“

„Aber er ist doch noch nicht mündig.“

„Wie alt ist er?“

Da wandte sich der Gast mit Grausen ab und begab sich auf die Suche nach einem Drehbuch-Autoren, der mit Scherz, Satire und tieferer Entrüstung alle sich aus den sieben Einwendungen ergebenden neuen Möglichkeiten ausspinnt und mich an den Tantiemen beteiligt.

5. Februar Bin nun nach Wiederaufnahme meiner Arbeit (meine Kündigung gilt erst ab April) in eine andere Abteilung versetzt. Angeblich ein leichter Posten. Ist es wirklich nur wieder das vielseitig Neue, das bei der neuerlichen Umstellung auf meinen morschen Kopf einstürzt und mich denken lässt, ich sei vom Regen in die Traufe gekommen? Sitze in einem großen Raum zusammen mit drei Beamten und einer Schwester. Der eine, ein mickriger Junggeselle, trocken und saftlos wie altbackenes Brot, hat meine Sympathien, weil er schweigsam ist, sich nicht an politischen Erörterungen beteiligt, woraus man immerhin schließen kann, daß er kein Nazi ist, und auf meine dummen Fragen freundliche Antworten gibt. Und da sich die meisten Menschen gehoben und glücklich fühlen, wenn sie ihre Überlegenheit in irgend etwas demonstrieren können, so frage ich ihn sehr oft. Der andere ist ein gepflegter, gut aussehender Mann in mittleren Jahren, der dritte ein junger Dachs mit zackigem Gehabe und donnernden Schafstiefeln, mit denen er, wie im Büro, so auch in der deutschen Außenpolitik rumtrampelt. Mit Ausnahme der Schwester, die immer auf den Beinen ist, sind schon alle jeden Morgen um zehn Uhr mit ihrer Arbeit fertig, was mich hoffen läßt, es auch dahin zu bringen. Die übrigen Stunden des Tages werden mit Scheinarbeit verbracht, unterbrochen von frühstücken und vespern, Zeitung lesen, politischem oder persönlichem Tratsch, Besuchen in Nachbarbüros unter dem Vorwand einer dienstlichen Besprechung, von denen sie lange nicht zurückkehren. Aber immer muß Arbeit geheuchelt werden, vor sich und den anderen, und da es oft gar nicht leicht ist, den Schein aufrechtzuerhalten, machen sie aus dem Spitzen eines Bleistiftes, aus dem Zusammenfalten eines Briefbogens zeremoniöse Kulthandlungen. Wie demoralisierend muß das auf die Dauer sein! Könnte man nur

nach Hause gehen, wenn man sein Pensum geschafft hat, und dort etwas Vernünftiges tun! Aber wo bliebe dann der heilige St. Bürokratius, der ja seine Priester braucht! Frage mich, wie bringen es ausgewachsene Männer im Vollbesitz ihrer Kräfte nur fertig, so ihr Leben zu vertun? Aber schließlich – Bären und Auerochsen gibt es nicht mehr...

7. Februar Gestern war wieder Großkampftag. Zuhause stand ich vor leeren Töpfen und einem vollen Korb Bügelwäsche. Schwankte zwischen Ausruhen, Rechtsanwalt gehen und Schwarzwurzelputzen. Aß zwei Eier mit Brot und ging dann zum Friseur. Mittägliche Stille in dem Betrieb. In der Herrenabteilung, die ich im Spiegel überblicke, sitzt ein eingeseifter Herr, den ich als Tills früheren Schuldirektor erkenne. Wir hatten öfter einen Strauß miteinander. Er sagte mir, aus Till würde nie etwas werden, er sei ein „unbotmäßiges Element“. Das war damals, als er auf die Frage, wer die Helden der Vorzeit gewesen seien, geantwortet hatte: „Die Ichtyosaurier.“ Oder war es anlässlich der Geschichte mit dem Schemel und der Holzlatte?

Auch er sieht mich im Spiegel, aber keiner will den anderen kennen. Der jüngste Boy macht sich an ihm zu schaffen. Ich höre den Herrn Direktor sagen: „Das Messer ist stumpf.“

„Das Messer soll stumpf sein?“ fragt gedehnt im unverkünstelten Dialekt Karl Mays der Kleine, „Das Messer is nich stumpf – Sie sind vielleicht een bißchen nerfees heite...“

Mit einem Fluch springt der Herr Direktor auf, donnert: „Du Lausejunge!“ schmeißt ein Glas zu Boden, wischt sich erregt die Seife aus dem Gesicht, wirft dem Piccolo die Serviette an den Kopf und rennt, mit weißen Schaumkrönchen geziert, auf die Straße, gefolgt von dem Entschuldigungen stammelnden Geschäftsinhaber, der dem Jungen unheilverkündende Blicke zuschleudert. Ich gab ihm für den Spaß meinen letzten Fünfiger, hatte dann allerdings für die Glückwunschkarte zu Elisabeths Geburtstag kein Porto mehr und klebte Rabattmarken drauf. Wenn die Post nicht kleinlich ist und den guten Willen anerkennt, wird sie sie stempeln. Andererseits sieht E. den guten Willen und wird sich das Richtige schon denken.

8. Februar Kam spät und abgekämpft aus dem Dienst. Das Tellerchen mit Ei und Kresse ins Zimmer tragen? Den Tisch decken? Ich verzehrte es gleich in der Küche, schob das gebrauchte Geschirr unter den Gasherd, um es aus den Augen zu haben. Abwaschen? Viel zu müde. Es müßte kleine

Tiere für solche Arbeiten geben. Auch der Ausguß sah mich vorwurfsvoll an, er leidet an Verstopfung. Man müßte einen Draht suchen, eine Stricknadel. Unten das Knie aufschrauben – das Gewinde war beim letzten Mal schon überdreht. Man müßte Bindfaden aufdruseln und dazwischen legen. Morgen. Jetzt will ich zu Bett. Gehe ins Zimmer und weiß nicht mehr, was ich dort wollte. Nehme eine Zeitung vom Tisch und lese ein paar Sätze, ohne ein Wort zu begreifen. Die Blumen müßten gegossen werden, und der befremdend hohlhallende Ton von Schritten und Türenklappen kommt daher, weil die Gardinen abgenommen sind und gewaschen werden müßten. Hinter der kahlen Fensterwand steht schwarze Nacht mit ein paar Lichterpünktchen ferner Laternen, die die Höhe der drei Stockwerke deutlich machen und die Empfindung vermitteln, hoch oben, etwa in einem Baum, ein Nest zu haben. Eine Weile sehe ich gedankenverloren hinaus. Wie das wohl sein muß, einmal wirklich und voll zu leben? Als Kind wollte ich Weltreisende werden – einmal auf dem Eiffelturm stehen und die Umdrehung der Erde spüren, schwanken sollte es da oben zwei Meter hin und her, oder die Wüste durchwandern... Aber nun glaube ich nicht mehr, daß man das Schwanken der Erde dort spürt und daß das große Glück da ist – höchstens bebrillte Ladies, die durch Zeissgläser gucken und Ansichtskarten schreiben. Und in die Wüste braucht man auch nicht mehr zu gehen, die Wüste ist zu uns gekommen.

Bringe mein Bett in Ordnung, das noch vom Morgen her liegt, wie ich es verlassen habe. Stehe vor dem Spiegel und tupfe mir Hautcreme ins Gesicht, hier einen Klecks und da – ein Anblick der mich zum Lachen reizt. Es gehört nicht viel dazu, mit so einer Nase wie ein Clown auszusehen! Es fällt mir Hardens Ausspruch über Fontane ein: „Seine Augen stehen wie ein Band Goethe in einer Feldwebelstube“ – das kann ich wohl auch auf mich beziehen. Verreibe die Hautcreme ziemlich achtlos. „Um die Augen herum einklopfen!“ Wenn sich die Krähenfüße trotzdem vertiefen, hat man wenigstens seine Schuldigkeit getan. Torheit schützt vor Alter nicht. Ich möchte in Ruhe alt werden – nicht diesen lächerlichen Kampf. Ein Baum bekommt auch eine rissige Rinde zu seiner Zeit. Und da findet man es durchaus in Ordnung.

Von irgendwoher dringen die Töne eines Klaviers: wabernder wollüstiger Wagner. Neuerdings von oben gefördert als adäquate Begleitmusik bombastischer Zeiten. Die vorgebaute Hausecke wirkt wie ein Schalltrichter – ich werde hier ausziehen müssen. Till gab den Rat, mir einen Fesselballon auf ein Hochhaus zu montieren, dann hörte ich nur Sphärenmusik,

außer dem fahrplanmäßigen Nachtbrummer von Erfurt. Warum eigentlich Flugzeuge nicht herunterfallen? Anscheinend sind physikalische Gesetze nur zum Schrecken der Pennäler erfunden. Geheimnisvolle Sache, die Technik.

Grelles Klingeln schrillt in meine Gedanken. Das „gefährlich-leben“ bringt es mit sich, daß man bei Klingelzeichen, noch dazu in später Abendstunde, erschrickt. Aber draußen stand nur Anny Uhl mit der Bitte um ein Nachtquartier. Sie trug Loden, einen schweren Rucksack und derbe Schuhe und erzählte, mit der Arbeit in der Schweiz habe es nicht geklappt, sie sei als lästige Ausländerin über die Grenze abgeschoben worden, wäre zu Fuß über die Alpen getippelt, und da das Fahrgeld nur bis S. gereicht habe, sei sie „schwarz“ gefahren und kurz vor dem Bahnhof hier aus dem fahrenden Zug gesprungen. Wenn ich kein Nachtlager für sie hätte, schliefe sie auf drei Stühlen oder rolle sich in den Teppich.

Wenn ich auch überzeugt war, daß vieles in dieser Geschichte reine Fantasie war, so schämte ich mich doch, eben noch über mein Los gemurrt zu haben. Die drohende Arbeitslosigkeit stand mir plötzlich in ihrer ganzen Schwere vor Augen.

Ich richtete ihr die Couch her, und sie packte inzwischen ihren Rucksack aus. Noch immer belastet sie sich mit den unmöglichsten und überflüssigsten Dingen, was mich wieder lebhaft an unsere gemeinsames Wirken bei Professor Groß erinnerte. Aus dem Rucksack kamen neben vielem anderen eine Blumenvase, ein Apparat zum Kirschenentsteinen und einer zum Strümpfestopfen, verschiedene Bleistiftspitzer, ein Lesebuchhalter und ein Kartenspiel. Die Karten breitete sie auf dem Tisch aus, um mir daraus die Zukunft zu lesen: „Ins Haus kommt ein Geschenk auf Sie zu. Verdruß treten Sie mit Füßen. Bote kommt auf Sie zu und bringt ein Geschenk von einer Freundin, die Ihnen in Liebe zugetan ist. Erfolgskarte fliegt ins Haus und zu Ihnen in gerichtlichem Geld durch Protektion von einem Herrn, dem Herzenskönig gegenüber. Dann liegt im Beruf noch Krankheit, die aber deckt sich mit dem Glücksbuben.“

Sie sah mich mit durchdringendem Ernst an, und ich verzog auch keine Miene, und weil mir der Spruch so gut gefiel, schrieb ich ihn mir auf. Nachts träumte ich dann von einem alten Haus, das ein Bote auf dem Rücken trug. Oben aus dem Dach schaute ein junger Königssohn in einer närrischen Uniform. Er winkte mit einem Lebkuchenherz, darauf stand: Innsbruck, 21. März 1910, 5 Minuten vor Mitternacht. O, Prinz Violet Karmin! Wie lange willst du noch in meinen Träumen spuken?!

Ich wachte auf. Der Mond schien, das Zimmer war taghell. Die kleine Uhr auf dem Nachtschränkchen zeigte fünf Minuten vor Mitternacht. Die Falten meiner Bettdecke hatten sich durch ein Spiel der Schatten zu einem Krokodil geformt, das mich tückisch anschielte. Eine Bewegung hätte genügt, dieses Gaukelbild zu zerstören, – aber ich wagte es nicht. Die Vernunft redete mir zu. Aber es war ganz sicher, daß die Vernunft Unrecht haben würde und daß das Untier zuschnappte, wenn ich auch nur die kleinste Bewegung machte. Erst nach einer Weile, als mit dem Wandern des Mondes das Ungeheuer lautlos vergangen war, wagte ich, die Hand auszustrecken, griff Schreibblock und Stift und notierte:

Für den jungen König:

Ich möchte ein Ding sein,
Ganz klein und gering sein:
Wind, der mir um die Nase weht,
Schnee, der an deiner Haut zergeht.
In deiner Achselhöhle möchte ich schlafen gehen,
Von deinem Hutrand mir die Welt besehn,
Wie im Märchen der Däumling –
So klein und gering
Wie ein Kragenknopf –
Daß du fluchst,
Wenn ich fehle
Und nach mir suchst.

9. Februar Habe heute einmal das von Corbin beanstandete Manuskript durchgesehen. Er hat recht bissige Bemerkungen hineingekritzelt, wie „vermanschte Poetik“, „Quatsch, Papier!“ oder: „Kümmere dich gelegentlich auch mal um die Interpunktion, manchmal muß man auch vor „und“ ein Komma setzen“. Da geriet ich sachte in Zorn. Fühlt er sich als großmächtiger Lektor? Von mir aus kann er drei Komma vor das „und“ haben und sie sich wie Hirschzähne an seine bayrische Uhrkette baumeln. Es ist doch nur offenbare Nachlässigkeit. Ich erinnere mich, daß er sich vor Jahren schon einmal wegen ein paar vergessener Gänsefüßchen aufspielte. „Vermanschte Poetik“ lasse ich gelten, das ist sachliche Kritik, aber das andere ist Nörgelsucht. Dadurch ist mir plötzlich sein ganzes Urteil fragwür-

dig geworden, denn es fehlt C. offenbar der Sinn für wichtig und unwichtig. Dazwischen steht manchmal anerkennend: „das ist gut erzählt“ oder „sehr anständig“. Ich sehe alle Beanstandungen ein, und doch ist meine Situation die eines Scheintoten, dessen Ohr zwar alle Zurufe vernimmt, dem es aber ein innerer Lähmungszustand unmöglich macht, danach zu tun.

Tills „Puch-Ballade“ ist erschienen. Seine „Erste Liebe“ und das „Buch vom Motorrad“ angenommen. Er rechnet schon die Gelder aus, die das eintragen wird und hat für mindestens die dreifache Summe Wünsche und Pläne: ein Motorrad namens R5, einen Smoking, eine Leica. „Das brauche ich für meinen Beruf. Und du bekommst die Blockhütte, den kleinen Schimpanse und eine Flasche Apricot Brandy“. Da aber mit dem Apricot der kleine Affe zwangsläufig verbunden sei, freute er sich über diese Sparmöglichkeit.

11. Februar Wir haben meinen Geburtstag gefeiert. Auch ohne der Astrologie verschrieben zu sein, halte ich es für keinen glückbringenden Start, am Aschermittwoch geboren zu sein.

Ich schenke mir einen Schlafanzug und einen kleinen blauen Hut aus dem Ausverkauf und Strümpfe mit kleinen Fehlern. Auf Überschuhe habe ich nun endgültig verzichtet. Warum sollen Frauen um die Beine wie Kanalarbeiter aussehen? Die Traubenrosinen, die dem Tisch den unerläßlichen Schimmer von Luxus geben sollten, hatte ich leider schon zwei Tage vorher aufgegessen. Daß sich der Mensch nach einer Richtung hin ausleben muß, scheint mir bei derartigen Exzessen doch keine genügende Entschuldigung.

Till kam am Nachmittag von W. herüber. In lässig-kameradschaftlicher Art klopfte er mir auf die Schulter: „Tag, Jul. Gratuliere dir!“ Das ist das Äußerste, was er sich an Gefühlsausbrüchen gestattet. Ich glaubte aber, an diesem Tag ein Anrecht auf eine zärtlichere Begrüßung zu haben und sagte: „Keinen Kuß?“

„Kostet nen Groschen“, lachte er aus seiner sicheren Höhe von 1,85 m herab.

„Dann wenigstens eine Umarmung!“

„Zehn Prozent Bedienung“, lachte er und schob mir eine Flasche Apricot in den Arm.

Wohin sind die Zeiten, da ich ihn noch mit meinen Zärtlichkeiten überfallen konnte! Ich bekam dann natürlich doch noch Umarmung und Kuß,

aber nachdem der Apricot die Hemmungen beseitigt hatte. Warum habe ich eigentlich nicht eine zärtliche Tochter statt dieses rauen Sohnes?

Er brachte wieder Holms Grammophon mit und einige seiner verrückten Platten. Weil ich mich sehr über meine Gaben freute und weil zudem Faschingszeit ist, zog ich den Schlafanzug an und setzte mein neues Hütchen auf. Till wollte nicht zurückstehen, schlüpfte in meinen Rock und setzte sich mein altes Schleierhütchen aufs Ohr. Dann hantierte er mit Farbstiften und Puder im Gesicht herum, was er „die Karosserie überholen“ nannte. Und plötzlich hatte ich eine zwar zweifelhafte, aber mondän aussehende Tochter. Ach nein, ich möchte keine Tochter! Es wäre halb so nett. Man würde sich nicht ergänzen, sondern vermutlich gegenseitig aufheben.

Till ging mit wackelndem Popo durchs Zimmer, übertrieb Haltung und Gesten ins Groteske und bemühte sich, gebildete weibliche Konversation zu machen, indem er vom Goethe-Schiller-Denkmal vor dem Weimarer Theater schwafelte. Zu seiner eigenen Verblüffung kam er aber schon nach den ersten zwei Sätzen zu einer durchaus männlichen Frage: ob Goethe wohl Motorrad gefahren hätte, wenn...

Immer wieder mußte ich Apricot kredenzen, immer wieder saß er vor dem leeren Glas. Schließlich mixte er ihn mit Milch, Zitronensaft und Pfeffer und taufte diesen Cocktail „Renngemisch“. Ein treffender Name, denn er bekam bald darauf sehr eilige Empfindungen.

Das Grammophon „kratzte sich eins“. Duke Ellington: Solitude. Eine Musik, deren Wiege halb in Bayreuth, halb in Zentralafrika gestanden haben muß. Um den vielstimmigen Lärm dieser „Solitude“ noch um eine Stimme zu bereichern, pfiff ich quer dazwischen, was Till, dem der Apricot wohl schon ein wenig den Verstand trübte, zu der Bemerkung veranlaßte, wenn ich piffte, sähe ich aus „wie eine Sphinx, die Leopillen schluckt“.

Als es gerade am lautesten und lustigsten zuing, klingelte es – einmal, zweimal, dreimal. Ich flüchtete mit meinem Schlafanzug ins Bett, Till in seine Hosen. Er öffnete schließlich, ohne daran zu denken, dass er rote Herzen auf den Backen hatte und knallrote Lippen. Es war Frau Möhlmann, die mal wieder Gebrauch von ihrer angeborenen Begabung für unpassende Momente machte. Sie wolle mir nur sagen, daß morgen der Schornsteinfeger käme. Das sagt sie mir seit Jahren, ohne daß ich um den Grund und die Bedeutung weiß. Vermute ein hausfrauliches Ritual dahinter und scheue mich zu fragen. So sage ich nur: „Schornsteinfeger am Abend, erquickend und labend“. Aber sie sagt, er käme vormittags. Vom Lachen und vom Apricot habe ich einen etwas illuminierten Kopf, und wie sie an meinem Bett

steht, verdrehe ich die Augen und stöhne, um sie zum Fortgehen zu bewegen. Wieso ich denn schon wieder im Bett läge, fragt sie, noch dazu mit solchem Fieber? Mit mir wäre ja gar nichts mehr los. Ich solle Kamillenumschläge machen oder Melissengeist nehmen. Ja, es werde eben jeder einmal alt, dagegen sei kein Kraut gewachsen. Was ich denn eigentlich machen wolle, wenn ich einmal nicht mehr arbeiten könne? Till sei doch noch ein großes Kind für seine Jahre – er hätte ja eben ausgesehen – na, sie ihrerseits sei froh, eine Tochter zu haben und keinen Sohn, und wenn man sie so gut verheiratet hätte wie sie ihre Liddy.

Hier rief ich Till, er möge doch das Fenster aufmachen, es sei keine gute Luft im Zimmer, worauf denn auch der beabsichtigte Erfolg eintrat und Frau M. sich empfahl, weil sie kalte Füße bekam.

Draußen hatte sich inzwischen der Himmel verfinstert. Es ging ein Unwetter mit Donner, Blitz und Hagel nieder. Gewitter im Februar! Ob das ein Symbol für das kommende Jahr ist?

Da Till in Klausurarbeiten steckt, fuhr er schon am Abend wieder nach W. Ich wollte mir noch nachträglich ein Geburtstagsgedicht verfassen, denn ich war angenehm angekurbelt. Den ganzen Nachmittag hatte ich den Tonfall im Ohr gehabt, auch einzelne Reime, wie: „Trotz Kalender und Physiologie – so jung wie heute war ich nie...“, aber bis ich die Wohnung aufgeräumt hatte und mich zum Schreiben niedersetzte, war alles wieder verflogen: Alkohol, Reime und Gemütsstimmung, und ich ging resigniert zu Bett.

12. Februar Draußen ist es inzwischen wieder Winter geworden, eine dick verschneite Welt. Jeder Zaunpfahl trägt ein Hütchen, die Pferde, soweit sie noch nicht ausgestorben sind, klingelnde Glöckchen, die Menschen rote Nasen, und die Schneeglöckchen, die uns so leichtfertig etwas vorgebimmelt haben – ja, das haben sie nun davon! Wenn ich im Büro einmal Zeit habe, an etwas Außerdienstliches zu denken, so denke ich an meine nicht vorhandenen Sommerkleider. Der Mensch lebt eben nie in der Gegenwart, und ich schließe mich den Leuten an, die bezweifeln, ob es überhaupt eine gibt. Immer ist alles Erwartung oder Erinnerung. Es ist, als wenn man von einer Brücke aus in einen Fluß schaut. Es strömt an und strömt ab und ob sich die Gegenwart unter jenem schmalen Steg vollzieht, auf dem wir stehen und angeln – wer wollte das behaupten? Es ist dies gerade kein

neuer, aber sich immer wieder anbietender Vergleich, der dazu verpflichtet, daß man dem Leben, wenn man ihm schon keinen Sinn geben kann, wenigstens einen Unsinn gibt.

Till hat morgen Semesterabschluß und geht für einige Wochen als Werkstudent in eine große Motorradfabrik. Er hat die Beziehungen, die er sich durch seine literarischen Arbeiten geschaffen hat, so gut auszuspielen verstanden, daß es ihm als einzigem seiner Schule gelungen ist, in dieses Werk zu kommen. Nun strahlt er.

Ich sitze abwechselnd an der Näh- oder Schreibmaschine, um teils seine Hemden, teils sein neues Manuskript auszubessern. Nähe lose Knöpfe an und Namen in sämtliche Wäschestücke. Der Rumäne kommt jammernd angelaufen: „Herr Goga ist verstürzt, und dies ist eine schwere Augenblick für mein Land, das schönste der Welt – ich bin sehr aufgeregnet.“ Ich müßte ihm etwas Tröstliches sagen – aber zu Hemden und Manuskript ausbessern auch noch rumänische Politik? Habe ich nicht auch einmal das Recht, „aufgeregnet“ zu sein?

14. Februar Fand heute in meinem Briefkasten ein Schreiben der „Arbeitsfront“, der einzigen Organisation, der ich angehöre, weil ich als staatliche Angestellte automatisch übernommen wurde. Es lautete:

Werte Mitglieder, Deutsche Volksgenossen!

Leider muß ich immer wieder mit Bedauern feststellen, daß ein Kreis von Mitgliedern unsere Zeitung „Arbeit und Staat“, Bekanntmachungen usw. nicht liest, fernerhin unserer Verwaltung sowie unseren ehrenamtlichen Mitarbeitern unnütze Belästigung entsteht. Bitte dies für die Zukunft zu beherzigen. Jeder Volksgenosse sollte heute mehr denn je an seiner seelischen Erbauung mitarbeiten, um sich selbst zu erkämpfen, sich selbst zum Stehen zu bringen, um nicht der Feigling seines nächsten Mitarbeiters im Betrieb oder auf der Straße zu sein. Gerade unserer Reichsbetriebsgemeinschaft, welche Verwaltungen und Betriebe im öffentlichen Verkehr betreut, wird in erster Linie treue und wahre Kameradschaft untereinander zur Pflicht gemacht, wer dies nicht in sich aufnehmen kann, ist leider ein selbstloser Volksgenosse und bleibt die ewige Rückenfalle des eignen Volksbluts. Darum mag ein jeder Volksgenosse in seiner Betriebsarbeit seine ehrliche und treue Pflicht tun, um der wahre Kamerad für alle zu sein. Daher soll jeder Volksgenosse ein geistiger, ein wertvoller Mitarbeiter für unser gesamtes Volksgut werden, weil in uns zu einander, unser eignes Blut uns

verstehen lernen muß und nicht die Stoppuhr als Vermittler, zum Ausbeutungssubjekt irgend welcher Kritikaster, Nichtsmacher und schwarzer Bürokratie.

Heil Hitler!

gez. Fischer

Kreisbetriebsgemeinschaftsverwalter

Das hebe ich mir sorgfältig auf, damit es mich, wenn die tausend Jahre vergangen sind, noch erfreut.

15. Februar Till ist eben mit dem Autobahn-Bus nach Z., seinem neuen Arbeitsort gefahren, obwohl Zeitungen und Radio hohe Schneeverwehungen auf den Autobahnen melden und viele Landstraßen Mitteldeutschlands überhaupt unpassierbar sind. Aber er erklärte, niemand könne ihm zumuten, fünf Stunden zu „dormüllern“, wenn er mit dem Bus in zwei Stunden am Ziel sein könne. Und „lieber fünf Stunden Bus mit Abenteuer, über die man dann eine Geschichte schreiben kann, als zwei Stunden in der langweiligen Bahn“. Es war nichts zu machen. Ich stand dann am Omnibus wie das bekannte Huhn, das seine Eier ausgebrütet hat. Das erregte Gegacker habe ich mir ja schon im Laufe der Zeit abgewöhnt – die Angst aber immer noch nicht. Ich verbiß sie heldenhaft, während die Reisenden, die aus- und einstiegen, sich „Hals- und Beinbruch“ wünschten. Till sagte „Stromlinie“ und „Ölgestank“ und verschwand im Bauch des Sauriers, und da glitt er auch schon mit ihm davon in Nacht und Eis und Schnee und Ungewissheit, und meine Hand winkte ins Leere. Dann, um mich abzulenken, habe ich mich an das verunglückte Manuskript gesetzt und mit der Umarbeitung begonnen.

16. Februar Traf früh im Morgengrauen, als ich die Milch holte, den Omnibus wieder, der von seiner Fahrt nach Z. zurückkam und hätte ihn am liebsten umarmt. Es war eine unruhige Nacht gewesen. Immer schreckte ich auf durch ein imaginäres „Klingeln“, es war mehr ein heiseres Rasseln. Jedes Mal minutenlang, als ob es sich wiederholen würde. Einmal lief ich ans Fenster, um hinauszusehen. Die Straße lag da wie ausgestorben und es schneite noch immer unaufhörlich.

17. Februar Die „Jugend“ hat vier Gedichte angenommen, und der Rechtsanwalt teilt mir mit, daß ich mit meiner Forderung „aus auftragloser

Geschäftsführung“ abgewiesen wurde. Wie das beigelegte Schreiben besagt, „hat der 3. Zivilkammersenat des Oberlandesgerichts in Königsberg/Pr. auf die Beschwerde der Antragstellerin gegen den Beschluß der 4. Zivilkammer des Landgerichts in Königsberg/Pr. vom 30. Dez. 1937 in seiner Sitzung vom 11. Febr. 1938 in der Erwägung, daß neue erhebliche Ausführungen in der Beschwerde nicht gemacht sind, zumal die Antragstellerin, die durch die Unterhaltsgewährung ihre eigne und nicht die Verbindlichkeit des Antragsgegners erfüllte, auch dann nicht gegen den Antragsgegner Rückgriff nehmen kann, wenn sich dessen Vermögensverhältnisse nachträglich bessern (vgl. Staudinger § 1607 Nr. 3 und Recht 1905 D. 530) gemäß § 114 der Zivilprozessordnung unter Heranziehung des § 38 Abs. 2 beschlossen...“

Klar auf den ersten Hieb, auch für Laien, war dann der letzte Satz: „Die Kosten der Beschwerdeinstanz in Höhe von 100 Mark werden der Beschwerdeführerin auferlegt.“

Ich trank einen Apricot. Dann noch einen. Schließlich den Rest. Wonach ich es dann aufgab, diesem Papierdrachen zu Leibe zu gehen. Vor meinen Augen hob er sich höher und höher, breit auf dem Winde gewiegt. Sein Schwänzchen kringelte sich um den Mond, der Mann im Mond kringelte sich vor Lachen. Und ich auch. Neigte dann zu dem Glauben, die „Jugend“ habe mir hundert Mark Honorar geschickt und das Oberlandesgericht Königsberg/Pr. habe gemäß ... unter Heranziehung des ... in seiner Sitzung vom ... in der Erwägung zumal die durch die auch dann nicht gegen den Beschluß der Zivilkammer ... (vgl. Staudinger) meine Gedichte zu drucken beschlossen.

20. Februar Noch immer ist es kalt und der Schnee liegt hoch. Der graue Himmel hängt niedrig über den Dächern. Es ist kein Himmel, es ist eine trübe, dicke Nebelsuppe, die den Blick versperrt und das Atmen schwer macht. Die Sonne steht wie ein schlampertes Mädchen erst gegen Mittag auf, leckt fünf Zentimeter Schnee von der Balkonbrüstung und kriecht träge blinzelnd wieder in ihr Wolkenbett. Der kleine Junge in der unteren Etage übt auf dem Klavier „Santa Lucia“ und ich singe dazu:

Bist du so peu à peu
Vierzig geworden,
Hast nichts im Portemonnaie
Auch keinen Orden - -

Dann denke ich an Till, der noch nicht geschrieben hat. Ich denke, daß in Deutschland jährlich mehr Menschen in der Badewanne sterben als bei Eisenbahnunglücken. Ich denke, daß ich den Winter hasse, daß ich dieses Land liebe, aber mich von diesem grauen Himmel wegsehen muß, so lange ich lebe.

Das sind etwas verwickelte Gefühle. Zu ihrer Klärung gehe ich ins Kino.

11 Uhr abends Die Scheinwelt auf der Leinwand versagte diesmal mit ihrer Magie. Finde, daß in dem Maße, wie diese Schatten lebendig werden (nun sprechen sie schon, bald werden sie bunt oder plastisch sein!), das Leben selbst immer schattenhafter wird. Geheimnisvolle Wechselwirkungen, die zu ergründen ich mich auf dem Heimweg bemühte.

Es schneite immer noch. Die feuchte Luft war wie ein lindes Bad. Die Straßen lagen ganz leer, und wie ich so ging, kam mir alles ein wenig verdächtig vor, als wäre es nicht ganz wirklich oder nicht das, was es zu sein vorgab. Manchmal schienen die Häuser sich zu neigen, oder schwankte der Grund, worauf sie standen? Die Laternen blinzelten, als wüßten sie mehr als sie verraten dürften, und die Schneeflocken fielen lautlos wie Geheimnisse, die man besser auf sich beruhen läßt. Alles schien möglich, das Zarteste wie das Ungeheuerlichste.

Aus vielen Häusern klang Musik. Klavier, solo und mit Geige, Trios und Quartette und Gesang in allen Lagen. Bach, Beethoven, Schubert und Schumann. Aber es freute mich nicht. Meine Angst wuchs. Fühlte mich als einziger Wacher unter lauter Schlafenden. Kann man drohende Katastrophen mit Musik beschwören? Ich hätte schreien mögen, alle Fenster einschlagen: Kommt heraus auf die Gasse! Was lullt ihr euch ein mit eurem Getön! Zerschreiet eure Geigen, eure plärrenden Radiokästen, verlaßt die Lüge eurer wohligen Geborgenheit! Seht ihr nicht, hört, riecht, schmeckt, fühlt ihr nicht, was sich da heranwölzt, bereit, in jedem Augenblick euch zu zermalmen? Was verstopft ihr eure Ohren mit Musik und betäubt das Gehör mit Gemüt und schließt die Augen in dem Wahn, alles sei gut! Ach, bin ich denn der einzige unter lauter Blinden und Tauben? Wie schwer ist es, mit einem sechsten Sinn zu leben! Nein, den braucht man gar nicht, es ist ja zum Greifen nahe, das Verhängnis. Aber ich schlich an den Häusern entlang und tat nichts.

Es hatte aufgehört zu schneien. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht, der das nächtliche Gewölk zerteilte, so daß ein wenig der Mond hervor- kam, blaß und wieder vergehend. Und es wurde mir kälter ums Herz. Ein lang vergessener Vers aus Kindertagen fiel mir ein und quälte mich hart- näckig:

Sie sehen's nicht,
Sie hören's nicht,
Es flammt die Stube wie lauter Licht.
Urahn, Großmutter, Mutter und Kind
Vom Strahl miteinander getroffen sind...

21. Februar Endlich hat Till geschrieben, für seine Verhältnisse sogar viel. „Z. ist ein tolles Kaff, in dem ich vor Langeweile sterben werde. Es gibt nur ein Café hier, das man durch einen winzigen Laden betritt. Auf dem einzigen Tisch stand ein Korb mit Stopfwäsche und ein kleiner Junge, der sehr ungelüftet roch, machte Schularbeiten. Auf der Erde spielten vier Kat- zen „Idyll“ und an der Wand tobten drei Wellensittiche. Und die Stadt? Ein ausrangierter Berliner Omnibus, der höher ist als die meisten Häuser, mimt Verkehr. Die Kinder auf der Straße spielen „Völkerbund“ und das schönste Schaufenster ist das eines Bandagisten, in dem eine Figur steht, die so aussieht, als sei sie aus 4000 Meter Höhe aus einem Flugzeug ge- sprungen und der Fallschirm habe sich nicht geöffnet. Alle nur erdenkli- chen Körperschäden mit entsprechenden Bandagen sind daran angebracht und man ist versucht, sie für den Schutzheiligen des Ortes zu halten, denn die Menschen hier sehen alle so aus, als hätten sie einen geheimen Bruch. Ich wohne in der Nähe des Werkes. Das Zimmer nebenan bewohnt der deutsche Seitenwagenmeister Badsching und in meinem Bett hat schon der schnelle Mansfeld geschlafen. Bin im Schnittmodellbau beschäftigt, nächste Woche in der Montage. Der Meister ist freundlich und hat einen winzigen Kugelkopf.“

Was eine Mutter am meisten interessiert, nämlich ob das Bett nicht nur „schnell“ sondern auch warm ist, und ob es auch manchmal statt Kanonen Butter gibt, darüber schweigt er. Ich werde ihm schreiben, daß er zur Behe- bung seiner Langeweile in den Turnverein gehen oder die Wahlverwandt- schaften lesen soll und daß er seiner Waschfrau sagen muß, daß am Willy Haas-Hemd (seine Sachen heißen nach ihren Stiftern) die Manschetten we- gen der ausgefranst Ränder nach innen zu bügeln sind. Außerdem solle

er seinen Meister ehren, denn das entspricht der „simpelsten populären Politesses“. Da ich unter einem Blumentopf noch Geld gefunden habe, werde ich ihm einen Kuchen backen.

22. Februar Der Schnee ist löcherig geworden. Die feinen Ästchen des Ginsters stehen wie Runzeln in dem alten weißen Gesicht. Da wo das Gras durchschimmert, ist es von einem fahlen Braun-Grün. Die Weiden schimmern golden, Enten quarren im Fluß, nachts raunzen liebestolle Katzen unter den Fenstern, und an den Schrebergärten prangt ein Anschlag: „Die Zaunpfähle, wo noch nicht gestrichen sind, tragen selbst die Verantwortung.“

Aber auch meine Klinik ist noch da, wenn ich auch lange nichts von ihr berichtet habe.

Mußte gestern mit Dr. G. in die Wohnung des verreisten Chefs. Vom Philosophenweg führt ein versteckter Gang zwischen Hecken und Gestrüpp in einen Garten, durch den sich der Weg schmaler werdend und immer bergauf führend, zu einem ganz hinter Bäumen und Sträuchern versteckten Haus hinschlängelt. Das Haus unterschied sich von der übrigen Finsternis nur durch seine kompaktere Schwärze. Eine Klingel, die wir nach langem Herumtasten entdeckten, läutete fern wie mit Watte umwickelt. Lange Zeit rührte sich nichts, dann schlurften Schritte. Eine Laterne wurde hochgehalten und blinzelte uns durch vergitterte Fensterscheiben an. Eine alte Frau fragte nach unserem Begehr und als wir ihr unser Anliegen mit vielen Beteuerungen klar gemacht hatten, öffnete sie und leuchtete uns über dunkle Flure und Treppen, auf deren Wänden unsere Schatten tanzten, in ein Zimmer, welches der Gespensterburg entsprach. Es war kalt. Wir stellten die Heizung an und baten die Alte um etwas Tee, ehe wir uns an das Ordnen irgendwelcher loser Blätter machten, anscheinend eine Mischung von Dichtung und Wahrheit oder Dichtung und Wissenschaft. Nach kurzem Einblick taufte ich sie „Blätter und Blüten“, denn es sind zweifellos Blüten: „Die Geborenheit zum Beispiellosen“, „der Umstürzler des Heutgemäßen“, „Eines schwachgemuthen Mannes“, nein, „eines Mannes schwachgemuthe Dunkelheiten“, um nur einige mir in die Augen springende Beispiele zu nennen.

Schließlich war die Arbeit schneller getan als wir gedacht. Dr. G. hatte sein Abendbrot in der Aktentasche, und während er sich in sein Schinkenbrot und die Witzecke der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ vertiefte, ließ ich den Blick umherschweifen, genoß den Anblick des Zimmers

und kritzelte das Ergebnis meiner Betrachtungen auf das zerknitterte Stullenpapier:

Mein Traum

Ich starrte betreten
Auf wirre Tapeten
Und dunkle Gardinen,
Spärlich nur von Licht beschienen,
Und in hohe Kirchenfenster
Wie in Augen von Gespenster -

Ein Windstoß flog ums Haus
Und schnob in Weinlaubranken
Und pustete meine Gedanken
Samt der Lampe aus - -

Hat hier Wallensteins Ermordung stattgefunden?
Oder das Geheimnis der alten Mamsell?
Wurden hier Ketzer geschunden?
Es sträubte sich mein Fell - -

Es schienen Mond und Morgenrot -
Ich starrte noch und war schon tot - -
Ich war im Zimmer meines Chef
Und suchte das Schema F.

Es war zehn Uhr, als wir das Haus wieder verließen. Draußen hatte es ein wenig geregnet, naß und dunkel glänzte der Asphalt und unsere Schritte hallten hohl in den menschenleeren Gassen. Nicht Mond, nicht Stern. Zuhause hatte der Rumäne Bauchgrimmen und verdächtigte mich des Giftmordes. In dem Tee sei etwas gewesen: „Ich sterben! Ich sterben!“ Ich sagte: „Das Schönste der Welt!“ Aber er nahm dies nicht als allgemeine pessimistische Phrase, sondern es schien ihm den letzten Zweifel zu nehmen, daß ich ihn aus dem Wege räumen wolle, obwohl ich ihm Pfefferminztee kochte mit Kamillen und Lindenblüten, alles durcheinander. Da er mir mißtraute, trank er ihn nicht, verschmähte auch die Wärmflasche, von der er wohl annahm, es sei eine getarnte Höllenmaschine. Bat nur um eine Wolldecke: „Man kann sich schön darin entwickeln“ und machte sich schließlich noch auf die Suche nach einem Arzt.

Ich wollte zu Bett gehen, war aber zu müde, um alles zu tun, was mit dem Entschluß zusammenhängt. Saß vor mich hindösend am Tisch, eingesponnen in die Stille der leeren Wohnung, des schlafenden Hauses, der nächtlichen Welt. Aber meine Nerven prickelten. Hauch und Schritt eines Phantoms schienen mich unhörbar zu umkreisen. Malte Kritzeleien der Langeweile auf das Tischtuch, die sich unversehens in Reime verwandelten:

Ist es der Winter, der sich draußen bewegt?
Oder Regen, der gegen die Scheiben schlägt?
Ein Etwas, das mich schreckt,
Das ruft, das mich neckt,
Das klingelt, läßt Türen knarren,
Hält mich zum Narren.
Aller Vernunft zum Hohn
Ist die Stube voll davon.

Der Wind heult durch die schwarze Nacht,
Es regnet leise vor sich hin,
Ich habe dies Gedicht gemacht
Weil ich manchmal furchtsam bin...

5. März Als ich heute Abend heimwärts ging, inmitten der vielen anderen, die aus Büro, Werkstatt und Fabrik strömten, verglühte nach dem ersten warmen Regen die Sonne in großer Pracht hinter den Tannen des Forstes und zauberte Wärme und Glanz in die müden Gesichter. Ihr abgehetzter Ausdruck wich friedvollem Staunen: Es wird Frühling! Einige schauten zu dem sinkenden Gestirn auf, das in immer größerer Pracht erglühte. Und die Männer strafften sich und schritten ein wenig elastischer, rückten den Hut ein bißchen schiefer aufs Ohr und ließen ihre Stöcke saugend durch die Luft pfeifen. Die Mädchen lachten um einen Ton herausfordernder, zupften an ihren Blusen und befühlten prüfend ihre Frisuren. Rufe gingen hin und her wie kleine Schreie und Blicke wie lautlose Flügelschläge.

Es war eine von innen heraus strahlende Atmosphäre, die aus dem Widerspiel zwischen Himmel und Erde entstand, und es zog mich auf einen der Berge. Ich wollte dem Himmel ein wenig näher sein. Hatte er im Tal unten noch in allen Farben geglüht: blau, orange, apfelgrün und rosa, un-

bekümmert nebeneinander gesetzt in langen Streifen, in Flocken und Flächen, Wirbeln und Wischern, so war er, als ich oben ankam, im Norden schon wie Kopenhagener Porzellan, grau und blau in allen Tönen. Nur im Westen, hinter schwärzlichen Tannen, hing eine Fanfare blitzenden Messings, aus der dunkle Töne quollen. Ich lauschte ihnen lange. Noch lud der Abend nicht zu einem Verweilen im Freien ein, obwohl der bittersüße Lockruf eines Vogels mich unablässig dazu überreden wollte, und ich es lange nicht vermochte, mich loszureißen, um wieder einer Stadtwohnung zuzugehen, die mich doch nur wie ein erborgtes Maskenkostüm umschlottert. Rollte mich igelartig unter einer Tanne zusammen, bis nur noch rauchfarbene Wolken in einem gläsernen Grün hingen, die nach und nach vergingen. „Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen, wollt' es halten, muß' es schwimmen lassen“ – hat man nicht auch ein Recht, ein wohl-erworbenes, auf gelegentliche Melancholien? In die Erdmulde geschmiegt, von der viel glückhafte Geborgenheit ausging, wünschte ich mit aller Inbrunst, ein Tier des Waldes zu sein, ein Dachs, ein Kaninchen, ein Eichhorn, irgend ein kleines harmloses Höhlentier. Lieber noch ein Baum unter Bäumen. Wurzeln schlagen, tiefe Wurzeln und Zweige haben, die ein Wind bewegt. Tiefer in das Leben, in die Erde, in das Licht eingehen, dazugehören zum All, ohne auf diese tragische Weise zwischen Gewinn und Verlust gestellt zu sein, ohne sich in den Schlingen seiner Träume würgen zu müssen. Wie vollkommen in seiner Wesenheit ist ein Baum, gemessen am Menschen, der immerfort noch im Werden ist!

Zuhause saß ich dann über Landkarten und blätterte in alten Reisebeschreibungen. Der Traum der Fremde! Nie ausgeträumt. Der Finger glitt über blaue Meeresbuchten und tief gefaltete Gebirge. Ist es möglich, so viel Welt zu versäumen, so viel Glück! Das Ohr vernahm Töne wie von weither geweht, ein Hirtenpfeiff oder die Flöte Pans. Und trieb nicht auf großen Winden ein Ruch von Vanille und Zimt und vielerlei fremden Gerüchen heran? Namen klangen auf von gefährlichem Wohllaut und vermehrten die Unruhe, die im Blut trieb und in den Schläfen sang. Nein, man muß sie lassen, die farbigen Karten mit ihrer Ferne und Verführung. Was singt, ist nur die Stille im Zimmer – nichts weiter.

15. März Till, dessen neues Semester nun wieder begonnen hat, traf heute zum Wochenende ein. Er aß zum ersten Mal ohne Geknurr das traditionelle Sonnabend-Kochkisten-Linsengericht, was mir Anlaß zu besorgtem Mißtrauen gab. Dann, nachdem das Essen beendet, druckste er

herum, kam mir überall hin nachgelaufen und half unaufgefordert Geschirr abtrocknen.

„Hast du etwas angestellt? Bist du wieder mit Vollgas über eine Kreuzung gefahren? Oder hast du wieder einen Strafzettel bekommen wegen Hinterlassung blauen Dunstes?“

„Nein. Wieso?“

„Ich meinte nur...“

„Im Gegenteil!“

„Was heißt Gegenteil?“

„Du, Jul', hör mal...“

Er pflanzte sich in großer Haltung vor mir auf. Ich ging ihm gerade bis zur siebten Rippe.

„Setz dich und sag, was ist!“

„Du, Jul' – ich habe die Frau fürs Leben gefunden.“

Jetzt saß auch ich. Ich wollte etwas sagen von „viel zu jung“ und daß der Ausdruck „fürs Leben“ wohl zu hoch gegriffen sei. Ich wollte noch viel mehr sagen, aber alles, was ich herausbrachte, war: „Na, na.“ Meine Gedanken waren durcheinander geraten, wie ein Bündel elektrischer Drähte, in die ein Kurzschluß haut. Aber es ging gleich vorüber.

„So? Na – dann wünsche ich dir viel Glück. Erzähl mal!“

„Du wirst sie sehen. Ich habe sie für morgen Nachmittag eingeladen. Sie liest Stefan George und sie kann Motorrad fahren. Sie kann es sogar auseinandernehmen und wieder zusammenbauen. Hat ein fabelhaftes technisches Verständnis, manchmal stellt sie geradezu verblüffend scharfsinnige Fragen. Sie besucht die Kunstschule, ist Buchbinderin. Jetzt macht sie bald ihr Examen, dann geht sie leider nach Berlin in die elterliche Fabrik. Wir arbeiten und essen jetzt immer gemeinsam. Es geht viel besser zu zweien. Jeder steuert etwas zum Abendbrot bei. Ruth kocht Kakao, und ich pauke ihr die verschiedenen Arten von Pappe ein, wenn es mir dabei auch immer ganz pappig wird. Aber das Mädchen ist nicht von Pappe – das kannst du mir glauben!“

Till als Liebhaber! Eine abenteuerliche Vorstellung. Er wird Dauerwellen mit Kurbelwellen verwechseln und die Schwingungen seines Auspuffrohres mit denen seines Herzens. Er wird ihr sagen: Deine Arme sind die schönsten Pleuelstangen der Welt oder ähnliches. Ob die Mädchen von heute das für vollwertige Komplimente halten?

Die Stadt feiert nach jahrelanger Pause wieder einmal ihr Frühlingsfest, und die ältesten Schupos haben vor Rührung geweint. Till überredete

mich, mit ihm auf den Rummelplatz zu gehen, es seien Steilwandfahrer da, und ich bat ihn, vorher mit mir ein Stück spazieren zu gehen. So kam jeder von uns auf seine Kosten: erst stöhnte er, dann stöhnte ich.

Der Gang über die Flußwiesen war feucht, das Wasser quietschte in den Schuhen. Ich strebte auf die Berge, die ich im Sturm nahm, gefolgt von dem laut protestierenden Sohn, dem diese „sinnlose Raserei“, dieses „irrsinnige Tempo“ ein Greuel war. Oben angekommen murmelte er dann anerkennend etwas von „geländegängiger Maschine“, was sich anscheinend auf mich bezog und ein Kompliment sein sollte.

Auf der Festwiese zerrten die vielen sich überschneidenden kreisenden Töne an meinen Nerven, und als gar in der wackeligen Holztonne die Motoren losdonnerten und die Fahrer bis dicht an das Publikum herantobten, wobei es sich nur um Zentimeter handelte, daß uns die Köpfe weggerissen wurden, verschwand ich fluchtartig. Friedlich wurde es erst wieder als wir im „Weltpanorama“ die aktuellsten Neuigkeiten „bewunderten“, z.B. den Ausbruch des Monte Pelée auf Martinique (wenn ich nicht irre, um die Jahrhundertwende) und Sylvester Matuschka, den Attentäter auf deutsche Eisenbahnen (auch nicht länger als ein Jahrzehnt her).

Auf den Karussells waren kreischende Bauernmädchen und auf den Orgeln viel Verdi. Wir gingen über den Platz, an der Abnormitäten-Show vorbei, rochen Fischbrötchen und bewunderten einen Rosenkavalier und seine harfenspielenden Haremsdamen, die – nach Till – in einer Art Tiefschlag „obengesteuerte Viertaktbewegungen“ mit den Armen machten.

Unser Heimweg führte durch die Anlagen. Das Wehr rauschte, die Wiesen schimmerten im ersten zarten Grün und die Amseln hupften. Wir setzten uns einen Augenblick auf eine Bank in die Sonne und zählten auf dem kleinen Platz vierzig Kinderwagen! Während sich meine Gedanken in der Richtung „Lieb Vaterland, magst ruhig sein...“ bewegten, fand Till, daß Kinderwagen noch ein unentdecktes Gebiet für Außenbordmotoren seien. Man brauchte die Griffe nur in Drehgasgriffe zu verwandeln, die Mütter würden auf Rollschuhen hinterher gezogen.

Österreich annektiert! Plötzlich und über Nacht! Wie die sich freuen werden, als Preußen aufzuwachen! Frau Möhlmann ist so stolz und glücklich, als habe sie eigenhändig den Anschluß vollzogen, und meint, es sei doch herrlich, in solchen Zeiten zu leben. Ich sage: „Ja, es ist alles gut, was schlecht endet.“ Sie sieht mir kopfschüttelnd nach, hat diesen Spruch wohl nicht ganz kapiert, und ich habe es eilig, aus ihrem Bereich zu kommen.

16. März Heute Nachmittag Besuch von Tills Freundin Ruth Mania. Sie ist geradezu hinreißend schön! Till hatte mir gar nichts darüber gesagt. Nachträglich meinte er, das sei doch selbstverständlich! Ich wagte kaum, sie anzusehen, in der Befürchtung, daß es ein Gaukelspiel meiner Fantasie sei, das im nächsten Augenblick vergehen könnte. Schönheit macht mich stumm, sie ist sichtbar gewordene Vollkommenheit.

So beeindruckt, sprach ich nur wenig. Auch das Mädchen war schüchtern und wortkarg. Als ich scherzend die gemeinsamen Kakaoabende erwähnte, wurde sie rot und sagte verwirrt: „Das wissen Sie? Meine Mutter dürfte das nicht wissen.“ Till dagegen ließ alle Minen springen. Er schlug wahre Pirouetten und entwickelte einen unwiderstehlichen Charme, der mich sehr an seinen Vater erinnerte. Er zeigte ihr Bilder und handengebundene Bücher und Graphiken seines Vaters. Er sprach vom Examen und der geplanten gemeinsamen Sommerreise per Motorrad nach Afrika! Später saßen sie im Nebenzimmer über Fotoalben. Da dauerte es dann nicht lange, und er war bei seinem Thema: „Das ist Thedje aus Prerow mit seinem D-Rad. Kennst du den Typ? Unglaublich stabile Karre. Er hat es nur furchtbar verdrecken lassen.“

Das Mädchen lächelte zufrieden und glücklich und sah nicht aus, als ob es solche Themen langweilten. Ruth Mania – es klingt wie der Name einer seltenen Blume.

17. März Die Pfarrerswitwe hat mich wieder belästigt. Ich soll an einem Luftschutzkurs teilnehmen. Ich denke nicht daran. Keine hundert Pferde bringen mich dazu, diesem Unsinn meine ohnehin karge Freizeit und meine problematische Nachtruhe zu opfern! Sagte, ich sei bereits in der Klinik „erfaßt“, und dort log ich andersherum.

Schon organisiert man Schrecken und Höllenspek und grasgrünes Entsetzen. Glaubt, es durch straffe Organisation verharmlosen, bagatellisieren zu können. Geht man schon mit Naturkräften um, die man zwar entfesseln, aber nicht zurückpfeifen kann, so beschwört man sie mit kindischen Witzchen. Denn organisierte Dämonie ist keine Dämonie mehr. Die gibt es überhaupt nicht. An ihrer Stelle steht der Staat.

Man läßt sein Publikum auf allen Vieren durch Pappröhren kriechen und redet ihm ein, das sei ein schwarzer Rauchfang, ein verschütteter Kanal oder Kellergang!

Brennende Häuser? Alles halb so schlimm. Ein Eimerchen Wasser auf dem Dachboden, ein niedliches Spritzchen, eine reizvolle Gasmasken – was

kann da schief gehen? Und wenn du mit diesem Schweinerüssel auch mehr einem Breughelschen Höllenspuk oder einer Kreuzung zwischen Tiefseeungeheuer und Marsbewohner gleichst als einem Ebenbild Gottes – keine Sorge, das tust du auch ohne Gasmaske nicht mehr. Sie ist nur der sichtbar gewordene Ausdruck einer Entwicklung, die in gerader Linie von der Bergpredigt zu Phosphorbomben führt.

Flugblätter mit Einzelheiten über die Wirkung der verschiedenen Giftgase und Bomben. Alles halb so schlimm! Eine Salbe, ein Pflasterchen gibt's für jede Wunde. Wozu hätten wir sonst IG-Farben? Die wollen doch auch was verdienen!

Stabbrandbomben? Nur Mut! Nur ran an den Feind! Was kann schon groß passieren? Mehr als einen Kopf kanns dir nicht wegreißen, und was liegt schon an einem Kopf, wo sie uns doch allen reichlich locker sitzen und dies ja nur Vorbereitungen dafür sind, daß sie sich demnächst wieder zu Millionen von ihren angestammten Rümpfen trennen. Der Weltkrieg war ja ein so reizvolles und geglücktes Unternehmen, daß man schleunigst einen zweiten vom Zaume brechen kann. Wieder vier Jahre Mord und Brand und Chaos. Hunger, Kälte, Teuerung, Seuchen. Krieg, der, noch ehe er begonnen, schon verloren ist. Der gar nicht gewonnen werden kann, weil jene, die ihn anzetteln, dumm und verantwortungslos sind und an ihrer Maßlosigkeit zugrunde gehen werden. Das hat nichts mit Prophetengabe zu tun, das ist einfach ein Naturgesetz. Eine Regierung, die sich durch Brandstiftung in den Sattel schwingen muß und sich darin nur durch Lüge, Verrat, Tyrannei und Meuchelmord behaupten kann, die gelegentliche Reichsmordwochen veranstaltet, um sich der Opposition zu erwehren, und die besten und aufrichtigsten Männer hinter Gitter setzt, die gibt sich selbst ihr Grab. Ein Koloß auf tönernen Füßen.

Übrigens hat man es in dieser Welt sehr leicht, Prophezeiungen von sich zu geben, die sich erfüllen. Man braucht nur jeweils das Schlimmste und Übelste vorauszusagen – es trifft immer ein. Könnte mich als Pythia „dienstverpflichten“ lassen.

Goebbels schließt seine Reden des Öfteren mit dem Ausspruch Huttens: „Es ist eine Lust zu leben!“ Ich zweifle nicht, daß es für ihn eine ist. Mir aber kommt immer eine andere Aussage Huttens in den Sinn, die von größerer Gegenwartsbezogenheit ist:

„Ich kann nicht schweigen, kann durch Schweigen nicht
mir Obdach und des Leibes Sicherheit erkaufen,

mich treibt der Geist, ich muß ihm Zeugnis legen,
kann nicht verschließen, was so mächtig quillt.
Je härter wächst die gemeine Not,
daß in Verzweiflung, wie wenn Pest uns schreckt,
ein jeder still ins eigne Haus sich birgt,
lautlos am anderen vorüberschleichend,
nur um so mehr treibt mich des Geists Gewalt
entgegen der Verheerung mich zu werfen,
je mehr sie droht, je mehr sie zu befehlen.“

20. März Ist dies nun das Ende? Lange vorausgeahnt und nur mit aller Willenskraft immer wieder hinausgeschoben? Tränen, der ich nicht Herr werde, kullern unaufhaltsam. Ich bewege mich langsam und schwerfällig an den Möbeln entlang, ein eiserner Reif liegt mir um die Brust, mühsam und verkrampft quält sich der Atem, und das Herz hämmert mir dröhnend in den Ohren. Nur ein Hauch trennt mich von den Bezirken völliger Verlorenheit, und alle Sinne betteln um ein Ende. Nichts mehr hören, sehen, nichts mehr müssen. Nicht mehr die Qual schlafloser Nächte, pausenlos gehetzter Tage! Nicht mehr mich antreiben oder antreiben lassen. Wie beruhigend ist es schon, nicht mehr gegen sich selbst zu wüten, einer Notwendigkeit zu gehorchen, sei es auch die des Krankseins. Seit Jahren habe ich alle alarmierenden Symptome mißachtet aus Angst vor Arbeitslosigkeit.

Aber dieser Zustand wird und muß vorbeigehen. Ich werde ihn überwinden! Weniger mit Hilfe irgendwelcher Mixturen, als daß ich das Steuer meines Lebensschiffchens herumschwenke. Es sind ohnehin nur noch elf Tage bis zu meinem Abgang von der Klinik – „dann muß sich alles wenden!“ Habe mich noch um keine neue Arbeitsstätte gekümmert. Hoffe auf ein „Überbrückungsgeld“, von dem ich eine Weile leben kann.

Eine Nacht ging diesem Zusammenbruch voraus wie viele ihresgleichen, da sich die Dämonen um mein Bett drängten und mich rund um die Erde hetzten. Wie konnte ich nur in dieses Leben geraten, in dem ich mich so schlecht zurechtfinde?

In die dumpfe Betäubung, die mich am Morgen, nach einem zu spät genommenen Schlafmittel, umfassen hielt, drangen die morgendlichen Straßengeräusche, das Trappeln vieler Schritte, das Gerassel von Milchkannen, das Poltern und Scheppern von Blech auf dem Pflaster scharf und stechend

wie ein unerträglicher Schmerz, und die Gedanken haspelten weiter, kreisen und stechen. Lähmende bleigraue Müdigkeit des frühen Tages, so unerträglich wie das grelle Wachsein der Nacht. Ich kann nicht aufstehen – nein, ich kann nicht. Du mußt! Es ist doch nicht der erste derartige Morgen. Es ist doch, mit wenigen Ausnahmen, jeden Morgen so. Und du hast es noch immer geschafft. Du wirst es auch heute schaffen. Auch dieser Tag geht hin, schlecht und recht und irgendwie. Mittags legst du dich ins Bett. Mittags? Wie lange ist das noch? Sieben Stunden? Nein, ich kann nicht. Raff dich zusammen. Ein winziges Jahr wirst du noch arbeiten müssen – dann verdient Till. Ein Jahr? Eine endlose Zeit. Ich kann nicht mehr. Ich konnte nur zwanzig Jahre, nicht einundzwanzig...

Aber schon sitzt man auf dem Bettrand und angelt nach den Pantoffeln und greift nach dem Bademantel. Steht in der Wanne und gießt Kannen eiskaltes Wasser über Rücken und Brust. Sinkt erschöpft auf einen Stuhl, rafft sich auf und sieht voll Angst und Widerwillen nach der Uhr. Tückische Erfindung. Schnell anziehen. Schnell noch die Blumen gießen. Essen. Keinen Hunger. Brot einkaufen, Ofen ausputzen. Dreiviertel Sieben. Die Tür fällt ins Schloß. Auf einmal weiß ich nicht mehr, wie man die Füße voreinander setzt. Komisch. Gleich werde ich fallen.

Die Straße ist blank gefegt, die Luft frisch und sauber, es riecht nach Erde aus den kleinen Vorgärten. Um diese frühe Stunde hört man fast nur das Klappern eiliger Schritte auf dem Pflaster. Männer, Frauen, Mädchen, die Spuren der Nacht noch im Gesicht, begrüßen sich mit fröhlichem Zuruf, mit mildem Nicken oder schweigsamem Händedruck. Sie kennen sich wohl alle in dem Viertel dieser kleinen Stadt. Sie begegnen sich jeden Morgen, arbeiten zusammen, leben zusammen, feiern Konfirmation, Dienstjubiläum und Schrebergarten-Erntedankfeste. Nur ich, ich lebe ein wenig neben der Welt. Das bringt das tiefe Verheddertsein in ihre argen Zustände mit sich. Zwei Männer gehen hinter mir. „Sonst bin ich immer schon um dreiviertel im Büro, manchmal schon um halb“, sagt der eine. „Warum?“ „Ach, ich sehe so gern, wenn einer nach dem anderen so ankommt.“

Ja, so muß man sein, um sich wohlfühlen, um tagaus, tagein in ein Büro zu gehen, um nachts zu schlafen.

Frostige Nüchternheit liegt über dem Raum, den ich pünktlich zwei Minuten vor sieben betrete. Die Fenster stehen weit offen. Frische Luft ist gut, doch Wärme wäre mir jetzt lieber. Einer nach dem anderen kommt, zieht seinen weißen Arbeitskittel an oder tauscht sein Straßenjackett gegen eine

ausgefranzte Bürojacke. Sparen ist das Gebot der Stunde. Reden und Gespräche ergießen sich wie kleine Überschwemmungen in den Raum: Fußball, Eilenriederennen, Kino, Politik – während nach den Büchern gegriffen wird und das Telefon bereits zum ersten Male rasselt.

Schon sitze ich wieder festgeklemt zwischen Schreibtisch, Schalter und Telefon, reiße mit lahmer Bewegung das Kalenderblatt ab und rücke den Datumsstempel.

„Hier, Frau Hage, ich bringe Arbeit! Sechshundert Karteikarten zum Einordnen, Sie wissen schon...“ Ich weiß.

Der tobende Lärm der Fernverkehrsstraße brandet in das offene ebenerdige Fenster. Militär rattert vorbei, Tanks, Motorräder, Autos. Ein Zug Rekruten mit bunten Papiersträußen am Hut schwenkt singend und grölend in das Haupttor zur Röntgenuntersuchung. Ein Bläserchor auf der gegenüber liegenden Straßenseite trompetet: „Behüt dich Gott, es wär’ so schön gewesen...“ Dazwischen schrillt das Telefon. „Hier Nervenverwaltung. Ist dort die Ohrenpforte?“ Einen Augenblick sinne ich den komischen Worten nach, als hörte ich sie zum ersten Mal. Wo kann man seine Nerven in Verwaltung geben?

Vor dem Schalter steht eine Schlange von Kranken und Hilfesuchenden, die aufgenommen werden wollen oder um eine Auskunft bitten.

„Sind Sie es selbst?“ – „Wie heißen Sie?“ – „Waren Sie schon einmal hier? Auch ganz früher noch nicht?“ – „Wann geboren?“ – „Wo?“ – „Warum heult die Frau nur so?“ – „Setzen Sie sich doch.“ – „Tragen Sie Ihren Namen hier in die Liste. Was? Der Dreijährige dem Zweijährigen die Finger abgehackt?“ Vor meinen Augen schwirren schwarze Punkte.

Aber Mitgefühl, das gehört nicht in den Dienst, das erschwert nur alles. Wie macht man das – zweierlei Mensch zu sein, ein Dienst- und ein Privatmensch, auswechselbar von eins bis drei und ab sechs Uhr. Ja, wie macht man das?

„Lebt Ihr Mann noch? Am selben Ort wie Sie? In der gleichen Wohnung? Ihre Eltern? Vater mit Vornamen? Lebt er? Wo? Beruf? Mutter? Vorname? Wo gestorben? Den Zettel geben Sie der Schwester auf der Station. Der Nächste bitte. Sind Sie es selbst? Wie heißen Sie?“ Fünfzig bis achtzig Mal am Tag diese Fragen. „Einen Augenblick, ich will in der Kartei nachsehen“. Kunitz, Kläber, Konsalik – schon wieder alles durcheinander. Die Namen sollen alle rot unterstrichen sein, Datumstempel fehlt auch. Ich werde nie eine „erste Kraft“, nicht in hundert Jahren. Gelbe, blaue, rote An-

meldescheine, weiße Fahrscheine, grüne Zettel, Anträge, Rubriken, Formulare, Listen, Atteste, Bescheinigungen, Fragebögen, Ausweise, Nachweise, Hinweise, rote Haken, blaue Striche, grüne Kreise, schwarze Punkte...

„Frau Hage, die Tbc-Station fragt, wie das mit dem Wohlfahrtsantrag für Wilhelm Krause geworden ist? Das Formular hat sich oben nicht gefunden. Schauen Sie mal im Buch nach, ob der Antrag herausgegangen ist. Hier geht nichts verloren. Bei uns nicht! Sehen Sie doch selber nach! Fummelei! Wirtschaft! Sie haften für die anfallenden Kosten!“

„Anfallende Kosten“, denke ich und hänge den Hörer auf die Gabel, das ist so scheußlich wie „einschlägig vorbestraft“. Aber ich bin nicht hier, um die deutsche Sprache zu bereinigen.

„Frau Hage, Sie haben vergessen, hier rote Haken zu machen. Nun weiß Herr Lederer nicht, ob er es schon übernommen hat, und bei den Garantiescheinen muß immer die Nummer mit ins Buch geschrieben werden, die Nummer von den Scheinen, und unsere Buchnummer auf die Scheine notieren. Die kommen übrigens von jetzt an dort unten in das Fach, nicht mehr hinter den Vorhang. Die Frauenklinik hat ihre Abgänge noch nicht gemeldet, verdammte Bummelei! Ihre Kärtchen an der Tafel – Frau Hage – na, man sieht, daß Sie nicht beim Militär gewesen sind! Die sehen heute so aus, als kämen sie vom Maskenball. Immer schön ausrichten, auf den Millimeter. Das muß jedem, der hereinkommt, nur so entgegenleuchten. Hier hat Schwester Thea wieder die Personalbögen der Unfälle von heute Nacht nicht vollständig ausgefüllt, und hier, von Wilhelm Warnke, sind auch noch ein paar Zeilen unausgefüllt. Es fehlt überhaupt noch so allerhand. Gehen Sie doch mal rüber, Mittelbau drei, Nordflügel eins und Süd zwo, holen Sie alle Angaben, die noch fehlen.“

Taumelnd gehe ich über den Hof, durch den Garten. Grünende Rasenflächen, Baumgruppen, Bänke mit Menschen in blau-weiß gestreiften Anzügen und leuchtend weißen Verbänden. Wie durch einen Nebel nehme ich alles wahr. Hinlegen auf diesen grünen Rasen! Besser noch: darunter liegen! In meinem Kopf brausen stürzende Wasser. Nordflügel, Südflügel? Isolierhaus, Haupthaus, Hof, Leichenhalle – wo – wo muß ich hin? Verzeifelt starre ich auf die Papiere in meiner Hand: Was war damit? Und hiermit? Ich weiß es nicht. Mein Kopf funktioniert nicht mehr. Wilhelm Warnke – wo finde ich Wilhelm Warnke? Gut, daß der Name drauf steht. Ich wanke durch Krankensäle, frage Schwestern, Wärter, Pflegerinnen, höre Antworten, ohne sie zu begreifen, lese Namen auf schwarzen Tafeln, und doch ist alles weit fort von mir in einer unzugänglichen Ferne. Gierige

Augen aus eingefallenen gelben und wachsbleichen Gesichtern verfolgen mich. Ein bleigraues Stück Himmel hängt vor den Fenstern. Endlich ein Bett: Wilhelm Warnke, 69 Jahre, Lymphogranulomatose. Ein Todeskandidat. Das sind wir alle. Herz ist hier nicht gefragt. Gewöhne es dir endlich ab. Ein elend Gut auf dieser wankenden Erde. Hier gilt nur Sachlichkeit und der heilige Bürokratiuss.

Ein wächsernes Gesicht, schlafend zurückgefallen. Spitz stößt das Kinn mit den grauen Bartstoppeln in die Luft. Ein vom Tode Gezeichneter. Wecken? Nein, das kann ich nicht. Wie ein Kind stehe ich da, die Faust am Munde und beiße auf die Knöchel. Aus einem anderen Bett tönt es herüber: „He, Willem, wach uff! Kriegst Besuch!“

„Entschuldigen Sie, daß ich störe. Aber – aber – die Wohlfahrt möchte noch einige Angaben haben. Vielleicht können Sie mir jetzt antworten?“ Schweigen.

„Sind Sie verheiratet?“

„Gewesen.“

„Ihre Frau ist verstorben?“

„Nein.“

„Wo lebt sie?“

„Weiß nicht.“

„Haben Sie Kinder?“

„Ja.“

„Und wo leben sie?“

„Weiß nicht.“

„Sie waren auf der Wanderschaft, nicht wahr? Also – das Wohlfahrtsamt möchte wissen, wovon Sie gelebt haben...“

„Ich – gelebt? Gelebt hab ich überhaupt nicht. Die denken wohl - - Schuhbänder und Heftpflaster hab ich verkauft, auf Jahrmärkten und Schützenfesten. Die denken wohl...“

Röcheln.

„Nun, ist ja in Ordnung. Schreiben wir's hin. Regen Sie sich nicht auf. Es ist ja nun mal... Ja – und mit welchem Ziel sie gewandert sind – es tut mir leid, daß ich Sie quälen muß. Ich – ich...“

„Ziel? Ziel – ich hab nur noch ein Ziel, möglichst bald unter der Erde zu liegen. Schreiben Sie das.“ Ein heiserer Fluch verröchelt.

Und wieder Gänge, Treppen, Säle, Gesichter, Augen – verworren, undeutlich, wie Bilder eines zu schnell gedrehten Films. Wieder ein Bett: Karl Liebmann, 70 Jahre, Pneumonie. Ein Mann atmet mit kurzem abgerissenem

Röcheln. Er sitzt im Bett, in zitternden Händen eine Schale mit grünem Erbrochenem. „Herr Liebmann...“ Ein neuer Hustenstoß. Neue Galle. Das ist zuviel. Heute kann ich nichts dergleichen sehen. Mögen sie sehen, wie sie ihre Formulare voll bekommen. Der Mann springt mir doch ins Gesicht, wenn ich ihn jetzt nach seiner arischen Großmutter frage.

Nun noch zum Stationsarzt. „Herr Doktor, einen Augenblick, bitte!“

„Was wollen Sie denn schon wieder mit Ihrem verfluchten Papierkram. Ich bin kein Schreiber. Ich bin Arzt und habe Kranke zu versorgen. Oder glauben Sie, daß ich mir einen Privatsekretär halten kann – bei diesem Gehalt? Da ist doch alles ausgefüllt, Unterschrift, Datum, Stempel. Was wollen Sie denn noch?“

„Die Diagnose, bitte.“

„Diagnose, Diagnose. Der Mann ist gestern eingeliefert. Wissen Sie vielleicht, was ihm fehlt. Ich nicht. Was noch?“

„Hierzu bitte die Begründung – nein, entschuldigen Sie, das ist ein falsches Papier, glaube ich. Hier. Die Kasse will wissen...“

„Was will sie wissen? Warum er nicht den Strick genommen hat? Das weiß ich auch nicht. Das ist ein ganz gewöhnlicher Suizid, ein Feld-, Wald- und Wiesensuizid mit Zyankali. Begründung? Der antwortet nicht mehr.“

Und wieder dieser Wirbel von Fluren, Treppen, weißen Mäntel, Tragbahren, Gerüchen.

„Fräulein, wo ist hier das Wartezimmer?“ Eine weinerliche Stimme, die einer alten Frau in schreiend gelbem Pullover gehört. Auf einer hohen Frisur wackelt ein zersauster Hut. Ich hefte meine Augen fest auf das Häkelmuster dieses Pullovers, als müsse ich es mir für alle Zeiten einprägen und zucke mit den Achseln, fühle mich aber im Weitergehen am Arm festgehalten: „Hier sehen Sie“ und sie deutet auf ein paar blaue Flecken an ihrem welken Hals, „ich bin die Frau, auf die man einen Raubmordversuch verübt hat – es hat in der Zeitung gestanden. Hier hat er mich gewürgt. Das war ein Memento mori. Können sie Lateinisch? Sind Sie Ärztin? Wissen Sie, was das heißt: Memento mori? Mein Großvater..“

Ich stolpere fliehend ein paar Stufen herunter. Nur fort, fort aus diesem Inferno. Zielloso haste ich in dem alten Bau herum, einen Ausgang suchend. Klinke eine Tür auf und stehe vor einem rohen Holztisch, auf dem blutige menschliche Fleischstücke liegen. Zurückprallend falle ich gegen die Wand. Ich kann nicht mehr. Beim besten Willen nicht. Ich bin wohl krank und muß nach Hause...

„Fehlt Ihnen etwas? Übel? Hier ist die Toilette. Kommen Sie, ich führe Sie hin.“

„Danke – ich bin nur müde, Schwester...“

Und sitze nach einigen Minuten doch wieder am Schreibtisch. Klettere auf Leitern und stemme Akten in Regale. Renne im Laufschrift über Gänge und Flure, um etwas zu holen, zu bringen, zu fragen. Sitze an der Maschine und lasse die Finger in irrem Tempo über die Tasten hämmern. Dem diktierenden Arzt hinter mir geht es noch nicht schnell genug. Ungeduldig scharrt es mit den Füßen, nuschelt undeutlich nie gehörte Fachausdrücke: Autointoxikationspsychose, Pachymeningitis hämorrhagica – ein m oder zwei? Egal. Schweiß bedeckt den ganzen Körper. Unerträglich langsam ziehen sich die Stunden. Halb eins – dreiviertel. Nun kann man doch schon langsam ans Aufräumen denken. - -

„Frau Hage, zum Chef. Diktat.“

Auch das noch! Nun kämpfe ich mit Tränen. Nun dauert es wieder bis zwei Uhr.

Der Allgewaltige sieht nicht auf, als ich grüßend eintrete. Ein forschender Blick in sein Gesicht zeigt eine grüngelb umspielte Nase. Das deutet auf Sturm, da hat man ihn geärgert. Jetzt nur wie Zefir ihn umsäuseln, leise gehen, leise hantieren, nicht reizen. Nichts sein als ein Anhängsel zum Bleistift. Sein übergeschlagenes Bein unter dem Schreibtisch wippt erregt. Geringelte Strümpfe trägt es.

Plötzlich fährt er aus seinem Brüten auf: „Ein Wunder, daß Sie noch im Hause sind! Sonst, wenn ich fünf nach eins klinge, sind Sie bereits auf und davon. Das paßt mir nicht. Merken Sie sich das. Ich arbeite sechzehn Stunden am Tag...“

„Ich auch, Herr Professor. Wenn auch nicht gerade hier.“ Habe auf einmal ganz vergessen, daß ich ihn nicht reizen wollte. Im Gegenteil. Hast du schlechte Laune und willst sie an mir auslassen – ich bin keineswegs gewillt, mir etwas gefallen zu lassen. Heute nicht. Nein. Heute ist das Maß voll. Es ist mein gutes Recht, pünktlich mit den anderen fortzugehen. Ich muß ja auch pünktlich wieder zur Stelle sein.

„Es tut mir leid, daß Sie unzufrieden mit mir sind. Aber ich kann meine Existenz nur aufrecht erhalten, wenn ich aufs Äußerste mit meiner Zeit geize.“

„Wenn Sie noch Nebenbeschäftigungen haben, sind Sie hier überhaupt nicht am Platze.“

„Ich habe keine Nebenbeschäftigungen außer meinem Haushalt, den ich bei dem geringen Gehalt selbst besorgen muß. Zudem muß mein Geld für zwei Menschen reichen, wiewohl es wahrscheinlich nur für einen gedacht ist.“

„Millionen leben von weniger Geld – dann müssen Sie eben einfacher leben! Ich lebe auch sehr einfach. Ich habe voriges Jahr sogar von meinem Vermögen zugesetzt. Sie müssen nicht denken, wenn man ein großes Gehalt hat, habe man auch mehr Geld – dafür hat man auch viel größere Ausgaben.“

Ich gebe mich geschlagen. Gegen solche Argumentation anzugehen, lohnt nicht.

Es schlägt zwei, als ich auf der Straße stehe. Betäubend dringt sie auf mich ein: Menschen, Dinge, Töne, Farben, Wind, Staub, Gestank, Sonne, Lautsprecher, Hupen, Lachen, Drängen.

„Immer rechts gehen, Fräulein! Passen Sie doch auf!“ Gesprächsfetzen: „Meiner is mehr – er hat ´en Schleppsäbel.“ – „Das Mal? Das hat er mit uff die Welt gebracht, s’ is ne Steißlage.“ – „Ich nehm’ immer Melissengeist.“ – „Der hat doch Zucker...“

Meine Sinne sind leer. Die Nachrichten aus dieser Welt erreichen mich merkwürdig abgeschwächt, als ginge ich unter einer Taucherglocke. Ich weiß kaum, daß ich gehe. Ein geheimer Mechanismus scheint den Körper zu befähigen, Schritte zu machen, ziellose, taumelnde. Gräßlich quiet-schend stoppt ein Auto dicht vor mir. Der Fahrer droht mir die geballte Faust entgegen: „Mensch, fahr weiter“, sagt der Beisitzer. „Die hat’s gut, die is doof.“

Dort drüben ist grüner Rasen – nein, hier darf man sich nicht hinlegen. Büsche, Bäume, noch kahl. Kleine Erdhügel, weiße Porzellanschilder mit schwarzen Aufschriften: Ehrharta Panicea. Zea Mays. Phleum Boehmeri. Warum liegen hier lauter Ausländer begraben? Oder – nein, dies ist ja der Botanische Garten! Wie bin ich denn hierher geraten? Ich will nach Hause. Nach Hause!

Es sind vielleicht noch zwanzig Schritte, noch zehn, noch drei. Die Haustür ist erreicht. Erster Stock. Dieses Mietshaus soll mit seinem Oleanderbaum und dem Tischchen mit parfümierten Wachsrosen die Intimität eines Einfamilienhauses vortäuschen. Frau Möhlmanns Stolz. Wenn sie jetzt aus der Tür kommt und von ihrem Kanarienvogel oder Pelzmantel

erzählt... Zweiter Stock. Hier riecht es nach Fisch – Fischgeruch ist mir... Ein Poltern. Feurige Blitze. Dann nichts mehr.

„Na, kleine Frau, nur nicht den Kopf hängen lassen! Sie müssen jetzt einmal richtig ausspannen. Wahrscheinlich total überarbeitet.“

Wer ist dieser Fremde und was will er hier? Wie komme ich überhaupt ins Bett – vermutlich ein Arzt... Plötzlich ist alles wieder gegenwärtig

„Na also. Jetzt erst einmal Ferien machen! Am besten einen längeren Sanatoriumsaufenthalt. Wie wäre es mit Sommerstein? Ausgezeichnet. Da müßten Sie hin. Ich bin jedes Jahr dort. Ich fahre auch jetzt wieder hin. Wie wär's?“

Kopfschütteln. Reden ist zu anstrengend.

„Na, warum nicht? Zu teuer? Ja, teuer ist's. Aber es wäre doch nett, wenn wir da zusammen sein könnten. Spazierengehen und uns nett unterhalten. Ich bin auch allein. Meine Frau fährt nach Italien... Oder wollen wir sonntags mal zusammen irgendwo hinfahren? Sie sind eine reizende kleine Frau – ich habe Sie schon öfter gesehen. Also – wie wär's? Ich zahle die Fahrt...“

Habe ich Fieber? Sitzt der Mensch mit den glasig glitzernden Augen wirklich an meinem Bett und redet so unverschämte Sachen, oder bin ich nicht klar im Kopf? Alles Blut braust mir in den Schläfen. Kann ein Arzt so zu einem Kranken reden? Wie durch einen Nebel starre ich auf seine Hände, die in rasender Schnelligkeit ein zerknülltes Taschentuch von einer Hand in die andere werfen. Es verursacht mir Schwindel.

„Habe ich Fieber?“ frage ich.

„Fieber?“ Er ergreift meine Hand. Und plötzlich fühle ich mich emporgerissen, fühle Küsse auf Mund und Wangen, fremde, entsetzliche Küsse und den Geruch, die widerwärtige Nähe eines Rasenden. Würgende Übelkeit und erneute Nebelschleier, die mich davontragen. Dann – ich weiß nicht nach wie viel Zeit – dringen verworrene Laute ins Bewußtsein. Jemand macht sich im Zimmer zu schaffen, beugt sich über mich und fragt etwas. Nein, ich werde keine Antwort geben, keinem Menschen. Viel zu mühsam ist das alles. In grausam greller Helligkeit steht plötzlich das Vorgefallene vor meinen Augen. Aber ist es nicht unsinnig, sich darüber aufzuregen? Bin ich ein Backfisch, der zum ersten Mal dergleichen erlebt? Habe ich nicht längst gelernt, die Zudringlichkeiten der Männer ohne Erregung abzuwehren? Nur dies – dies heute – ein Arzt – das ist ja wohl ein arges Stück! Aber es geht mich schon nichts mehr an, hat sich zu all dem anderen gesellt, das erlebt und abgetan wurde.

Eine Tür fällt ins Schloß. Schritte entfernen sich. Ich starre gegen die Zimmerdecke, auf der Sprünge und dunklere Flecken sich abzeichnen. Wie eine Landkarte sieht das aus, Erdteile und Meere und große Ströme. Und das wunderbare Spiel der Seele, sich in Augenblicken größter innerer Stürme mit ganz Unwesentlichem, Abseitigem zu beschäftigen, nicht um auszuweichen, sondern um standzuhalten, oft erprobt, beginnt wieder. Die weiße Zimmerdecke wird zur Polarlandschaft, zum unerforschten Gebiet. Man müßte eine Expedition ausrüsten, Rentiere, Schlitten mit Polarhunden, Nahrungsdepots. Schwarze Gestalten kriechen durch die weiße Einsamkeit. Einer pflanzt eine Fahne auf, auf Strömen ziehen Schiffe.

Nein, keine Expedition! Eine Stelle muß sein, wo das Geheimnis herrscht und die Stille.

Einmal wollte ich wissen und sehen, daß es das alles gibt: den Äquator und den Magnetberg, die Schifffahrtslinie nach Afrika, das Nordlicht und die Sonne von Bilbao. Ich habe nichts gesehen und doch bin ich um die Welt gefahren und „landete manchmal bei mir selbst wie an gänzlich fremden Atlanten und stolchte am Strande meines Ich – voll Heimweh zum Unbekannten.“ Menschsein ist ein großes Abenteuer.

Stunden vergingen so. Dann lag Dämmerung in den Ecken des kleinen Raumes. Leise tickte die Uhr. Der Himmel vor dem Fenster war grün. Schilpende Spatzen auf dem Fensterbrett zankten sich um einen Brocken. Meine Hand tastete über den Nachttisch. Zwei Schachteln und ein Röhrchen. Problemuster für Kliniken. Eingebettet in kleine Vertiefungen liegen da je zehn runde weiße Tabletten. Auch aus dem Glasröhrchen ziehe ich den Korken und schütte alles zusammen in ein Wasserglas. Ein fester Schlaf wird das. Ein Schlaf ohne Tumulte, ohne Träume, ohne Aufschrecken. Ich verlasse das Bett, um mir Wasser zu holen. Lächerlich, dieser mühselige Gang von Möbel zu Möbel. Schließlich habe ich den Flur erreicht und lehne erschöpft an der Wand. Schritte kommen die Treppe herauf. Schritte zu mir? Nein, zu mir kommt niemand. Vielleicht die Möhlmann oder die Lichtrechnung. Durch die Gardine sehe ich die Silhouette eines großen Mannes. Gleich wird er klingeln. Statt dessen – einen Augenblick setzt mein Herz aus – dreht sich der Schlüssel im Schloß. Da steht Till, mit frisch geröteten Wangen und windzersaustem Haar, jung und strahlend.

„Tag, Julia! Ja, da staunst du! Ich komme geradewegs vom Eilenriede-Rennen! Es war ganz groß! Du wärest allerdings gestorben von dem Krach der Motoren. Wenn DKW nur draußen auf dem Stand laufen ließ, zitterten die Teller auf unserem Tisch. Die BMW dagegen zwitschert vorbei, du

hörst sie kaum. In der 500er Klasse - - aber was ist dir? Wie kommt es, daß - du bist wohl krank? Komm, leg dich wieder hin. Ich habe einen Mordshunger, aber ich mache mir schon selbst etwas zurecht, Kartoffeln und Griesbrei und Makkaroni und ein paar Eier. Alles, was füllt! Ich habe seit drei Tagen so gut wie nichts gegessen. Komm ins Bett, du frierst ja, du zitterst. Bist nicht im Dienst, das ist recht. Die können auch mal ohne dich auskommen. Bist du müde oder richtig krank? So - zudecken. Bist du warm? Bleib nur liegen, ich koche mir schon etwas. Weißt du, das Geld reichte mal wieder an keiner Ecke. Zwei Mark fünfzig wollte man fürs Übernachten haben! Ein Fahrer bot mir an, in seiner elterlichen Backstube zu schlafen, da wäre es schön warm. Aber wie ich mir die Sache besehe, da krabbelten lauter so große schwarze Tiere herum, Schaben heißen sie. Da grauste es mir und ich habe dann in Bertholds Lieferwagen vier Nächte verbracht. Auf Stroh, direkt neben der Norton, immer den schönen Benzinduft in der Nase. Morgens hingen mir die Kleider und die Haare ganz voll Strohhalme, und die Kinder riefen mir nach. Ich sah wunderbar aus in den alten Breeches und dem roten Rollkragenpulli. Einmal krallte mich ein Schupo, als ich mich an meinem Schlafwagen zu schaffen machte, der dachte, ich wollte klauen. Aber das „stud. ing.“ auf meinem Ausweis beruhigte ihn. Ja wirklich, das Geld schmolz dahin wie Butter an der Sonne. Einmal habe ich vor lauter Hunger - na, das erzähle ich Dir nachher. Du weißt ja gar nicht... Wenn man drei Tage hungert, pfeift man auf Anstand und Sitte und all diese Begriffe. Ich konnte plötzlich verstehen, wie man einen Menschen umbringen kann, nur um in den Besitz von Geld zu kommen. Die Mutter von Berthold hatte mir bei der Abreise ein paar Wurstbrötchen mitgegeben. Ich dachte am anderen Tag, sie sind schon so ausgetrocknet, man kann sie nicht mehr essen und steckte sie unter das Stroh. Am vierten Tag habe ich sie mit allen zehn Fingern wieder herausgescharrt. Weißt du, in so einer Situation bleibt einem nichts anderes übrig, als sich stilecht zu benehmen. So mit wiegenden Schritten, die Hände in den Hosentaschen, die Mütze auf einem Auge und manchmal kräftig ausgespuckt - das hält dich hoch!“

Ich höre zu und lächle. Meine Hand schiebt sich unmerklich ein wenig näher an die große, die da auf der Bettdecke liegt und die wie immer Spuren von Öl und Schmier aufweist. Ein ungleiches Paar, diese beiden Hände. Man sollte kaum glauben... Mein Sohn, Substanz von mir.

„Geh, Junge, isß erst einmal etwas und wasche und rasiere dich. Schlimm siehst du aus. Aber es ist schön, daß du den Umweg zu mir gemacht hast,

du weißt gar nicht, wie schön das ist! Aber sag, konntest du dir denn nicht von Berthold oder einem anderen Fahrer etwas Geld leihen?“

„Unmöglich. Die haben selbst nichts. Ich habe Berthold noch ausgeholfen. Du glaubst nicht, was das für eine Armut ist unter den Rennfahrern. Alles Geld wird in die Maschine gesteckt. Dafür hungern sie. Und die Vorbereitungen zu einem Rennen verschlingen auch Unsummen. Dazu die Arbeit. Und das alles, um in der ersten Runde einen Sturz zu bauen! Es war ein Jammer! Weißt du, ich träume Tag und Nacht von dieser R5. Es ist die Garbo unter den Motorrädern! Ja – ich gehe ja schon. Du sollst liegen bleiben. Ich koche mir Griesbrei, wenn es auch Klümpchen gibt. Heute esse ich alles. Ich habe dir auch etwas mitgebracht, beinahe ganz vergessen!“ Aus seiner Jackentasche zieht er ein weiß lackiertes Schild mit einem großen schwarzen D. „Gefunden. Auf der Landstraße. Der Anfang zu unserem Auto, Jul'. Wir kriegen eins, verlaß dich drauf. Und dann donnern wir über die Alpen oder die Pyrenäen – oder möchtest du lieber nach Konstantinopel?“

25. März Ereignislose Tage, in denen ich nichts weiter tue als still liegen. Manchmal sitze ich auf dem Balkon in der Sonne. Manchmal versuche ich zu lesen oder zu schreiben. Aber Buch und Feder entfallen bald den Händen und manchmal falle ich selbst in abgründige Tiefen der Trostlosigkeit. Durch Kraft und Willen gesunden? Es ist schwerer als ich dachte. Ein Wunder müßte geschehen in dieser wunderlosen Welt. Habe zu viel Zeit zum Grübeln, das keine gesundheitsfördernden Resultate zeitigt. Die argen Dinge der Zeit quälen mich Tag und Nacht. Der innere Protest drängt zur Tat. Wo sind die Menschen, denen ich mich anschließen könnte? Oder bin ich nicht mehr jung genug dazu? Nur in der Jugend vermag man Ungeheueres zu leisten, weil man, der Stimme seines Inneren gehorchend, den Blick geradeaus und unbeirrt auf das Ziel richtet. Dieses Unbedingte ist die Quelle der Kraft. Später – später denkt man zu viel, zu gründlich. Das nimmt den Mut zum Wagnis.

Ist Macht notwendigerweise böse und immer mit Schuld beladen? Aber was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne... Diesem Wort kommt heute wieder eine besondere Bedeutung zu, angesichts der furchtbaren Dinge, die man sich, von Ohr zu Ohr, über die Konzentrationslager zuflüstert. Man möchte diese Gerüchte als hirnerkrank, als menschenunmöglich abtun, kann sie nicht glauben, will sie nicht glauben und weiß

doch im Innersten, daß sie wahr sind. Nein, ich kann keinen Beweis erbringen, wahrscheinlich würde ich doch meinen eignen Augen mißtrauen. Aber wenn nur ein menschliches Hirn imstande ist, solche Greuel auszusinnen (und dafür wären diese Gerüchte ja ein Beweis), so gibt es wohl auch Menschenhände, die sie ausführen. Vielleicht ist auch das kein schlüssiger Beweis. Und trotzdem komme ich nicht los davon.

Daß sich da viel Schlimmes begibt, wo wehrlose Menschen der Willkür anderer preisgegeben sind, ist sicher. Aber abgesehen von einzelnen krankhaft veranlagten Bestien – ist denn nicht in jedem normal empfindenden Menschen noch ein Fünkchen Göttliches, das, so dürftig es auch sein mag, ihn doch vor solchen Teufeleien zurückschrecken ließe? Jene leise und doch vernehmliche Stimme, die anzeigt „was zu ergreifen ist und was zu fliehen“. Schändet ein Peiniger nicht weit mehr sich selbst als sein unglückliches Opfer? Ach, wenn es sich nur um Einzelausschreitungen handelte! Hier, so hört man, soll der Wahnsinn zur Methode erhoben worden sein, gewollt von „oben“. Das aber würde Auflösung aller bestehenden ethischen und moralischen Werte bedeuten, Chaos und Untergang. Einen Untergang, den die Verantwortlichen nicht nur sich selbst bereiten, in den sie das ganze Volk mit hineinreißen. Alte barbarische Zeiten sind schuldloser gewesen, da die damaligen Lebenden noch nicht unsere Bewußtseinsstufe hatten und die Begriffe Menschenrechte, Menschenwürde unbekannt waren. Schützt den Menschen vor dem Menschen! Er hat sich in fast zweitausend Jahren nicht verändert – kann man annehmen, daß er überhaupt veränderungsfähig ist? Mir gefällt sie nicht, die menschliche Rasse. Von mir aus könnte man die Welt wieder ruhig den Echsen oder Insekten überlassen. Was ich am schwersten begreife, ist die Tatsache, daß der aus Braunau und z.B. Albert Schweitzer Zeitgenossen sind! Sie sind doch durch Jahrtausende getrennt.

Zeugt es nicht viel eher gegen den Menschen als für ihn, wenn er diese Zeit erträgt, ohne darüber den Verstand zu verlieren?

28. März Da liegt nun der blaue, mit einem Krönchen verzierte Briefbogen, der mir heute, nachdem eine Nacht über seiner Ankunft vergangen ist, noch um nichts glaubhafter vorkommt! Eine jener köstlichen unverhofften Fügungen, wie sie eigentlich nur im Märchen vorkommen, und die in unserem Leben so selten geworden sind, weil in dem engmaschigen Netz, in dem wir zappeln, erfreuliche Zufälle kaum noch einen Durchschlupf finden.

Meine Schweizer Brieffreundin, die mich schon öfter durch ihre Geberlaune beglückte, schenkt mir und Till einen Aufenthalt am Lago Maggiore! Sie hat eine ihr befreundete oder verwandte Dame, die dort ein Haus für „paying guests“ hat, veranlaßt, uns auf ihre Kosten aufzunehmen.

Frühling am Lago Maggiore! Und das mir! Mir. Was weiß Frau v. K. von mir, von meinem Leben? Unsere Brieffreundschaft ist eine sehr junge, und die spärlich hin und her gehenden Briefe haben meinen Alltag nicht zum Thema. Es ist ihr sicher nicht einmal bewußt, daß ich zu den arbeitenden Menschen gehöre, die an der Kette liegen. Auch Till ist kein Baron. Er paukt für sein Examen und kann nicht auffliegen, wenn es ihn gelüstet. Wie sagten doch die Karten von Frau Uhl, „ein Bote kommt auf Sie zu und bringt ein Geschenk von einer Person, die Ihnen in Liebe zugetan ist..., dann liegt im Beruf noch Krankheit, die aber deckt sich mit dem Glücksbuben!“ Na also.

Reisen! Der Süden! Erfüllung lebenslänglicher Sehnsucht! Was ist man doch für ein egoistisches Wesen, daß man alle Bedrücknis mit einem Schlag hinter sich werfen kann und sich einer Freude hingibt, die keine Grenzen kennt. Mein Herz ist wie ein Schellenbaum voll klingender Glöckchen, wie ein prall gefüllter Luftballon, der jeden Augenblick mit lautem Knall zerplatzen kann. Schmerz und Freude haben die gleiche Wirkung auf das Herz: sie lassen erzittern.

Die Nachmittagspost brachte die Einladung der Baronin M. „Glauben Sie an meinen herzlichen Freundschaftswillen“, schreibt diese mir ganz unbekannte Frau, „wenn ich Ihnen und Ihrem Sohn hier für das Sommervierteljahr Gastfreundschaft biete. Sie dürfen sich keine wie immer gearteten Skrupel machen. Machen Sie mir die Freude, einfach ja zu sagen. Mein Haus liegt in einem großen Park am See...“

In meinem armen, ohnehin wackeligen Kopf geriet so sachte alles durcheinander. Irgendwie brauchte ich eine Auslösung, und so ging ich ins Hallenbad, um für den Lago Maggiore zu trainieren. Aber ich hatte nicht mit meinem Schwächezustand gerechnet und mußte nach ein paar Stößen aufgeben. Auch fürchtete ich, daß das Wenige, was die Motten von meinem Badeanzug übrig gelassen haben, dem Chlorwasser zum Opfer fiel und fand, es sei wichtiger, einige der Dinge zu kaufen, die ich unbedingt für diese Reise brauchte – oder mir wenigstens Schaufenster daraufhin anzusehen. Man müßte einmal hundert Mark zur Verfügung haben, um seinen äußeren Menschen auf Hochglanz zu bringen. Ich möchte wahrscheinlich ein langes sommerliches Abendkleid haben, ein Sportkleid, eine neue

Handtasche, Badeanzug, auch Badeschuhe, eine Ansteckblume an das schwarze Kleid und einen Gürtel für den roten Pullover. Was für ein internationaler Aufwand in diesem Castello wohl getrieben wird? Juwelenglitzernde Damen in Pariser Roben und besmokingte Männer? Oder ob die zahlenden Gäste mehr bürgerlicher Mittelstand sind? Wie kann ich das wissen? Schließlich wirbelte in meinem Kopf alles durcheinander: die Versorgung des Rumänen, Kakteenpflege, Hausputz, Dauerwellen und tausend andere organisatorische Dinge, die in wenigen Tagen vor einer längeren Abwesenheit erledigt werden wollen. Vor allem Till und die Finanzen. Genieße es dankbar, keinen großen Besitz zu haben, keine Tiere, keine einzumottenden Perser. Finde, ich habe noch viel zu viel. Man sollte nur das besitzen, was ein Esel auf seinem Rücken forttragen kann. Wozu eine Vierzimmerwohnung?

„Haus in großem Park am See!“

O sole mio!

Der Rumäne will ausziehen. „Wenn noch ein Kind hier atmete – aber so ist unmöglich! Komme ich nach Hause, hat sich jemand versteckt und will mein Geld!“ Angst vor dem Gashahn, Angst vor dem Alleinsein, Angst vor Giftmischerinnen, Angst vor Dieben. Überlege, ob ich in die verwaiste Wohnung einen neuen Untermieter setzen kann. Kommt mir etwas tollkühn vor. Muß aber jeden Monat die Miete zahlen, auch für Tills Zimmer in W. und Schulgeld und Unterhalt – o sole mio! Hoffe sehr auf das Überbrückungsgeld von der Klinik.

Erzähle notgedrungen Frau Möhlmann von meiner bevorstehenden Reise. Sie sagt: „Haben Sie aber einen Dusel!“ Und zieht das Duusel ganz lang, so daß es klingt wie „die dümmsten Bauern haben die dicksten Kartoffeln“. Auch sagt sie, ich müsse anständig angezogen kommen (in diesem Satz schwingt mit, daß ich es in ihren Augen für gewöhnlich nicht bin), und ob ich auch ein paar nette Badeanzüge habe? „Ein paar?“ frage ich entgeistert über so viel Zügellosigkeit und unterdrücke nur knapp die Frage, wieso sie gerade auf Badeanzüge kommt, da ihre Figur es doch verbiete, in einem solchen aufzutreten. Labe mich gleichzeitig an der Vorstellung, aus Italien in einem fünf Meter langen Auto mit einer vielzackigen Krone auf dem Haupt hier vorzufahren.

31. März Meine Gastgeberin bittet mich, ihr Blumensamen mitzubringen: Aubretien und Godetien. Sie will mir auf meine Bitte, mich im Garten etwas nützlich machen zu dürfen, die Pflege ihrer Blumen übertragen.

Aber was verstehe ich viel von Blumen! Ich möchte graben und hacken, meine Kräfte einsetzen, um müde zu werden und Schlaf zu finden, richtig arbeiten und nicht herumpusseln. Ich weiß nicht einmal wie Aubretien aussehen, wie hoch sie werden, ob Sonne oder Schatten. Wälze mein altes Gartenbuch, in dem aber Aubretien nicht aufgeführt sind, auch nicht im „Kleinen Knauer“ und nicht im homöopathischen Arzneibuch. Dafür finde ich viele andere, die in schwelgerischen Ausdrücke gepriesen werden, so daß ich nicht anders kann, als auch davon Samen zu kaufen.

Reisevorbereitungen: Ziehe die Mottenlöcher in meinem Badeanzug zusammen, streiche das lange Kleid von der Liste. Entsage dem Lederkoffer. Betrachte meine Handtasche mit liebevolleren Augen, wodurch sie sichtlich gewinnt.

3. April Nun sitze ich in dieser rollenden Kiste, die mich mit 90 km Geschwindigkeit in die Unendlichkeit des Raumes schleudert. Die Höhe des Thüringer Waldes ist erklommen. Draußen fliegen junge zartgrüne Felder vorbei, einmal von Sonne überglänzt, dann wieder von Schneesturm umwittert. Temperatur minus drei Grad. Ich bin auf italienischen Frühling gekleidet und friere.

Tannenwälder wie erstarrte Wogen dunkler Wasser, matt schimmernde Wiesen, Wege hügelan, ein Bach, der zu Tale rinnt, von einer kleinen Holzbrücke überspannt, ein Pfad, der sich in der Weite verliert. Und du meinst, es ist der Pfad, von dem du immer geträumt. Immer noch die gleichen Gedanken wie als Kind: Nie werde ich an diesem Bachufer sitzen, nie über diesen Steg gehen oder unter diesem Baum ruhen. Ach, daß es so viel Orte gibt, an denen man nie im Leben verweilen wird!

Der Zug führte über W. und Till war am Bahnhof und brachte mir Zeitungen und Schokolade. Es war das erste Mal in meinem Leben, daß ich mit so viel Aufmerksamkeit bei einer Reise bedacht wurde, und ich war darüber so gerührt, daß ich ihm die Schokolade wieder zurückschenkte, dazu eine Apfelsine und schließlich, als sich der Zug schon in Bewegung gesetzt hatte, ihm auch noch die Schreibmaschine durchs Fenster reichte, um deren Besitz wir gekämpft, gewürfelt, geknobelt, geredet und uns fast geprügelt hätten, da sie einer so notwendig braucht wie der andere.

Zuhause ist es mir im letzten Augenblick noch gelungen, das Zimmer an eine Studentin zu vermieten, und den übrigen Teil der Wohnung habe ich Toska, einer Pflegerin der Klinik, kostenlos überlassen, die sich dafür erboten hat, die Wohnung in Ordnung zu halten.

4. April Der Mailänder Wagen – nach einer Übernachtung in Singen – ist voll besetzt. In meinem Abteil ist ein Schweizer Ehepaar, eine schwäbische Frau mit unruhigem kleinen Mädchen, ein Jüngling aus Halle und eine ältere Dame, die auf die Frage des Schaffners nach ihrem Reiseziel L. angibt. Da L. nicht Stresa oder Pallanza ist, sondern ein kleines, fast unbekanntes Nest, konnte ich mich nicht enthalten zu fragen: „Auch nach Castello Caprevo?“ Worauf sie zurückfragte: „Sind Sie Frau Hage?“ Es war eine schlesische Adlige, die mich auf Veranlassung unserer Gastgeberin brieflich in einer Devisenangelegenheit befragt hatte.

Ich gebe mich nach Erledigung von fünf Paß-, Billet- und Devisenkontrollen der Lektüre des Mitropa-Heftes hin, das über den Tessin aussagt: „Wir freuen uns an den Landschaften, die sozusagen übereinstimmen mit den Zügen, den Gebärden und Gebräuchen der Menschen, die sie bewohnen. (Sozusagen – ja.) Abends bleibt ein rötlich-violetter Rauch im Raum zurück, der die Landschaft in einen Traum verwandelt. Der Himmel wölbt sich nicht klar über uns, er bildet vielmehr einen ungreifbar durchsichtigen und irgendwie undurchdringlichen Körper.“ Nicht klar und doch durchsichtig. Ungreifbar. Irgendwie. Armes Propagandachef-Gehirn!

Unterdessen donnert der Zug dahin. Ab und zu tauschen wir eine kleine Bemerkung aus, die Freiin Z. und ich. Das Geräusch der rollenden Räder ist meinen Ohren eine hinreißende Musik, zu der mein Herz den Takt klopft. Ich möchte laut jubeln, wie jetzt hinter dem Gotthard die ersten Bruchsteinhäuser auftauchen, die ersten Weingirlanden, kahl noch, sich von Stock zu Stock schwingen. Tränen steigen mir in die Augen. Ich weiß, ich bin kindisch – aber warum soll ich nicht kindisch sein, wenn es mich glücklich macht?

In Bellinzona eine Stunde Aufenthalt. Ich habe Hunger und Durst, aber keine Schweizer Fränkli. Meine ganze Barschaft für ein Vierteljahr beträgt zehn deutsche Mark! Mehr gab es nicht. Gehe meditierend auf dem Bahnsteig auf und ab: „Ich bell in Zona, du bellst in Zona...“ Es hilft. Freiin Z., die im Stationsgebäude verschwunden war, um zweiter Klasse nachzulösen (wegen des feudaleren Eindrucks bei der Ankunft) kommt zurück und bietet mir Buttersemmeln an. Den Rest der Fahrt verbringen wir gemeinsam auf der Plattform des Zweiter-Klasse-Wagens. Der Schaffner ist höflich und duldsam und bläht sich nicht auf über diesen Frevel wie seine deutschen Kollegen, und so bekomme ich auch gleich einen guten Eindruck von den Menschen hier, und mir wird wohl ums Herz.

Es dämmerte bereits, als wir die italienische Grenze erreichten. Ich kletterte aus dem Wagen, um als erstes meine Hutschachtel in Sicherheit zu bringen, deren Verschuß sich unterwegs gelöst hatte, und die alles andere enthielt, nur keine Hüte: Wäsche, Übernachtungsutensilien und tausend Kleinigkeiten. Ich stellte sie behutsam auf den Bahnsteig, um noch meinen Koffer aus dem Abteil zu holen. Aber ich hatte nicht mit dem Temperament südlicher Träger gerechnet. Ehe ich mich versah, hatte einer mit Schwung die Hutschachtel ergriffen und der gesamte Inhalt flog auf den Bahnsteig und zwischen die Schienen, und alles schwamm in einer braunen Tunke von Brom-Baldrian!

Dann saßen wir noch eine Stunde in dem hohen kirchenähnlichen Wartesaal von Luino. Es war empfindlich kalt. Unsere Gastgeberin, die uns bis hierher entgegengefahren war, tröstete mich mit der Aussicht auf eine Wärmflasche im Bett. War dies Spaß oder Ernst? Eine Wärmflasche in Italien, jetzt im Frühling? Man hatte sich das nicht so vorgestellt. Und als wir abermals nach einer Stunde im Palazzo auf Terrazzo saßen, in einem sehr hohen Zimmer mit vorhanglosen Fenstern, erloschener Heizung und kaltem Kamin, war ich immer versucht, zu fragen: „Das soll Italien sein? Haben Sie kein besseres?“

Baronin M. und Freiin Z. unterhielten sich während des Essens über gemeinsame Bekannte, und mich umschwirrten die Namen schlesischer Großgrundbesitzer und österreichischer Aristokraten. Ich hatte da nichts mitzureden – in meinem Sprachschatz fehlte das Wort „Standesgenosse“. So konnte ich mich ganz dem Genuß des vortrefflichen Essens hingeben.

Ich hatte die zwei Reisetage nur von trockenen Semmeln gelebt.

5. April Ich habe, wie ich es mir erbeten hatte, ein Zimmer in einem angelegenen Gartenhäuschen bekommen. Die Stille und die Primitivität dieses Gebäudes spricht mich mehr an als der Prunk und der zu erwartende Gästetrubel des Castello. Das Häuschen, in dem ich ganz allein wohne, liegt im oberen, wenig begangenen Teil des Parks, zu dem man eine lange, leiterähnliche Treppe erklimmen muß. Das ist gewiß nicht jedermanns Sache, und so hoffe ich, viel Ruhe zu haben.

Mein Zimmer ist ein mittelhocher heller Raum, der Fußboden mit schwarz-weißen Fliesen belegt, die Deckenbalken durchgezogen. An den gelb getünchten Wänden ein Stich von Gainsborough und eine Majolika-Konsole mit einer Vase voll Kamalienblüten. Ein ganz flaches Bett macht eine bunte Kretonnedecke tagsüber zur Couch. Ein alter Spiegelschrank,

ein Tischchen zum Schreiben, fließendes Wasser – voilà tout – eine mönchische Zelle, ein kühles Heiligtum. Ich hoffe, mein kleines Reich trotz der fünf Räume, die der Bau enthält, recht lange für mich allein zu haben.

Dieser obere Teil des Parks ist ein ursprüngliches Gelände, ohne all die gärtnerischen Raffinessen, die der untere sich um das Castello herumziehende und bis zum See hinabreichende Teil aufweist. Eine große Wiese, blühende wild wuchernde Sträucher, dunkle Zypressen, Korkeichen und einige andere, mir unbekannte Bäume – nichts weiter. Auf dem Plattenweg huschen winzige Eidechsen, die Vögel singen italienische Lieder, und ich sitze schreibend im Grase, sehe über den Silberspiegel des Sees, in die unendliche Bläue des Himmels, in dunkles Zypressengrün, weißen Kirschblütenschaum und rosenrote Sträucher, und wie nie zuvor empfinde ich die Fülle des Lebens. Vergeblich zu versuchen, all das in Worte zu bannen, wo das Sein so mächtig und unmittelbar an alle Sinne rührt. Es ist eine unsagbare Verzauberung, eine Trunkenheit, himmlischer Wahnsinn und rosenfarbene Schwermut. Wer so wie ich durchs Auge lebt, wird nicht müde zu schauen, immer wieder zu schauen. Die vertraute Welt bekommt dabei etwas tief Untergründiges. Gedanken durchströmen mich wie helle Wasser. Sie schmerzen nicht mehr.

Als ich heute Morgen erwachte und die Fensterläden aufstieß, grüßte eine Alpenkette herein, überragt vom schneebedeckten Monte Rosa. Unten lag der tiefblaue See mit den kleinen weißen Klecksen der Häuser am gegenüberliegenden Ufer. Eine übernatürliche Lautlosigkeit lag in der Luft. Ein wenig hatte ich das peinliche Gefühl, vor dem Leben geflohen zu sein. Ich dachte an die Männer und Frauen, die noch immer in einem Büro sitzen und ewig sitzen werden, die Augen auf Zahlen und vertrackte Formulare gerichtet. Denen kein Wunder zufällt wie mir. Die mit dem Lineal spielen und ihr Butterbrotpapier sorgsam glätten, ehe sie es wieder in die Tasche stecken. Und die nur darauf warten, daß die Zeit in ihren muffigen Stuben vergeht. Ich aber bin ganz unverdienterweise da herausgehoben, fühle eine Gelöstheit des Herzens und des Blutes, und Freude kommt mir aus jedem Ding entgegen.

Ich beschloß, täglich einige Stunden im Garten zu arbeiten. Ließ mir Geräte geben und habe welkes Laub und abgefallene Blüten zusammenge-recht. Bis zu den Knöcheln watet man in roten und weißen Kamelienblüten. Die beiden großen Bäume sind besteckt damit wie mit Papierrosen. Als ich sie gestern Abend in den Vasen sah, hielt ich sie wirklich für künstliche Blumen, nicht einmal durch Befühlen (sie haben eine wachsartige Glätte)

war es einwandfrei festzustellen. Erst als ich verstohlen in eine hineinbiß, überzeugte ich mich. Nein, ich wäre keine Kameliendame geworden. Sie sind so absolut schön und vollkommen wie manche Menschen, die einen gerade deshalb kalt lassen.

Herrlich, wieder einmal – nach wieviel Jahren? – in einem Garten arbeiten zu können. Beglückendes Sich-eins-fühlen mit dieser sanften erschlossenen Erde! Man müßte eine solche Arbeit hier im Süden finden, hier, wo nicht wie bei uns im Norden der harte Kampf mit der Natur ist, in dem man ihr mühsam ihre Früchte abringen muß. Hier gilt es nur, mit ordnender Hand den Überfluß in Schranken zu halten. Laub rechnen in einem Park – das war eine der Tätigkeiten, die ich mir als Kind zum Beruf ausersehen hatte. Man muß wohl nur genügend lange etwas wünschen, damit es sich erfüllt.

Das Kastell liegt auf einem in den See vorgeschobenen Hügel, der als ehemaliges österreichisches Fort den Eingang zur Lombardei bewachte. In meiner „Casetta“, einem früheren Bauernhäuschen, hat einmal Garibaldi übernachtet. Heute Nacht spukte er mit einem lauten Kanonenschuß, von dem ich erschreckt erwachte. Gott weiß, was das war! Beruhigte mich schließlich in dem Gedanken, es sei das eiserne Gestänge des Bettes gewesen. Bemühte mich dann aber vergebens, durch heftiges Herumwälzen dem Bett auch nur den leisesten Ton zu entlocken.

7. April Sonntag ist „Wahl“ für den Anschluß Österreichs an Deutschland – nach vollzogener Tatsache! Ich muß mein Ja oder Nein auf einem deutschen Torpedoboot vor Genua abgeben! Zwar – ich könnte mich drücken – aber warum soll mein Nein fehlen? Fünf Stunden Bahnfahrt jeweils hin und zurück. Man fährt auf Sammelbillet sehr verbilligt, da hier viele Deutsche in einer Fabrik beschäftigt sind. Warum soll ich nicht einmal eine Bahnfahrt auf Staatskosten machen, zumal mir selbiger Staat durch seine Devisenwirtschaft es unmöglich macht, auf eigne Kosten in diesem Land herumzureisen. Meine zehn Mark für einen vierteljährigen Aufenthalt machen mir sowieso Sorgen genug. Die reichen ja kaum für das Porto meiner Briefe an Till. Devisen vorher zu beantragen war nicht möglich. Bis zu ihrer Bewilligung oder Ablehnung wäre der ganze Sommer vergangen.

8. April Vormittags arbeite ich im Park. Das Wetter ist warm, aber mit einem kühlen Unterton. Die Sonne scheint heiß, aber der Wind, der sich manchmal von den Schneegipfeln erhebt, läßt einen erschauern. Man

wechselt aus der Sonne in den Schatten und wieder zurück. Alle Mahlzeiten, mit Ausnahme des Abendessens, nehmen wir im Garten ein. Bislang sind Freiin Z. und ich die einzigen Gäste – und eigentlich sieht sie auch nicht aus, als könne sie einen hohen Pensionspreis zahlen.

Abends sitzen wir am prasselnden Kaminfeuer und hören Radiomusik. Es ist kein Licht im Zimmer als der tanzende Feuerschein auf den Wänden und sein Widerschein in den hohen Fenstern, auf goldgepreßten Buchrücken, auf einem silbernen Gerät. Ich habe bislang noch nie an Kaminen geträumt, weder an französischen noch an preußischen, und natürlich ver falle ich auch diesem eigenartigen Reiz, in die lodernden Flammen zu sehen. Ich glaube, mit solch einem Feuer fühlt man sich nie allein. Ganze dramatische Begebenheiten vollziehen sich an diesen brennenden Buchenscheiten. Bilder vom Werden und Vergehen. Da bilden sich funkelnde Höhlen und Paläste, stürzen ein und erstehen aufs Neue in glühender Pracht. Gebirge sind da und Schluchten, Brücken, von denen man nicht weiß, ob sie tragen, und die man doch um alles in der Welt überschreiten muß. Pfade, die zu Gipfeln führen, und Schlünde, in denen züngelnde Drachen hausen. Funken stieben auf gleich flammenden Wünschen und erlöschen wie Träume. Meine Gedanken gingen zu Till und noch zu ein paar Menschen, die ich liebe und zurück in ferne Vergangenheit. Welch weite Strecken man doch im Leben zurücklegen muß! Prinz Violet Karmin – aber zum Teufel! Was ist schon mit diesem Violet Karmin! Er war ein lächelnder Lügner, ein überzeugender Lügner, ein leichtsinniger, zärtlicher, liebenswürdiger, hinreißender Lügner! Ihm verdanke ich die fröhlichsten und unbeschwertesten Stunden meines Lebens. Wenn er, die gestreiften Pyjamahosen in hohe Marschstiefel gesteckt, die Mütze tief in die Stirn gezogen, durch die Straßen lief, wenn er nächtlicherweile den Schwänen im Park demokratische Ansprachen hielt, sprühend von Geist und Witz, oder, um ein Möbelstück die Treppe hinaufzutragen, sich erst Brust und Arme mit lasziven Tuschzeichnungen schmückte – dann war das alles mehr als der Ausfluß unbändiger Jugend. Es war eine herrliche souveräne Überlegenheit über die Welt und die Materie. Und deshalb – Evviva, Violet Karmin!

9. April Schon bin ich ganz dem südlichen Zauber erlegen. Etwas vom Rausch und der Glückseligkeit der Antike dringt mir ins Blut. Man rechnet nicht mehr nach Jahren, und der Kalender hat alle Schrecken verloren. Es scheint durchaus möglich, eines Morgens aufzuwachen und fünfundzwanzig Jahre zu sein. Alles Grübeln verstummt. Nur leben möchte man – leben!

11. April Gestern in Genua. Welcher Teufel gab mir ein, am Abend vorher ein halbes Glas Wein zu trinken, wo ich doch weiß, daß mich ein Fingerhut voll schon umwirft. Die Nächte sind ja noch immer schlimm – aber diese wurde grauenvoll. Der Wein war mir in alle Nerven gefahren und hatte mich ungeahnt lebendig gemacht. Dazu erhob sich, als ich mich zu Bett begab, wieder ein „tempesta brutta“ (oder wie der Wind nun gerade hieß), der wie ein losgelassener Teufel um meine Casetta fauchte, in den Zypressen schnob und mit dem losen Wellblechdach des kleinen Schuppens seinen Schabernack trieb, so daß an Schlaf in keiner Weise zu denken war. Um Mitternacht ging ich hinaus, um einen großen Stein zu suchen, mit dem ich das klappernde Dach beschweren konnte. Aber es war stockdunkel und ich fand keinen. Überwach und hundemüde zog ich mit Bett und Wecker in ein anderes der fünf Zimmer, das nach hinten gelegen war. Von vier bis fünf lag ich wieder wach, zog mich an, legte mich wieder aufs Bett, und es war mir so elend, daß ich viel darum gegeben hätte, liegen bleiben zu können. Es war nicht mein staatspolitisches Bewußtsein, das mich befähigte aufzustehen. Es war lediglich der Gedanke, ein weiteres Stück Italien zu sehen – Genua, wohin ich wohl nie wieder im Leben kommen würde. So verließ ich um sechs Uhr zähneklappernd die „Garibaldina“. Es war ein frostiger Morgen. Der Wind fuhr durch meine dünnen Kleider, und ich fror bis ins Mark. Was habe ich mir bloß für falsche Vorstellungen vom italienischen Frühling gemacht!

Das Parktor war so verklemmt, daß ich es mit meiner schwachen Kraft nicht öffnen konnte. Rannte wie ein Huhn herum, verzweifelt nach einem Ausgang suchend. Überall Mauern und Gitter. Nun war ich zwar zu allem entschlossen, nichts schien mir zu gewagt, keine Mauer zu hoch, als daß ich sie nicht überklettert hätte. Aber ich wäre doch nicht ins Freie, sondern nur in Nachbargärten gelangt. Endlich half mir ein vorbeiradelnder Arbeiter, dem ich ein verzweifelt „prego, prego!“ zurief.

Die am Bahnhof versammelten Deutschen waren fast ausnahmslos Bayern und Franken. Sie schwatzten viel und laut und schnell: daß es kalt sei, daß ihre wollenen Unterhosen kratzten und daß sie sich nach Deutschland sehnten, nach Verwandten und Bekannten. Ich schloß die Augen und lehnte mich in eine Ecke des Abteils, in einem Zustand, wo man zum Reden nicht mehr fähig ist.

Die Fahrt ging durch endlose und reizlose Reisfelder mit verschnittenen Maulbeerbäumen. Erst jenseits des Apennin gewann die Gegend wieder

ihr beglückendes Aussehen. Diese einfachen schmucklosen Bauten sind von einer köstlichen Mannigfaltigkeit und Bewegtheit der Linien. Wie absichtslos, wie organisch und lebendig wächst diese Architektur. Mir scheint, daß mehr noch als in seinen großen Kunstwerken sich hierin Italiens alte Kultur ausprägt. So wie der uralte geistige Besitz der Menschen hier sich in ihrer schnellen Sprache, dem bewegten Mienenspiel, dem federnden Gang äußert. Auf einem Bahnhof stand eine Gruppe italienischer Soldaten. Der eine hatte den Helm auf dem rechten, der andere auf dem linken Ohr. Einer lehnte mit gekreuzten Beinen an einer Säule und rauchte. Mitten unter ihnen ein Offizier, kameradschaftlich lachend und scherzend. Bei uns wäre das gleichbedeutend mit Revolution. Aber hier hat die Uniform noch nicht das Individuum getötet. Spricht nicht eine große geistige Souveränität aus solcher Zwanglosigkeit? Diese kühn geschnittenen Gesichter lassen vielleicht manch ungezähmte Leidenschaft [erkennen], aber niemals sind sie stumpf und leer.

In Genua verlor ich im Gewühl des Bahnhofs meine Landsleute. Alle Menschen sahen auf einmal gleich aus, und obwohl es an diesem Tag in G. von Deutschen wimmelte, waren alle, die ich ansprach, Italiener. Da stand ich nun und fühlte das Fremdsein im fremden Land plötzlich als eine große Bedrohung.

Ging zu einem Carabinieri und stotterte hilflos „vapore, vapore“, in der Hoffnung, es hieße „Dampfschiff“. Aber es hieß nur „Dampf“, wie ich später erfahren habe. Trotzdem war er intelligent genug, mich zum Hafen zu weisen, der zum Glück nahe am Bahnhof ist. Dort stand ich, eingekellt in eine Volksmenge, aus der es kein Vor- und kein Rückwärts gab, plötzlich wieder neben meinen Reisegefährten, die sich nun für mich verantwortlich fühlten und mich nicht mehr aus den Augen ließen.

Was aber war nur in all diese Menschen gefahren? Hatten sie Angst, daß das Torpedoboot im nächsten Augenblick untergehen würde, noch ehe sie zur Tat ihres Führers ihre Meinung kundtun konnten? Würdige weißhaarige Herren rannten mit gesenktem Kopf gegen die sie umgebenden Mitmenschen, versetzten mir mit ihren Schultern Kinnhaken und bohrten mir die Ellbogen in den Magen und die Nieren. Damen in eleganten Pelzen stemmten ihre Knie in meinen Rücken. Man trat sich auf die Füße und boxte sich in die Rippen. Der Anschluß Österreichs schien alle zu hochgemuten Taten zu begeistern, und um das hundertprozentige „Ja“ brauchte man keine Sorge zu haben. Ich schämte mich vor den umstehenden Italienern, die grinsend diesem Schauspiel zusahen.

Schließlich, als ich eine Stunde und länger auf diese Weise mißhandelt worden war, fand ich mich, ohne eignes Zutun, aufatmend am Quai. Stand wie betäubt, befühlte meine Glieder auf ihre weitere Gebrauchsfähigkeit hin, und dann versuchte ich mir vorzustellen, daß das da vor mir das Mitteländische Meer sei, die Wiege der abendländischen Menschheit, und daß die oben in den Felsen gehauenen Löcher die mit Kanonen bespickte Festung Genua sei, die das Meer bewacht oder bedroht – der südlichste Punkt dieses Planeten, den meine Füße bis jetzt berührt. Ich wollte mir noch viel Derartiges vorstellen, von Fiesco und Cristoforo Colombo u. a., fühlte mich aber plötzlich von einer besorgten Schwäbin am Arm ergriffen: „Kommen Sie, daß Sie uns nicht wieder verloren gehen! Wir haben Sie schon lange gesucht!“

Aber nun verschleppten sie mich in einen deutschen Bierkeller des Hafenviertels, ein schmieriges, finsternes Lokal mit Tischen voller Bierpfützen und Fliegenschmutz und undefinierbaren Gerüchen. An den grau getünchten verräucherten Wänden hing das ungerahmte Ölbild einer Hafenschönheit, das wahrscheinlich einmal irgend ein Kuddeldaddeldu als Ausgleich für seine Zeche daließ und bunte Schiffsplakate der Cunard-Line, die ich eingehend studierte, obwohl ich sie nie benützen werde. Die Landsleute aßen ihren mitgebrachten Kartoffelsalat mit Blutwurst aus Zeitungspapier. Bald füllte ein undurchdringlicher Zigarrenqualm die Höhle, das Radio plärrte und die schwarzlockige Kellnerin rief jedem Gast zu: „Ich heiße Marie“ und noch verschiedenes mehr.

Vier Stunden nur in Genua und dann in einem deutschen Bierkeller – das ist nicht nur lächerlich, das ist barbarisch! Ich verdrückte mich. Was aber sollte ich tun? Ich konnte mich nur ins heutige Genua stürzen, alles andere wäre in Anbetracht der Kürze der Zeit, meiner Geldlosigkeit und Sprachunkenntnis Unfug gewesen. So ließ ich mich treiben durch Straßen mit irrsinnig rasendem Verkehr, gegen den das Berliner Tempo geradezu biedermeierisch anmutet. Ich geriet am Hafen in uralte finstere Gassen, wahre Schluchten zwischen schwärzlichen bröckligen Häusern, umflattert von Wäsche, in Winkelgassen, die aus Steintreppen gebildet waren und unheimlich, ja grauenerregend wirkten. Geriet auf winzige Plätze und Höfe wie in die Kulissen eines Traumtheaters, zwischen kleine Kramläden mit bunten Auslagen und hochbeladene Karren mit Obst. Glocken läuteten, eine Frauenstimme schrie gellend, aus einer herrlichen kleinen Kirche kam Orgelspiel, Kinder lärmten, auf dem Pflaster wand sich ein Mann in epileptischen Zuckungen, und ein kleines Mädchen lief hinter mir her und bot

mir glückbringende Schnürsenkel an. Das alles hatte etwas Unwirkliches, wie eine Vision des Mittelalters. Es drang mir ins Blut wie Rauschgift. Ich wurde mir plötzlich der Gegenwart aller Möglichkeiten bewußt, aller Abenteuer, die das Leben zu jeder Stunde bereit hält und denen ich hier begegnen konnte. Es war mir, als habe ich noch nichts erlebt, als finge das Leben hier und jetzt erst an, das bunte wirkliche Leben, um das wir uns so sonderbar betrügen lassen. Und ich ging dahin, trunken vor Erwartung.

Die Heimfahrt verlief stürmisch. Die Schwaben und Bayern, die bereits auf unsicheren Beinen und in sichtlich gehobener Stimmung aus ihrem Bierkeller gekrochen kamen, ließen auch noch im Zug die Flaschen kreisen: Deutsches Bier und italienischen Chianti, Asti spumante und giftfarbene Liköre, und so schlug die Stimmung bald haushohe Wogen. Man sang die „Wacht am Rhein“ und das „Deutschlandlied“ und alle waren in fortwährender Bewegung von einem Ende des Zuges zum anderen, prosteten sich mit glasigen Augen zu, umarmten laut kreischende Frauen, die nicht die ihren waren, rissen Zoten und gaben der Bewegung des Zuges schuld, wenn ihnen die Beine wegrutschten und sie wie Kegel umeinanderfielen. Der ungeheuerer Lärm übertönte selbst die Geräusche des „Rapido“, an dem nicht mehr [alles] niet- und nagelfest schien. Vom Schienenunterbau bis zu den Wagenfenstern, Sitzen und Dächern war alles ein klapperndes, schepperndes Getöse von Eisen, Blech und Holz und Glas. Die mitreisenden Italiener sahen verständnislos und sichtlich angewidert dem Treiben ihrer Achsenbrüder zu, und ich schämte mich zum zweiten Mal an diesem Tag vor ihnen, wenn ich, mehr tot als lebendig, hin und wieder aus meiner Ecke aus halbgeschlossenen Lidern blinzelte.

In Castello C. waren inzwischen die ersten fremden Gäste eingetroffen, zwei junge Franzosen, die aber nur zur Übernachtung blieben.

13. April Heute kamen zwei Engländerinnen aus Ägypten, zwei alte Damen mit Hornbrillen, langen Zähnen und Kniestrümpfen an den rappeldürren Beinen, dazu eine junge, schwarzlockige, buntbemalte. Sie hat so riesige lange rotlackierte und spitze Fingernägel, daß jede Bewegung von der Furcht diktiert ist, sich eine der Verzierungen abzubrechen, und ich den Mut des Mannes bewundere, der sie sich zur Bettgenossin erwählt. Ich weiß auch nicht, wen es reizen soll, Lippen zu küssen, die wie fettige Pfingstrosen aussehen.

Die Baronin, die sich gestern mit den Franzosen fließend französisch unterhielt, mit dem Personal ebenso fließend italienisch redet, sprach nun

wieder ein flottes Englisch mit den neuen Gästen. Wie macht man das? Man hätte doch mehr Sprachen lernen sollen. Mein Hirn streikt, wenn ich mich mühe, hier etwas Italienisch zu lernen, und so lange der Park noch so nach Hilfe schreit, gönne ich mir wenig Zeit dafür. Die Baronin wehrt mir immer: „Nein, daß Sie so schwer arbeiten, wo Sie doch so hauchzart sind!“ Anfangs hielt ich das für Scherz, zum mindesten für liebenswürdige Übertreibung. Aber es ist ihr durchaus ernst. Zart? Nun vielleicht wie eine dieser Bambusstauden, die wohl von jedem Windhauch zittern, aber doch alle Zähigkeit der Welt in ihren Schäften haben. Und von „arbeiten“ hat man hier die einer Aristokratin wesensgemäßen Begriffe. Aber den Ping-Pong spielenden Gästen, die sich in schwelgerischen Ausdrücke über den Park ergehen, möchte ich am liebsten eine Hacke in die Hand drücken, damit sich ihr Entzücken nicht in leeren Worten zu erschöpfen braucht!

Dieser Park ist in der Tat auf dieser Uferseite der schönste weit und breit. Vermöchte man nur etwas von der Schönheit dieser Libanon-Zedern auszusagen, von der himmelragenden Majestät ihres Stammes, dem weiten Schwung der ausladenden Äste, die sich wie riesige Fittiche im Winde wiegen, dem moosig-flaumigen Grün der Zweige, auf die die Sonne scheint! Oder diese Zypressen! Man muß sich in einiger Entfernung von ihnen auf die Erde legen und den Blick über das ganze Ebenmaß ihrer Konturen gleiten lassen, damit sie sich in ihrer ganzen Größe und Schönheit offenbaren. Die Magnolien stehen wie Flammen auf den Zweigen, die Tamariskensträucher sind luftige Wolken von überirdischer Zartheit. Blühende Rosen umschlingen die Stämme der Palmen und Glyzinien klettern bis in die höchsten Spitzen der Kiefern. Es ist wahrhaft sinnberückend und man möchte hier alles zugleich sein: Maler und Dichter, Gärtner, Architekt, Schmetterlingssammler und Philosoph. Hier ist man den ewigen Elementen näher, der Erde, der Sonne, den Winden und Sternen. Die Natur ist uns hier schwesterlich gesinnt, nicht kalt und feindlich wie in unseren Breiten.

Je mehr ich tue, desto mehr Arbeit wächst mir zu. Der Efeu überzieht den Park in seiner ganzen Ausdehnung von der Terrasse bis hinunter zum See. Er hängt über Grotten, klettert über Tische und Bänke, kriecht durch die Rasenflächen, erstickt den Bambus. Wie lange mag keine Hand ihm Einhalt getan haben? Viele Generationen von welchem Laub und rostigen Zedernnadeln bedecken Boden und Wege, ungeachtet des Unkrauts, der herumliegenden Steine, zerbrochenen Einfassungen, der immer aufs Neue abfallenden Kamelienblüten und der gelben ledrigen Magnolienblätter. Eine Sisypusarbeit, die ich mir da vorgenommen habe! Manchmal hilft

mir Ferdinando, ein großer kräftiger junger Mann mit einem blanken Gebiß und einer bis zur Schädelmitte vorgeschobenen Stirn, die ein Kranz aufrecht stehender schwarzer Haare begrenzt. Auf dem Leib trägt er nichts als ein schwarzes zerlöcherntes Trikot ohne Ärmel und eine Hose, die nur noch aus bunten Flicken und Löchern besteht und von einem Bindfaden gehalten wird. Regnet es, so trägt er eine vermottete übelriechende Lammfelljacke. Nach und nach habe ich seine Lebensgeschichte erfahren. Er war Fabrikarbeiter, zog aber dann den Abessinischen Krieg dem am häuslichen Herd vor und meldete sich freiwillig. Aber noch bevor er ins Feld mußte, war der Krieg zu Ende und sein Arbeitsplatz, den er seinem Schwiegervater abgetreten, war auch verloren. Seitdem ist er arbeitslos und ohne Obdach, lebt von Betteln und gelegentlichen Diebereien, verdient auch mal durch Gelegenheitsarbeit ein paar Lire oder ißt sich in der Küche des Castello durch. Seine Schlafstätte, die ich zufällig entdeckte, ist ein Strohsack in der Ecke eines verfallenen Treibhauses. Ich sprach mit der Baronin, aber sie kann nicht mehr für ihn tun, als ihm etwas zu essen zu geben. Geld hat sie selbst anscheinend wenig oder gar nicht. Auch meinte sie, er wolle nicht arbeiten.

Neue Gäste: Eine Dame aus Stuttgart mit ihrem Verlobten aus USA, die beide sehr asketisch aussehen und sicher irgendeiner „Bewegung“ angehören. Sie tragen den geistigen Hochmut aller Sektierer zur Schau. Oft bei Tisch muß ich mir einen Ruck geben, wenn ich merke, daß ich ganz gegen meinen Willen stumm und verschlossen dasitze. Ob ich es noch lerne, jeden Neuankömmling zu fragen: „Sind Sie zum ersten Mal in Italien? Hatten Sie eine gute Reise? Ist der Park nicht entzückend?“

Es ist immer ein heilloses Durcheinanderschreien bei Tisch, als ob der Stimmaufwand die Qualität des Gesagten höbe. In diesem hohen steinernen Speiseraum, ohne dämpfende Polstermöbel, Teppiche, Gardinen, hallt alles in geradezu erschreckender Weise wider. Alle reden zudem aneinander vorbei, jeder hört nur sich, und keiner beherrscht die einfachste Form der Höflichkeit zuzuhören.

16. April Von Till kam die erste Nachricht, zwei kleine Zettel, aber ein Extrakt. Zuhause sei alles all right. Die beiden neuen Mädchen in der Wohnung verträgen sich gut und Ordnung sei „wie noch nie“. (Hoffe, daß das nur eine rhetorische Floskel ist und keine Kritik an meiner Ordnung.) Auch von der Klinik kam ein Schreiben. Ich kämpfe noch mit ihr um die mir zustehende Abgangsentschädigung. Es sind immerhin fünfhundert Mark, die

ich hochnötig brauche. Das Wort Klinik läßt mich jedes Mal in ein schwarzes Loch fallen. Es müssen wohl hundert, nicht zwölf Jahre gewesen sein, die ich dort verbrachte. Hier würde ich noch zum Leben Ja sagen, wenn ich, wie Ferdinando, irgendwo im Heu schlafen und Hühner stehlen müßte. Hier ist Armut leichter zu ertragen als im Norden. Ich glaube, es ist für einen Menschen ebenso schmerzhaft, in eine falsche klimatische Zone geraten zu sein wie für eine Pflanze.

Essen, gärtnern, schlafen – wenn letzteres auch problematisch. In dem Maße, wie mein Körper sich erholt, schrumpft der Geist, und nur mit Mißbehagen denke ich an die Arbeit am Manuskript. Zum Tagebuchschreiben muß ich mich zwingen. Nur zu Till lasse ich mit Freuden meine Feder galoppieren, obwohl das traurige Ende dann immer heißt: una lira venti cinque.

Natürlich sind meine zehn Mark längst dahin. Die Baronin, die mir anfangs versprochen hatte, für die täglichen kleinen Bedürfnisse Geld zur Verfügung zu stellen, das ich ihr auf ein Konto in Deutschland wieder zurückzahlen könne, borgt selbst überall herum. Es ist mir unmöglich, sie darum zu bitten. Da die Finanzierung meines Aufenthaltes hier durch Hergabe eines größeren zinslosen Betrages von Frau v. K. an die Baronin M. abgegolten wird, brauche ich wenigstens nicht das Gefühl zu haben, ihr zur Last zu liegen. Augenblicklich ist, nach ihrer Aussage, kein Pfennig im Haus. Die letzten zahlenden Gäste sind abgereist. Der „Maringh“ fegt um den See mit nassen schleppenden Wolkengewändern. Das Seeufer ist verlassen. Die Palmen in dem kleinen Hafen strecken zerzauste borstige Wedel in die Luft, die Berge und die seligen Inseln sind im Nebel verschwunden. Die Italiener sitzen mit aufgespannten Regenschirmen auf ihren Fahrrädern, und man selbst schaut durchs Fenster den aufhüpfenden Regentropfen nach und den ziehenden Wolkenfetzen, die sich im Lande, wo die Zitronen blühen, in nichts von Erlkönigs Töchtern am düsteren Ort unterscheiden.

Kein Wunder, daß es die Italiener nicht hier heraus lockt, und von Deutschland kommen infolge der Devisennot nur Absagen. Die letzte Hoffnung meiner Gastgeberin ist die Tripolis-Lotterie, von der sie ein Los besitzt. Ich fahre bei jedem Motorengeräusch erwartungsfreudig zusammen, in der Hoffnung, es sei ein Auto mit devisenschweren Ausländern. Aber immer ist es nur ein Motorbootchen, das höhnisch an unserem Gestade vorbeituckert. Ich habe vorgeschlagen, einfacher zu leben, aber von solcher Maßnahme will die Dame des Hauses nichts wissen. Rücksicht auf die

schlesische Standesgenossin? Vermute eher, daß Baronin M. selbst zu sehr an diesen Lebensstil gewöhnt ist, als daß sie ihn kurzerhand aufgeben könnte. Wenn sie von ihrer Jugend in Ungarn erzählt, von Jagden und Festen mit sechsundzwanzig Fleischgängen, Festen mit Champagner-Fontänen, die damit endeten, daß man alles Tafelgeschirr zum Fenster hinaus warf, so ist es immerhin noch erstaunlich, wie sie sich jetzt ohne Verbitterung mit Heimatlosigkeit, Geldnot und dem Leben einer Pensionsinhaberin abfindet. Wenn man sich auch nicht des Eindrucks erwehren kann, daß sie den Betrieb als Lebenselement braucht und daß die Gäste eine Art Hofstaat bilden. Konversation in allen Sprachen, Singen, Rudern, Tennis, Patenzen und Bridge – das war ihre Erziehung und ist noch heute das Pfund, mit dem sie wuchert. Da sie sehr bildhaft zu erzählen weiß, höre ich ihren Geschichten gern zu, aber meine messerscharfen kritischen Bemerkungen dazu verberge ich unter einem töricht-liebenswürdigen Lächeln.

19. April Gestern ging ich nach St. Catharina, einem am See malerisch gelegenen Felsenkirchlein, der Sage nach von einem Eremiten erbaut, der vordem – vor seiner Errettung aus Seenot – das einträgliche Geschäft der Seeräuberei betrieb. Es erging mir wie schon öfter: Ich hatte mit einem Mal das deutliche Bewußtsein, dieses alles schon einmal gesehen zu haben: die kleine Rundbogen-Vorhalle mit dem Kirchlein dahinter, eng an den Felsen geklebt. Und aus Erinnerungstiefen erstand ein Traum, den ich ungefähr um Weihnachten gehabt hatte. Da bin ich durch diese Halle und durch dieses Kirchlein gelaufen, und alles war ein Wiedererkennen.

15. Mai Ich habe lange nichts eingetragen. In meinem Kopf ist eine entsetzliche Leere, ein beängstigendes Vakuum, das nicht nur als typische „Krankheit des Südens“ anzusprechen ist. Die Nerven, ehemals bis zum Zerreißen gespannt, hängen durch wie schlaffe Seile. Mitten im Gespräch fangen die Gedanken an zu wandern, so daß ich vorher immer den ganzen Satz fertig im Kopf haben muß, um nicht zu stammeln anzufangen. Auch das Bedürfnis, den Rest der verbliebenen Energien in gärtnerischen Arbeiten zu verausgaben, ist verschwunden. Es ist überhaupt, als sei aus allem der Antrieb herausgenommen. Eine Art Gefühllosigkeit, die alle Werte umwandelt, griff Platz. Hat sich irgendein Ablauf des Lebens vollendet? Ein Zustand, aus dem es mich wie „aus unbekannten Schlünden“ anweht. Besonders in der Nacht, in der Klause meiner einsamen „Garibaldina“. Und

natürlich kommt langsam das bohrende Bewußtsein, daß die sorglosen Tage hier ja gezählt sind und daß dahinter die ungewisse Zukunft lauert.

Von Till kam ein Hilfeschrei: Ob ich darauf bestünde, daß er das Examen mit „gut“ mache. Ob es ein „genügend“ nicht auch täte? Man machte es ihm besonders schwer, weil er noch immer nicht dem Nazi-Studentenbund beitrug. Er arbeite die Nächte hindurch und sei schon so mitgenommen, daß er bereits alle Fächer durcheinanderwerfe. Dabei muß er doch wissen, daß ich diesen Ehrgeiz gar nicht habe und mir seine Gesundheit wichtiger ist als eine gute Zensur.

20. Mai Ging heute mit der schlesischen Dame spazieren unter mancherlei, sorgsam ihrer Beschränktheit angepaßten Gesprächen. Ein recht beklagenswertes Wesen. Alt geworden unter der Fuchtel eines kränklichen und tyrannischen Bruders, dem sie den Haushalt führt und der oft wochenlang kein Wort mit ihr spricht, von dem sie aber ganz und gar abhängig ist, muß sie noch froh sein, bei ihm ein Unterkommen zu haben, da sie nach seinem bald zu erwartenden Tod völlig allein und mittellos in der Welt steht, mit einer für den Lebenskampf durchaus unzureichenden Erziehung belastet – ja, was bleiben ihr da für Möglichkeiten? Sie scheint wirklich arm zu sein, nicht nur das, was man in diesen Kreisen arm nennt.

Wer beschreibt die Süße dieser verträumten kleinen Häfen, in die sich selten oder nie ein Schiffchen verirrt. Orte, in denen Liebende einkehren sollten. Ein paar Barken schaukelten an ihren Pfosten, Laternen wurden gehißt, ein Hund heulte. Die Isola Madre schwebte wie eine Trauminsel in der weichen Dämmerung, und auf dem mit Linden und Platanen bestandenen Platz spielten schwarzügige Kinder Verstecken. Vom See her wehte der Abendwind und ich dachte an Till und was er wohl macht zu dieser Stunde.

Als wir wieder im Castello anlangten, war das Verhängnis bereits über Freiin v. Z. hereingebrochen! Die Baronin flüsterte mir zu, daß sie ein Telegramm erhalten habe, wonach der Bruder in Schlesien am Herzschlag verschieden sei. Beim Nachtessen (man wollte ihr diese Nachricht erst nachher mitteilen) versicherte sie immer wieder, wie glücklich sie sei, dank der Einladung der Baronin, noch einige Zeit hierbleiben zu können. Wir anderen sahen schweigend auf unsere Teller.

21. *Mai* Tills Buch „Vom Motorrad“ ist bereits im Druck, auch die Examensarbeiten scheinen besser voranzugehen. Er schreibt froh und beglückt.

Freiin v. Z. ist heute Morgen abgereist, so bedrückt und verwirrt, daß sich ein Gast erbot, sie bis zur schweizerischen Grenze zu bringen.

Es sind ein paar deutsche jüdische Emigranten hier untergetaucht, um sich der Verhaftungswelle zu entziehen, die der Führerbesuch mit sich bringt. Bis an unser seliges und harmloses Gestade wirft dieses Ereignis seine trüben Wellen: jeden Tag Passkontrolle sämtlicher Gäste und sonstiger Hausinsassen. Von jedem Ankommenden und Abreisenden wird notiert woher und wohin, wie lange? Wann angekommen? Wann abgereist? Mit welchem Ziel?

Die Köchin gab mir unaufgefordert ihre italienischen Rezepte zum Abschreiben, die sie von Giannini in Mailand hat und sonst ängstlich hütet. Ich bedankte mich herzlich. Aber was soll ich mit Rezepten anfangen, in denen lebende Langusten der Länge nach durchschnitten werden? Das kann man weder mir noch den Langusten zumuten. Und alle Gerichte werden auf silbernen Platten serviert. Ob Frau Pleß die „Signora ‘age“ für eine Plutokratin hält?

Nachts wieder Alpdrücken. Ein gräuliches Etwas, ein lähmender Lemure saß mir auf der Brust und flüsterte laut meinen Namen. Dann wälzte ich mich in schweren Träumen, irrte im Dunkeln umher und rief „Karl, Karl“, den Namen meines durch Freitod geendeten Bruders. Aber im Grunde meinte ich ihn gar nicht, und es war sehr quälend, daß mir der gesuchte Name nicht einfiel. Schließlich wohnte ich noch meinem eignen Begräbnis bei und hielt mir selbst einen Nekrolog, von dessen laut gesprochenen Worten „Sie starb an einer politischen Infektion in Thüringen“ ich erwachte. Ist das Angst? Angst wovor? Seltsames Zwischenreich, in das wir nächtens gestellt sind. Oft von einer unheimlichen Intensität.

27. *Mai* Ich war mit Baronin M., die für eine emigrierte „jüdisch versippte“ deutsche Familie ein Domizil sucht, zur Besichtigung eines ländlichen Edelsitzes in der Nähe von Varese. Ein Bau, aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, einfach und schmucklos, aber von einer herrlichen Harmonie. Drei Flügel umschließen einen Hof, die vierte Seite wird von fünf Rundbögen begrenzt, die Gartenseite vom horizontalen Mittelbau beherrscht. Warum beglückt die horizontale Linie so viel mehr als die vertikale? Mir fällt

sie mitten ins Herz. Der äußeren Harmonie das Baus entspricht die Raumwirkung im Inneren. Man unterliegt ihr wie einem magischen Zauber. Für mich gibt es nichts Anregenderes als alte Häuser. Ich bin eine unverbesserbare Romantikerin. Manchmal, in frühen Träumen, ging man über solche Treppen und Flure, stand auf diesen Balkonen, verirrte sich in Zwischenstocke und Nischen mit geheimen Türen, suchend oder verfolgt. Ich war immer versucht zu sagen: „Ja, hier war es.“ – „So war es.“

Ein fast übermenschlicher Reichtum an Geist und Phantasie prägt sich in solchem Bauplan aus. Er ist voller Geheimnisse und voller Überraschungen, geschaffen für Liebende wie Hassende. Wie öde, wie stumpf und langweilig ist dagegen unsere Sachlichkeit, die nichts zu raten aufgibt.

Blinde Spiegel, wurmstichige Möbel, zerrissene Tapeten, zerbrochene Fenster, zerstörte Fresken, leere Flächen, an denen einmal Bilder oder Teppiche gehangen haben, mottenzerfressene Gobelins, Spinnweben, Modergeruch und Staub. Und doch stimmt dieser Verfall nicht traurig. Er ist weder häßlich noch erweckt er Melancholie. Ist es der Zauber des südlichen Lichts, der diesem Vorgang etwas von der Seligkeit einer Himmelfahrt gibt? Er wandelt sich in Harmonie, wie ein Mensch, der mit Würde zu altern und zu sterben versteht.

An die Rückseite des Hauses schließt sich eine verwilderte Terrasse mit einer Gruppe alter Kastanien [an], unter denen Baronin M. mit der Eigentümerin die Verhandlungen pflog. Ich beschaute mir inzwischen den Garten, das heißt die Umrisse und Andeutungen eines ehemaligen Gartens, schöne geschwungene kleine Treppen, zerbrochene Steinfiguren und einen alten zerfallenen Turm. Das Gelände, das in malerischen Schwingen gegen den Varese-See hin abfällt, ist durchzogen von Weinpergolen, kleinen Mäuerchen und Wegen. Mir prickelte es wieder mal in allen zehn Fingern, die ganze verschüttete Schönheit wieder neu erstehen zu lassen. Die jetzige Besitzerin, Marchesa X. ist zum Verkauf des alten Familienbesitzes gezwungen, weil ihr Sohn immer neue Mittel braucht, die Launen seiner Mätresse zu befriedigen.

Hinter Palmen und Zypressen geht der Mond auf, schön und voll wie altes Gold. Die Nachtigallen flöten die ganze Nacht vor dem Fenster. Man hat Erdbeeren in Weincreme gegessen und fühlt sich wie das Aschenbrödel im Märchen. Bald wird der Spuk vergangen sein und man sortiert wieder Linsen am häuslichen Herd. Das Dasein hier ist wie ein Prunkgewand, das mir um einige Nummern zu weit ist. Eine freundliche Geste des Schicksals, für die ich unendlich dankbar bin, die aber jeder reellen Basis entbehrt.

Wenn ich mir nicht täglich laut und leise sagte, es sei ein Wahnsinn, den Aufenthalt hier vorzeitig abubrechen, wenn mich nicht immer noch die leise Hoffnung hier hielte, es könne aus diesem Aufenthalt vielleicht doch etwas für die Zukunft resultieren, irgendeine freundliche Fügung, die es mir erlauben würde, immer hier zu leben, und wenn mich nicht mein immer noch höchst fragwürdiger Schlaf und das damit verknüpfte Heer von störenden körperlichen Sensationen daran erinnerte, daß ich noch keineswegs wieder einem Berufsleben gewachsen bin, so würde ich jetzt abreisen.

Ich gehöre nicht hierher. Diese zwar nicht neue Erkenntnis wird täglich fühlbarer. Da hat man sich nun ein Menschenalter mit zusammengebißenen Zähnen durchs Dasein gekämpft, um eines schönen oder schlechten Tages festzustellen, daß man sich in einer Art Niemandsland angesiedelt hat. Aber mehr als zum untergehenden Adel gehöre ich zu den arbeitenden Menschen. Vielleicht bin ich überhaupt ein Einzelgänger. Alle Menschen, die hierher kommen, sind in einem Kreis verwurzelt. Sie haben alle die gleiche Erziehung, die gleichen Herkunft und Gepflogenheiten. Sie legitimieren sich durch Adel, Titel, Auto oder Brillanten, und die einander Fremdesten entdecken schon beim ersten Tischgespräch gemeinsame Beziehungen. Das alles wirkt wunderbar ausgleichend, mag man sich weltanschaulich noch so sehr befehlen. Ich aber weiß mit diesen Menschen wenig anzufangen. Meine spröde, ungesellige innere Struktur läßt mich bis zur Unhöflichkeit verstummen. So sehr ich mich manchmal antreibe, mit den Wölfen zu heulen – immer wieder ertappe ich mich bei dieser Fähigkeit, stundenlang nicht den Mund aufzutun. Warum gelingt es mir bloß nicht, wieder und wieder mit den gleichen lauten Worten die Schönheit der Aussicht, die Güte des Essens, die Herzigkeit der beiden Sealyhams zu preisen, zum fünfzigsten Male zu versichern, dass die Isola Bella kitschig sei, Ausflugspläne zu erörtern, an denen ich aus Geldmangel nicht teilnehmen kann oder das Magenleiden dieser Türkin zu diskutieren, die sich fingerdick Marmelade auf ihr Käsebrötchen streicht. Vielleicht ist meine „asiatische Undurchdringlichkeit“, mit der man mich manchmal neckt, nichts weiter als ein notgedrungenes Haushalten mit den mir verbliebenen Kräften. Nicht nur unecht, auch viel zu mühsam erscheint mir alles. Anfangs dachte ich noch, es zu lernen, bei jedem angetippten Thema, die dazu gehörenden fälligen Redensarten zu murmeln. Denn woher soll man sie kennen, wenn man sie nicht lernte? Was also – ich besinne mich vergebens – soll ich reden? Darüber, daß ich wieder einmal (zum wievielten Male?) vor dem Nichts stehe und daß meine Anwesenheit hier Hochstapelei ist? Und die

kleinen Privatmeinungen, die ich mir über dieses oder jenes bilde – ich werde mich hüten, sie preiszugeben.

Nun sitze ich also hier inmitten dieser „Oberschicht“ und sehe, daß es nicht genügt, den Kaffee nicht aus der Untertasse zu trinken. Man muß mindestens ein paar fremde Sprachen sprechen, muß über Hundezucht, Weinsorten und Bridge wie über die Geschichte der Donaumonarchie und das Cinquecento unterrichtet sein. Man muß überhaupt über alles eine Meinung haben, und es macht nicht das Geringste aus, daß diese Meinungen aus zweiter oder dritter Hand oder aus dem vorigen Jahrhundert bezogen sind. Sie können so falsch und so absurd sein wie sie wollen – was allein gilt, ist die Fähigkeit mitzuschwafeln. Wenn ich erzählen würde, mein Sohn führe Motorrad mit französischem Cognac im Tank oder er züchte junge Leoparden mit Kaviar, wäre ich damit auch als Angehöriger einer sozialen Schicht legitimiert, die den nackten Daseinskampf längst hinter sich brachte.

Diese Leute hier, alle aus Verhältnissen kommend, in denen Bildung seit Generationen ein selbstverständlicher Besitz ist, in deren Gehirnen nur ein Licht angesteckt zu werden braucht, damit es ringsum hell wird – ist es nicht eigentlich beschämend, daß sie das geistige Erbe der Väter nur verwalten, ohne Eigenes hinzuzutun? Sie reden alle in fertig übernommenen Formulierungen, und sie hören alle – wie auf Verabredung – zu denken auf, wo die Resultate unbequem werden. Es ist erstaunlich, was sich alles in ihren Köpfen miteinander verträgt, wie die linke Gehirnhälfte meist nicht weiß, was die rechte denkt. Der ganze geistige und weltanschauliche Wirrwarr der Epoche findet hier seine Vertreter. Der eine macht für alles Unheil in der Welt die Juden, der andere die Jesuiten oder das moderne Industrieproletariat, die Kinderkreuzzüge oder den Vegetarismus verantwortlich. Materialisten brüsten sich, nur zu glauben, was sie sehen und reden gleichzeitig in mystischen Vokabeln von der blutmäßigen Bindung von Artgenossen. Wem macht es überhaupt Beschwerden, Gegensätze in seinem Denken zu vereinen? Davon ist wohl keiner ausgenommen. Nur gut, daß man als Frau keine Logik zu haben braucht! Aber ich unterhalte mich gern und immer mit Gewinn mit Menschen, die ein logisch durchdachtes Weltbild haben, während ich diesen männlichen und weiblichen Konfusionsräten gegenüber hilflos wie eine Achtjährige bin, angefangen von der ewig theoretisierenden Haustochter, die, obwohl die Jüngste bei Tisch, immer das letzte Wort hat, über die tiefsinnig klingenden Banalitäten des jun-

gen Amerikaners bis zu der alten Geheimratswitwe, die mit den Liebesbriefen ihres Seligen reist und sie bei Tisch herumreicht! Was wären sie alle ohne die Stützen und Krücken, die ihnen der Vorzug ihrer Geburt, ererbtes Geld und „Beziehungen“ liefern! Wie viel Unsicherheit und Hilflosigkeit sich dahinter verbirgt, verraten sie, wenn sie zu mir (warum zu mir?) kommen und mir ihre geheimsten Sorgen, Schmerzen und Ängste anvertrauen, sei es eine mißratene Ehe, ein geheimes Leiden, berufliche Nöte oder politische Verfolgung.

Da sitzt nun der dicke Arzt aus Hamburg, der kannenweise Wein in sich gießt, mit einem Gesicht wie Zinnober und einem mutmaßlichen Blutdruck von mindestens 200 mm/Hg; der Kaufmann aus Halberstadt mit seiner Kleinstadtgattin, die von einem Trip nach Tripolis kommen, der ihnen kein anderes Erlebnis eintrug als die „fabelhafte Schiffsverpflegung“, von der zu berichten sie nicht müde werden; die alte Mecklenburgerin, die immer fragt: „Wie beliebt?“; die vollbusige Holländerin mit der Baßstimme; die blonde, den Backfisch spielende angejahrte Witwe mit dem von Kosmetik verwüsteten Teint; und das farblose Wesen, nicht mehr jung, nicht mehr hübsch, mit der Hanswurstnase und den Raubvogelaugen, das schweigend seine Suppe löffelt – das bin ich! Und zwischen aufklingendes Lachen und geräuschvolle Scherze schiebt sich in mein Bewußtsein die Zeitungsnotiz von der Hinrichtung eines Bekannten oder die langen Jahre Zuchthaus, die man einem Freunde zudiktierte. Mit tausend Fäden hängt man im allgemeinen Schicksal, ganz anders als jene, die sich unbekümmert um nichts kümmern.

Bisweilen spricht man wohl über einen neuen Krieg, aber mit einer Gleichgültigkeit, als würde er auf einem anderen Stern ausgefochten und mit keinerlei innerer Abwehr, sondern als sei er eine unumgängliche Selbstverständlichkeit, der nicht mehr Bedeutung zukommt als einer Schlechtwetterperiode. Ein Tief, das heraufgezogen kommt, wonach dann die Sonne umso glanzvoller scheint. Ja glauben diese [Leute denn], sie würden nicht davon betroffen? Es versetzt mich immer in ungeheuerere Erregung, denn ich habe einen Sohn, und ich bin durchaus nicht gewillt, ihn auf dem Felde der Ehre zu opfern.

Wohl sage ich mir, daß es gewiß immer die gleichen Menschen sind, die internationale Pensionen bevölkern, solche, die Geld und Zeit zum Reisen haben. Sie sind auf den Balearen wie in Lappland gewesen, sie kennen die kleinen Küstenorte Dalmatiens und die Oasen Afrikas, das heißt, sie sind dort gewesen, fanden die Gegend herrlich, die Bevölkerung unkultiviert,

die Orte dreckig. Alle ihre Aussprüche verraten einen verständnislosen Dünkel. Sie haben die ihnen gemäßen Erinnerungen an Zollrevisionen, an geglückten Zigarettenschmuggel und an Mitreisende, die dabei hereinfielen, an Hotelessen und an Kellner, die falsch addierten. Sie hasten von einem Baedekerstern zum anderen, bringen einige hundert photographische Aufnahmen mit nach Hause, um sich dann ratlos zu fragen, wo das eigentlich gewesen sei. Aber sie dünken sich, weil sie aus dem Volk der Dichter und Denker stammen, über amerikanische Cook-Reisende unendlich erhaben. Entspringt vielleicht meine Kritik an diesen Zeitgenossen meinem Minderwertigkeitskomplex? Ist es geistiger Hochmut, wenn ich meine Zuflucht bei Wilhelm Busch suche:

Früher, da ich unerfahren und bescheidner war als heute,
hatten meine höchste Achtung andre Leute.
Später traf ich auf der Weide außer mir noch mehre Kälber
Und nun schätz ich, sozusagen, erst mich selber.

Oder wenn ich einer eleganten Dame, die mich fragte, ob ich Bridge spiele, und die auf meine Verneinung sehr von oben herab sagte: „Aber Bridge spielt doch jeder!“ antwortete: „Mag sein – aber ich bin nicht jeder!“

Ich spüre den Ursachen meiner Mängel nach: Den Start ins Leben kann man sich nicht aussuchen. Ein paar nicht recht genützte Jugendjahre im vergeblichen Suchen nach einem Weg. Die verlorene Lebensgemeinschaft – und dann... Wer kann daran denken, geistigen Besitz zu mehren, wenn es gilt, sich und sein eben geborenes Kind vor dem Verhungern zu bewahren. Wie weit trat geistige Not hinter der leiblichen zurück! Wie blaß wurde alle Buchweisheit gegenüber der, die mir das Leben einhämmerte. Nein, ich habe keine Zeit gehabt, Sprachen zu lernen, Weinsorten zu studieren oder mich um die Rassem Merkmale der Sealyhams zu kümmern. Ich hatte bis auf den heutigen Tag kein Geld, um mir Bücher zu kaufen, zu reisen oder ins Theater zu gehen. Ich erlebte das Schicksal aller Armen, die täglich mit gemeiner nackter Not kämpfen müssen. Und nun ist es schließlich nicht so abwegig, daß ich mich hier deplaziert und einsam fühle und allmählich eine Art Heimweh nach mir selbst bekomme. Neben der nicht zu unterschätzenden Erholung ist die Erweiterung meiner Menschenkenntnis ein weiteres Positivum. Sie machen es einem leicht, in sie hineinzusehen, als wären sie aus Glas. Es ist meine Taktik – vielleicht die Taktik aller Schwachen – durch Schweigen und Zuhören alles für den Umgang Notwendige aus den Menschen herauszuholen. Denn alles, was einer aussagt, ist ja zu-

gleich eine Aussage über ihn selbst. Durch Schweigen und Zuhören erweckt man im anderen immer die Meinung, man sei entweder mit ihm eines Sinnes oder man hielte seine Äußerungen für so interessant und scharfsinnig, daß man sich gern belehren ließe. Sie haben alle wenig Selbstbeobachtung und noch weniger Selbstkritik. Niemand denkt so gering von sich, daß er auf den Gedanken käme, man könne sein Gerede, bloß weil man es unwidersprochen lässt, für indiskutabel halten.

6. Juni Das Wetter ist noch immer kühl und unfreundlich, und ich habe Till gebeten, mir warme Sachen nachzusenden – jetzt im Juni und nach Italien! Er hat erfahren, daß man monatlich zehn Mark nach Italien schicken darf, die im Paß eingetragen werden. Reicht für Porto, Zahnpasta und Haarschneiden. Die erste Sendung traf heute ein. Till hat einen Vorschuß auf sein Motorradbuch bekommen, außerdem macht er Geschäfte mit „alten Hirschen“. Seiner Beschreibung nach sind es halbe Schrotthaufen, die er wieder instand setzt und mit Gewinn verkauft. Dazu hockt er übers Wochenende im häuslichen Kohlenkeller, einem fensterlosen Gelaß unter der Treppe von undurchdringlicher Schwärze, die Stablampe zwischen den Zähnen. Fällt ihm ein Schraubchen zur Erde, ist's im Kohlenstaub auf Nimmerwiedersehen verschwunden. Das nenne ich wahre Leidenschaft!

Inzwischen verbringe ich, wenn ich nicht gärtner, viel Zeit im Bett, um nicht zu frieren. Lese und lerne Italienisch und lasse mich treiben. Nur keinen Widerstand mehr aufbringen! Scheint die Sonne, lebe ich auf und lobe sie. Regnet oder stürmt es, so ist es auch gut. Jeder Zeitbegriff schwindet, und ich genieße dankbar die Pause in meinem Leben.

Die Nächte hier sind schwer und still. Kein Morgen mehr, an dem ich geschlagen und geschunden erwache, ganz dumm vor Angst vor dem kommenden Tag. Aber nur das geringste Geräusch in diesen tiefen Nächten, oft nur der Schatten eines Gedankens, läßt mein Herz flattern. Gestern Abend in der Hellhörigkeit vor dem Einschlafen hörte ich unsagbar leise Tritte um das Häuschen gehen. Einen Augenblick übermannte mich Furcht – allein in diesem Haus und in der entferntesten Ecke des Parks, wo kein Mensch mein Rufen hören würde. Ich könnte ja jederzeit in das Castello übersiedeln. Beruhigte mich in dem Gedanken, daß es vielleicht ein Tier war oder ein welkes Blatt, das der Wind über den Kies trudelte.

Es ist augenblicklich wieder sehr still hier. Außer den beiden Holländerinnen sind alle Gäste, die um Pfingsten herum das Haus füllten, abgereist. Neue vorerst nicht angemeldet. Ein bedrückender Zustand, wenn man an

all die Ausgaben denkt, die weiterlaufen: Miete, Steuern für das riesige Grundstück, Löhne und Lebensunterhalt für vier Dienstboten und dabei in so großen finanziellen Schwierigkeiten steckt wie die Baronin. Sie erzählte mir von Schulden, die um Jahre zurückliegen, und es scheint sich nicht um kleine Beträge zu handeln. Aber sie ist eine beneidenswerte Natur, die nie die gute Laune verliert, und auf irgend eine Weise scheint sie sich auch immer wieder herauszuwinden. Ich unke, daß es kein gutes Ende nehmen würde und höre ihren beredten Klagen mit teilnehmender Miene zu. Rate ihr, diese verlorene Sache hier aufzugeben und nur von ihrer Witwenpension zu leben. Aber davon will sie nichts hören. Es mache ihr Spaß, sagt sie. Na ja, Spaß muß sein! Aber er sollte nicht auf Kosten anderer gehen.

14. *Juni* Heute saß ich schreibend am See, als ein kleiner zerlumpter Junge in einer Barke ankam und mir bedeutete, mit ihm zu fahren. Ich bedeutete ihm, keine Lire zu haben, aber er war Kavalier genug, seine Einladung nicht zurückzunehmen. Wir verständigten uns durch Gesten und ein wenig mit dem Diktionär, der sich in meiner Tasche fand. Der Kleine stürzte sich mit Feuereifer darauf, suchte die Worte und wies sie mir zwischen seinen Daumennägeln. Er mochte etwa zehn Jahre sein. Es machte ihm sichtlich Freude, mit mir zu kauderwelschen, und er strahlte jedes Mal über das ganze Gesicht, wenn ich wieder etwas begriffen hatte.

Wir ruderten gegen Caldé. Die untergehende Sonne warf eine Bahn von gleißendem Gold über das Wasser. Hier und da schwammen weiße Segel auf der opalfarbenen Fläche. Die Luft, das Licht gaben den begrünten Felshängen und Gipfeln etwas ganz Entstofflichtes. In halber Höhe eines Hügels stand ein Haus in pompejanischem Rot, umspinnen von weißen Rosen. Wie dieses Rot im umgebenden Grün stand, wie es gegen den blauen Himmel brannte, das war so über alle Maßen herrlich, daß man auf einmal begriff, wozu man auf der Welt war und Augen und eine Seele hatte. Welch ein bevorzugtes Geschick, hier aufzuwachsen, zu leben, zu sterben. Kein Wunder, daß die Bewohner dieses Landes eine so überlegene geistige Kultur erlangten und bis auf den heutigen Tag bewahren konnten. Hier, wo alles Schönheit, Wärme und Anmut atmet, kann man einfach nicht stumpf, eng und kalt werden. Es wäre auch denkbar, daß hier die Frage des Besitzes und der Klassenzugehörigkeit nie so schroffe Formen annehmen kann wie bei uns. Aber in den Industriezentren mag es anders aussehen als hier. Aber auch der Faschismus scheint nicht zu einem solchen Verhängnis zu gedeihen wie bei uns. Man spürt das allerwärts. Die Kirche hat hier noch

ein entscheidendes Wort mitzureden. Man sieht Trupps der Balilla auf den Straßen und Sportplätzen, die nicht von Schwarzhemden geführt und kommandiert werden, sondern von Priestern.

Als mich Adolfo, mein kleiner Fährmann, wieder an den Klippen vom Castello absetzte, war die Sonne schon hinter dem Monte Rosa erloschen, und die Zedern standen in schwärzlichen Silhouetten vor dem azurblauen Himmel. Adolfo verbeugte sich anmutig und erbat sich mein rotes Kopftuch – zur Belohnung? Zum Andenken? Er knotete es sich gleich um den Hals. Später erfuhr ich, dass er der Enkel einer belgischen Herzogin sei, die mit ihrem Kammerdiener davongegangen war. Stoffe zu Romanen liegen hier in der Luft. Hier dichtet das Leben selbst noch in glühenden Strophen.

19. Juni Als ich heute früh um mein Häuschen herumging, verführt von Heidelbeeren, die dort im Gebüsch reiften, entdeckte ich auf der Rückseite, wo das Haus an einen abschüssigen Hang grenzt, eine offene Lattentür, die in einen fensterlosen kellerartigen Raum führte, einen Holzverschlag oder Ziegenstall. Feuchtigkeit war von außen bis in die Mitte des Raumes gedrungen und hatte den lehmgestampften Boden aufgeweicht und glitschig gemacht. An den Wänden krabbelten unzählige schwarze große Insekten. In dieser Höhle stand eine Art Bettlade, ein mit ein paar Brettern zusammengeschlagenes Gestell mit einem uralten Strohsack darauf und einer zerschissenen Wolledecke. Davor eine Kiste mit einem Kerzenstümpfchen und dem schwarzen Trikot Ferdinandos. Kein Zweifel, daß er hier neuerdings seine Nächte verbringt. Er hat sich schon längere Zeit nicht mehr sehen lassen, weder in der Küche noch helfend im Garten. Tagsüber sah man ihn manchmal auf einer Bank am See sitzen, wo er sich von der Sonne bescheinen ließ. So waren die nächtlichen Schritte um die Casetta also doch keine Sinnestäuschung.

Als ich meine Entdeckung bei Tisch erzählte, schrieten die Holländerinnen entsetzt auf und erklärten mich für tollkühn und leichtsinnig. Keine Macht der Erde würde sie dazu bringen, auch nur eine Nacht allein in dem entlegenen Haus zu verbringen. Mir war im Gegenteil der Gedanke an diesen nächtlichen Mitbewohner ein ganz beruhigender gewesen. Ich sehe keine Veranlassung, deswegen auszuziehen.

23. Juni Seit Tagen ununterbrochen Regen. Was ist das nur für ein Italien! Dichtes weißes Gewölk hängt in Fetzen um die Berge und zieht in Schwaden um den See. Immer noch oder schon wieder der „Maring“?

Eine schöne Sitte, den Winden Namen zu geben. Der Mittagswind hier am See heißt die „Inverna“. Um die Stunde seines Wehens laufen die Sportsegler aus, von Pallanza, Intra, Stresa usw. Bei gutem Wetter liegt man auf den Klippen und verfolgt das Spiel der kleinen weißen Segel, die wie Schmetterlinge über das Wasser tanzen, und die Inverna trägt auf ihren Schwingen ganze Duftbukette herbei: Rosen und Jasmin, Faulbaum und Jelängerjelieber und andere erregende und lockende, den Sinnen unbekannte Düfte. Aber der Maringh ist ein wüster Geselle. Heute Nacht brachte er heftiges Unwetter, drei Stunden lang Gewitter und Wolkenbruch. Die Natur war nicht nur zornig, sondern wütete in unvorstellbarer Maßlosigkeit. Meine Garibaldina glich der Arche Noah inmitten einer tosenden Sintflut. Ununterbrochen war das Zimmer in die Helligkeit greller Blitze getaucht, und die Donnerschläge ließen das Häuschen erbeben. Ich kam mir sehr mutig vor, als ich, nur mit meiner Bademütze bekleidet, hinauslief, um eine vom Sturm losgerissene Türe, die immer wieder gegen die Hauswand schlug, festzumachen. Im Castello ist der Regen durch die beiden Stockwerke gedrungen, hat Teppiche, Möbel, Betten und die Kleider der Gäste durchweicht und floß – ein munteres Bächlein – wieder zur Haustür hinaus! Die Gäste hatten die halbe Nacht damit zu tun, das Wasser aus den Zimmern zu schaffen und ihre Sachen in Sicherheit zu bringen. Die Baronin schlief den Schlaf des Gerechten!

Dieses Castello, ein Bau aus den achtziger Jahren, dem man bei Sonnenschein seine Altersschwäche, seine äußere Vernachlässigung gern verzeiht, bekommt unter solchen Regengüssen etwas Düster-Gespensisches. Sein in allen Schattierungen schillerndes Rosa, soweit es nicht abgeblättert ist, wandelt sich in ein melancholisches Grau. Die Stellen, an denen der Putz abbröckelt, sind wie Grind an seinem kranken Leib, der sich allmählich auch ins Innere frißt. Das Unbehagen der hohen steinernen Zimmer wird erhöht durch den nicht mehr zu bannenden Modergeruch. Die Gäste empfinden nun die Unzulänglichkeit der inneren Einrichtung nicht mehr als „originell“, als „malerisch“ und „typisch italienisch“, sie sehen plötzlich mit recht nüchternem Auge die zerrissenen Tapeten, ausgefransten Läufer, verschossenen Farben, fehlenden Griffe und Schlösser an Türen und Schränken, zerbrochenen Fensterscheiben, die mit Papier verklebt sind, das wiederum zerrissen ist, die mit Überzügen verhangenen Polstermöbel, welche das herausquellende Roßhaar verdecken, die nicht funktionierenden Klingel- und Lichtleitungen. Man sieht aus allen Ecken Pleitegespen-

sterchen grinsen. Die alten Damen, die am Kamin sitzen und Patienten legen und von vergangenen schönen Zeiten reden, hocken da wie in Hermann Bangs Novellen, in einer Atmosphäre von Konvention und Verfall, über die das Leben längst hinweggegangen ist.

Die beiden jüngeren Damen, die backfischhafte Witwe und ihre Freundin, schreiben Briefe, nicht unter acht Seiten, wenn sie nicht gerade stricken. Ich glaube, sie stricken Ringe um den Saturn. Die Witwe traktiert mich mit langen Blicken, spontanen Umarmungen und Händedrucken, die ich unerwidert lasse, weil ich mit ihnen nichts anzufangen weiß.

Die einzig erfreulichere Erscheinung ist ein Ingenieur aus Argentinien, von Geburt Schweizer. Ein älterer knorziger Junggeselle, der ohne festen Wohnsitz ständig auf Reisen lebt. Er hat allerdings einen nervösen Tick, der den Umgang mit ihm nicht zur reinen Freude macht. Beim Sprechen lässt er seine von einer großen Warze gezielte Zungenspitze immer heraus-schnellen. Auch liegt er in ständigem Kampf mit seinem Gebiß. Aber er hat einen gut geformten Kopf, und da er sich im Schweigen noch gründlicher als ich betätigt, so kommen wir gut miteinander aus. Er bevorzugt mich als Tischgenossin und straft die beiden Holländerinnen, die sich auf eine nicht gerade dezente Art über seinen Tick mokieren, mit Verachtung. Seine Sprache ist sehr undeutlich, schnell und leise, und es erfordert große Mühe und gespannte Aufmerksamkeit, seiner Rede zu folgen. Aber wenn man sich diese Mühe macht, merkt man, daß hier einmal kein leeres Stroh gedroschen wird, daß vielmehr alles Gesagte einen wohl manchmal abwegigen, aber dennoch durchdachten Sinn hat. Nur widersprechen darf man ihm nicht, sonst plätschert ein Redegeriesel, wie der Regen draußen vor dem Fenster, monoton und ohne Ende.

26. Juni Ich habe mit Herrn Pütschli, dem schweizerischen Argentinier, eine Bergwanderung auf den Monte Nudo gemacht. Vom Castello, das 200 Meter über dem Meer liegt, in weniger als einer Stunde über einen steilen, sonnigen mit Katzenköpfen gepflasterten Maultierpfad bis zum 800 Meter hoch gelegenen Vararo. Dieser berggewohnte Schweizer merkte anscheinend nichts von der Steigung, nichts vom Tempo, nichts von der Hitze. Er erging sich in detaillierten Schilderungen über die Soziologie Spaniens, die Gewohnheiten der Blattschneideameisen und die Zweckmäßigkeit der Ausrüstung, der Ernährung und des Marschtempos einer Bergwanderung. Von Vararo bis zum Gipfel waren es noch zwei Stunden durch einsame heroische Landschaften, die in rätselhafter Weise das Gemüt bedrängten.

Blauer Himmel und flimmernde Luft, Felshänge und Matten in einer Ent-rücktheit, als habe noch nie ein menschlicher Fuß sie betreten, und es ist auch kein Berg, den die Fremden besuchen. Über allem die südliche Sonne, eine Fanfare von Glanz und Licht, eine flammende Verheißung. Ein paar weidende Ziegen, die uns mit Gemecker begrüßten, und Schwalben, die mit schwirrendem Flügelschlag über unsere Köpfe strichen, sonst tiefste Lautlosigkeit. Wir hatten längst das Reden aufgegeben. Es ging nun auch über Stock und Stein bergauf, in kleinen Senkungen wieder abwärts und wieder steil hinauf. Unsere ganze Aufmerksamkeit galt dem Weg, dem schmalen, sich immer wieder in Ginsterbüschen verlierenden Ziegenpfad, der nur Vierbeinern einen hinreichenden Halt bot. Ich wollte mich von dem um zwanzig Jahre älteren Wandergenossen nicht beschämen lassen, ob-gleich er sicher ganz anders im Training war. Zuletzt folgte ich mit zusam-mengebissenen Zähnen, auf Händen und Füßen über schartige Felsblöcke kriechend, vorbei an saugenden Abgründen. Er sah sich gottlob nicht nach mir um, da es ihm wohl gar nicht in den Sinn kam, daß dies eine Anstren-gung, ein ungewohntes Tun bedeutete und daß unsereinem schwindlig werden könnte.

Die Einsamkeit des Gipfels, den wir schließlich erreichten, war ein Zwi-schenreich von Himmel und Erde. Alle Dinge schienen in dieser Luft zu schweben, ein Flirren, Fluten und Gleißern wie aus anderen Bereichen des Daseins, und das Herz erlag wieder der Ahnung von etwas Wunderbarem, das so sein mußte wie das titanische Leben der Berge, voll reiner göttlicher Impulse. Eine dionysische Stimmung ergriff mich, die Pein und Seligkeit, Trunkenheit und Schwermut zugleich war. Ich hätte tanzen und jauchzen mögen, aber die Gegenwart des Fremden ließ solches nicht zu. Ich saß brav im Grase und teilte den mitgenommenen Proviant aus, ließ es mir auch ganz animalisch wohlschmecken. Hörte nur mit halbem Ohr dem Redege-plätscher des Herrn Pütschli zu, das vom Salzgehalt des Meeres, von Hirschziegenantilopen und der Wurftechnik des Bumerang berichtete.

Ich ritt dann mein Steckenpferd – aber es ist mehr als ein Steckenpferd, es ist die brennendste Angelegenheit meines Herzens und Hirns. Ich sprach über die Möglichkeit, in der Schweiz eine Arbeit zu finden, noch lieber eine für Till. Ich will ihn in Sicherheit haben – wer kann mir das übelnehmen? Der Mann aber an meiner Seite – verstand er nicht oder wollte er nicht ver-standen? Er sagte nur, wie schwer es sei, und daß die Schweiz sich vor frem-den Arbeitskräften absperren müsse und dergleichen Sprüche.

Heimwärts – und im Stillen fragte ich mich verwundert, warum ich in diesen Tagen so oft und so lebhaft an die deutsche Ostsee denke – erzählte ich Herrn P. von der Landschaft des Darß, wo Till und ich des Öfteren unsere Ferien verleben, und die ich über alles liebe. Wie eine Vision stand mir alles vor Augen: Prerow mit seinen roten Klinkerwegen, den strohgedeckten Häuschen inmitten weiter Wiesen, den herrlichen Bäumen, den weißen Brücken über den „Strom“. Vom Weststrand erzählte ich und den windflüchtigen Bäumen, den letzten Seeadlern und den weißen Nebeln, die im August über die Wiesen wallen. Warum nur? Zog es mich aus der lateinischen Helle wie weiland die barbarischen Vorfahren in das Dämmerlicht nordischer Wälder? War es eine Art Heimweh? Ach nein, es war eine drahtlose Schwingung von Hirn zu Hirn oder von einer Antenne des Herzens zur anderen. Denn im Castello angekommen, fand ich eine Karte von Till – aus Prerow! Ein Freund hatte ihn zum Wochenende im Auto mitgenommen.

29. Juni Auch am Orta-See bin ich mit Herrn P. gewesen. Meine Devissennot, die mir derartige Unternehmungen ja verbietet, ließ er nicht gelten. Er hielt mir einen langen, raschen, leisen, undeutlichen, aber wahrscheinlich wohlfundierten Vortrag über die paar Pfennige Fähre und Straßenbahn, die ich bedenkenlos annehmen könne. Ausführungen, die sich dann ins Allgemeine und Grundsätzliche verloren, und die ich nur stoppen konnte, indem ich Ja sagte.

Der Eindruck des Tages war weniger der versteckte und verträumte See, so lieblich er ist. Es war vielmehr der wild zerklüftete, unsäglich dräuende Gebirgsstock über dem Städtchen Omegna. Niemals noch sah ich etwas so Starres, Totes, Furchterregendes. Wie vermögen Menschen in diesem Ort zu leben, zu atmen, angesichts dieser zermalmenden Wucht! Der Blick, immer wieder hinaufgehoben, prallte immer aufs Neue zurück als bekäme er einen Schlag. Vergeblich suchten die Augen diesen Eindruck zu fassen und das Gemüt ihn zu begreifen und „einzusehen“. Eine unerbittliche Verweigerung ging von ihm aus. Da war keinerlei Austausch hinüber und herüber möglich, wie ihn sonst eine Landschaft und selbst das Meer noch freundlich gewährt. Auch der Himmel bot keinen Ausweg. Dicht wie ein Deckel schloß es die zackigen Ränder der Felsen und machte das Herz nicht frei.

Mit den Holländerinnen war ich auf dem Mottarone, einem Berg, der im Baedeker zwei Sterne hat. Und wenn auch die großen Eindrücke einer

Reise nicht mit den „Sehenswürdigkeiten“ identisch zu sein brauchen, sondern oft viel mehr in der arteigenen Atmosphäre liegen, in dem Fluidum von Landschaft und Menschen, so gehört doch dieser Berg mit seiner überwältigenden Aussicht gewiß zu einem der schönsten der Erde. Dem entzückten Auge bot sich eine Landschaft, die Heroismus und Lieblichkeit in großartigster Weise vereint, und die Glückseligkeit von Licht, Sonne und Farben war viel zu ergreifend, um nicht mit Wehmut gepaart zu sein. Ich war ganz erregt in dem Gedanken, hier demnächst mit Till zu stehen und ihm die Herrlichkeit der Welt zu zeigen. Till, der natürlich doch sein Examen mit „gut“ bestand, rüstet sich bereits für die motorisierte Herfahrt.

Auf dem Gipfel trafen wir mit Herrn Pütschli zusammen, der schon am frühen Morgen aufgebrochen war und den Berg erwandert hatte. Seine Einladung, mit ihm zu gehen, mußte ich leider ablehnen, da ich wieder eine sehr schlechte Nacht gehabt hatte. Er überreichte mir einen prächtigen Strauß Alpenrosen, was die beiden leer ausgehenden Damen „empörend“ fanden, sich aber dann damit trösteten, daß sie ja „von ganz anderen Männern“ Blumen bekämen. Dann gab es noch Streit um den Sitzplatz. Herrn P. und mir lag vor allem daran, die Aussicht zu genießen, und wir hätten dafür auch roh gezimmerte Holzbänke in Kauf genommen. Aber die beiden Damen zog es zu den bunten Sonnenschirmen auf der rückwärtigen Terrasse, wo man zwar nur einen Hühnerstall vor Augen hatte, aber dafür unter erstklassigem Publikum saß und auch gesehen wurde. Da eine Szene unvermeidlich schien, gaben wir nach. Die beiden Damen ergingen sich noch den ganzen Heimweg zeternd über das Für und Wider der Sitzgelegenheit und über meine Alpenrosen und ließen es auch nicht an zarten Anspielungen fehlen.

Bin wieder seit Wochen ohne einen Pfennig Geld. Die wichtige Klinikkorrespondenz ist völlig zum Erliegen gekommen. Die von Till gesandten zehn Mark gingen für eine ärztliche Untersuchung drauf, auf welcher die Klinik wegen des zu zahlenden Abgangsgeldes besteht.

Ich verkaufe Kleider, Schuhe und Schmuck an die beiden Hausmädchen, um zu einigen Lire zu kommen. Meine Uhr, das einzige wirkliche Wertstück, ist mir vom Nachttischchen gemaust worden. O Ferdinando? Warum lasse ich aber auch die Tür unverschlossen!

Als Gäste sind im Hause außer mir (und ich zähle nicht, weil ich nicht zahle) nur Herr P. und die beiden holländischen Damen – aber sechs dienstbare Geister! Die Allee zum Castello hinauf geht eine ständige Prozession von Gläubigern: Handwerker und Lieferanten aller Art. Sie stehen

im Hause herum, in der Halle, im runden Salon, in der „Blauen Grotte“ und betrachten und betasten die Möbel, öffnen Schränke und Schiebläden, die meistens leer sind, weil ihr Inhalt längst aufs Leihhaus wanderte: Silber, Bestecke, Bett- und Tischwäsche. Die ratlose Haustochter, die nicht weiß, womit sie den Tisch decken soll, verzieht sich in ihr Zimmer und lernt Ungarisch, und die Köchin steht noch um Mittag verzweifelt vor leeren Töpfen, weil Bäcker, Fleischer usw. mit ihrer Ware in der Küche stehen und erst Geld sehen wollen, ehe sie sie herausgeben. Ich fürchte, daß sie uns noch in ihrer Not die Knollenblätterschwämme serviert, die im Park in so prächtigen Exemplaren gedeihen.

Auf dem Dachboden meiner Garibaldina, direkt über meinem Zimmer, rabaunzt allnächtlich ein Rudel Ratten. Sie vollführen einen Höllenlärm, und ich zittere, daß die Decke ein Loch bekommen könnte. Tagsüber turmen sie frech in der Dachrinne, ihre langen Schwänze baumeln vor meinem Fenster, zum Greifen nahe. Götterdämmerung.

Obwohl die Baronin mich förmlich beschwört, noch zu bleiben und mich von der Flaute nicht bedrücken zu lassen – für August habe sie genügend Anmeldungen, dann würde sich alles wieder einrenken, auch sei ich keineswegs eine Last, im Gegenteil, eine Hilfe – trotz allem: es ist genug! Ich möchte nur noch Tills Ankunft hier abwarten.

7. Juli Ich bin noch einmal nach St. Catherina gegangen, dem Felsenkirchlein über dem See. Jeder Schritt bekommt nun etwas Letztmaliges, jeder Blick ist ein Abschiednehmen, jeder Gedanke ein „Lebewohl“ und „Nie wieder“. Denn daß ich dies alles nun verlassen muß, ergreift mich immer öfter mit zwiespältiger Gewalt.

In St. Catherina blühten die Glyzinien zum zweiten Mal. Ihr Geruch ist vielleicht etwas müder und verhaltener geworden, aber wie im Frühling schaukeln sie ihre Bläue selig im Winde. Ich saß in der kleinen Laube wie in einem Nest von Blüten. Glyzinien zu Häupten und an Spalieren hängend, die Wände überwuchernd. Abgefallene Blüten auf Tisch und Bank und auf dem Boden als dichter blauer Teppich.

Mein Blick ging über das Südende des Sees, immer wieder zu jener geheimnisvollen verrufenen Insel, sozusagen eine Stiefschwester der borromäischen, die in der Verlorenheit und Weite des Wassers ihren üblen Ruf glaubwürdig machte. Irgendein altes schlimmes Geschehen oder „böse Geister“ werden ihr nachgesagt. Ich habe die Geschichte nicht erfahren können und überließ nun meiner Phantasie, eine zu erfinden. So merkte ich

nicht, wie die Zeit verging und daß ich schon eine Stunde oder gar länger hier zubrachte, ohne daß mir ein freundlicher irdischer Geist einen Trank gebracht hätte, nach dem es mich nach der langen Wanderung verlangte. Ich ging die wenigen Schritte zum Gasthaus hinüber und traf dort auf eine Gruppe aufgeregter Menschen. In der Nacht hatte sich vom Felsüberhang, unter dem das Gasthaus steht, ein viele Zentner schwerer Block gelöst, hatte das Dach und das oberste Stockwerk durchschlagen und war zwischen den Ehebetten der Wirtsleute liegen geblieben. Ein Ereignis, will mir scheinen, das sich auch zu einer Legende verdichten, in einer Sage fortleben könnte, wenn wir Raschlebigen heute noch zur Mythenbildung fähig wären.

Um noch einen abschließenden Blick auf die Fresken der Rundbogenhalle zu werfen, die einen sehr eindrucksvollen Totentanz darstellen, ging ich zum Kirchlein. Dort, vor dem gläsernen Sarg des mumifizierten Heiligen kniete das auf so wunderbare Weise dem Tode entgangene Ehepaar und dankte ihm für die große Bewahrung.

Einige neue Gäste sind eingetroffen: eine deutsch-italienische Familie (einem Ondit zufolge ist der Mann unter dem Namen „Brillanten-Ludwig“ ein internationaler Schieber), ein französisches Maler-Ehepaar und ein alter Herr von achtzig Jahren, ein Deutscher, der lange Jahre in amerikanischen Diensten auf Honolulu war und nun seinen Lebensabend in Europa damit verbringt, immer der Sonne nachzureisen. Er hat in allen Pensionen seine regelmäßigen Zeiten, war schön des Öfteren hier und kommt fast auf den Tag genau unangemeldet jedes Jahr wieder.

Die Baronin arrangiert, allen Kalamitäten zum Trotz, Picknicke und Ausflüge, Bootsfahrten zu den Inseln und gestern nun auch eine „italienische Nacht“.

Sie war wahrlich italienisch und übertraf sogar romantische Jugenträume. Eingeleitet wurde sie von einem Abendessen, für das die Köchin den Dokortitel verdiente. Die Tafel war auf der Terrasse unter den Magnolienbäumen gedeckt. Von Ast zu Ast schwangen sich japanische Lampions, den Serpentinwegen des Parks folgend bis hinunter zum See. Es war eine bezaubernde, ganz unirdische Nacht voll Wärme und südlichem Schmelz. Eichendorffisch „rauschte die Erde wie in Träumen wunderbar mit allen Bäumen“. Leuchtkäfer funkelten in dichten Schwärmen, Fledermäuse taumelten ihren erregten Zick-Zack. Blumen und Sträucher strömten sinnverwirrende Düfte aus. In kompakter Schwärze standen die Silhouetten der Alpenberge vor dem bestirnten Himmel, der an seinen westlichen

Rändern bisweilen vom Widerschein fahler Blitze durchzuckt wurde. Tiefste Lautlosigkeit am nachtdunklen See, den Fischerbarken mit Geläut durchzogen und die Lichter der Uferpromenade in Intra spiegelten sich im Wasser wie eine Kette gleißender Juwelen. Dann und wann, wenn ein Boot oder die Fähre mit ihren bunten Lichtergirlanden wie ein Traumschiff vorüberzog, liefen kleine Wellen über den Strand, und es war, als sagten sie etwas Flüchtigtes, Einsilbiges mit ihrem leisen Tschip-tschip, das dennoch an das Herz der Bäume rührte, daß sie sich erschauernd neigten, und der Nachtwind gab es weiter von Wipfel zu Wipfel.

Schließlich über allem diese Stimme, die sich in den Raum schwang, als würfe sich ein glitzerndes Netz von Filigran über uns, das uns in seinen Zauber spann.

Längst waren die Lichter der Lampions erloschen. Nur aus den geöffneten Flügeltüren des Gartensaals fiel das Licht über die Freitreppe und erhellte noch einen kleinen Teil des Parks, um sich dann in der Schwärze von Blumen und gnomhaften Sträuchern zu verlieren. Wir saßen draußen, sahen in die Halle des Raumes, in dessen Mitte der Flügel seine große schwarze Schwinge spannte. War es Leben? War es Traum? O rosa senza spine.

Als habe sich alle Süße, aller Glanz und alle Mysterien der südlichen Nacht in dieser Stimme gesammelt, um sich verströmend nun wieder an sie hinzugeben. Eine Bestürzung ohnegleichen, eine lichte Traurigkeit verwandelte und verheerte mein Herz wie eine Sturmflut.

14. Juli Zum dritten Mal rundet sich der südliche Mond hinter den schwärzlichen Zypressen. Über Tore und Gitter, über Zäune und Mauern prangen Rosen und Rhododendron. Die mannshohen Hortensienbüsche stehen in einer Wehr von blauen und rosa Dolden. Im Laub der Magnolienbäume hängen weiße Blüten wie riesige Schmetterlinge. Das Geißblatt duftet und die kleinen weißen Sterne des Jasmin. Die süßen schweren Düfte, die der Wind in heißen Wellen über das Land trägt, bedrängen die Sinne und erregen das Blut. Selbst unsere keuschen Linden haben hier etwas Süß-Fauliges, lockend und abstoßend zugleich.

Hier spürt man mit jedem Atemzug, was Sommer heißt, die Hochzeit des Jahres. Man begreift das Phänomen Sonne, die um einige Breitengrade südlicher alles Leben in ungeahnter Weise steigert. Sie erzeugt ein orgiastisches Blühen, eine gärende Vegetation. Eine gemähte Wiese ist nach zwei

Tagen nicht mehr als solche zu erkennen. Ein Weg, heute von Unkraut gesäubert, ist am Morgen nach einem Regen ein grüner Pfad. Eine Art mystischer Urfurcht vor der drängenden Gewalt dieser wuchernden Üppigkeit ergreift den Menschen des Nordens. Der Begriff „Heimaterde“ geht mir hier in seiner ganzen Bedeutung auf. Ich fühle wie die Wurzeln meines Seins in einer karger Zone ruhen.

Noch immer flöten die Nachtigallen in den Büschen. Dicke Hornissen und große grünschillernde Käfer schwirren mit zornigem Gebrumm. Aus allen Mauerritzen huschen langschwänzige Eidechsen und dichte Schwärme kleiner blauer Schmetterlinge umtanzen seit Tagen unermüdlich einen blühenden Strauch in der Nähe des verlassenen Affenhauses. Als ich heute Morgen aus dem See kam, den kleinen Uferpfad hinaufstieg, um eine wilde rote Lilie zu pflücken, die während des Badens aufgeblüht war, schoß im Augenblick, da ich mich bückte, eine große dunkle Schlange unter ihr hervor. Ich tat einen Schrei, zersprang fast vor Furcht und Abscheu. Und doch hatte ich im gleichen Augenblick ein seltsames Erleben. Ich war plötzlich für eine kurze Sekunde ganz losgelöst von meiner derzeitigen Gestalt und Gegenwart, stand gleichsam außerhalb meiner selbst und sah wie in einem Spiegel in grauer Vorzeit ein nacktes, dem Bade entstiegene Urweib nach einer wilden Blume die Hand ausstrecken, unter der eine Natter hervorschoß. Gibt es Gedächtniselemente, die durch unser Blut geistern aus den Anfängen der Menschheit her? Gerade dieses Bild: die Schlange unter Blumen ist wohl eine der ältesten Menschheitserfahrungen. Wie oft mag der gleiche Schauer empfunden, der gleiche Schrei ausgestoßen, derselbe Schreck erlitten sein!

Die Nächte bringen keine Kühlung. Man wälzt sich auf seinem Lager in völliger Nacktheit, verschmähst selbst das Leinentuch. Manchmal rauscht ein Regen in diese tiefe grüne Einsamkeit oder es zucken Blitze. Fledermäuse flattern in das offene Fenster, ein Vogel zwitschert im Traum, Myriaden von Glühwürmchen tanzen ihre funkelnden Reigen und das Zirpen der Zikaden ist wie die nächtliche Stimme dieser zuckenden Erde. Der Hauch der schwülen Feuchtigkeit beginnt die Sinne zu umnebeln, und wie ein Ozean, dessen sanfte und schwere Fluten unaufhaltsam auf mich eindringen, wogt die bewegte Stille, in der man unhörbare Dinge hört: das Wachsen der Pflanzen, das Wandern der Sterne und die Millionen Ströme des Lebens, die zwischen Himmel und Erde gehen.

Durch die Bäume schimmert in der Tiefe der dunkle See, mehr geahnt als geschaut, von dem ich Abend für Abend nun Abschied nehme, wie von

allem, was mich hier beglückte und was mehr sein wird als eine Erinnerung, ein Wechsel von Farben und Licht, von Sonne und zeitweiliger Sorglosigkeit. Denn es machte die Leidenschaft zum Leben stärker und bereicherte die Seele mit Bildern, die sie vordem nicht gehabt.

Da steht man nun in solch einer südlichen Nacht, in der alle Sterne aufgebrochen sind, vom Geheimnis des Lebens schwer und dunkel umrauscht. Man spürt sein Einssein und sein Anderssein, das Verwobensein mit dem All und das Hinausgehobensein, die Verstoßung aus dem Paradies. Alle Unrast, alles Suchen und Fernweh – es ist vielleicht nur die Flucht vor den unlösbaren Fragen des Himmels und der Erde: Welchen Sinn hat das alles und was ist hinter dieser schmalen, vielleicht unbedeutenden Grenze, die wir einmal überschreiten müssen?

24. Juli Wir saßen beim Tee auf der Terrasse, als ein immer näher kommendes Motorengeräusch mich aufhorchen ließ. Sollte es... Sollte es wirklich...? Da brauste es auch schon knatternd um die Hausecke, und er stand da – Till! Mann und Roß eine graue, kaum unterscheidbare Masse. Von Stuttgart bis hierher im Nonstop. Am liebsten hätte ich ihn erst einmal in die Badewanne dirigiert. Aber das ließ sich gar nicht machen, denn alle waren vom Tisch aufgestanden, kamen herzu und drängten sich um uns, und es blieb mir nichts anderes übrig, als dieses staubgraue Etwas als meinen Sohn zu präsentieren. Wenn man vielleicht von seinem Anblick schockiert war, so ließ man es doch nicht merken, sondern anerkannte bewundernd die sportliche Leistung, und als sich Till eine halbe Stunde später zum Tee begab, auf Hochglanz poliert, war er auch gleich Hahn im Korbe bei allen alten und mittelalterlichen Damen. Eine Stunde danach bastelte er bereits an defekten Klingelleitungen und Radios. Till hatte Zeit gehabt, Devisen zu beantragen, sowie Hotel- und Benzingutscheine, so wird sein Aufenthalt hier nicht teuer. Obgleich er ja von Frau v. K. für uns beide gedacht und bezahlt war, so bringe ich es angesichts der herrschenden Pleite nicht über mich, Till noch davon profitieren zu lassen. Wie sehr gönne ich ihm diese kleine Pause zwischen Examen und Berufsleben! Er strahlt vor Glück, hier zu sein. Sagte, er habe heute Morgen auf der Autobahn laut gesungen, mit seinem Motor um die Wette.

Ich aber breche nun meine Zelte hier ab. Übermorgen geht es heimwärts, sonst verliert meine in deutschem Geld bezahlte Rückfahrkarte ihre Gültigkeit. Die mir nun endgültig bewilligte Abgangsentschädigung wird mir ermöglichen, in Ruhe eine neue Arbeit zu suchen.

27. Juli (*im Zug*) Ich verließ also das Castello und meine kleine, mir lieb gewordene Garibaldina mit ihren langschwänzigen Mitbewohnern, nachdem ich mit Till noch eine schöne Fahrt zum Comer See gemacht hatte. Ich verließ den Park mit seinen ragenden Bäumen und seiner wuchernden Üppigkeit und den blauen See mit seinen Winden und Wellen. Die vielen guten Wünsche, die man mir mit auf den Weg gab, von der Köchin bis zur Baronin, die Händedrucke und abschiedsschweren Blicke der Gäste ließen mich fast glauben, ich stürze mich in ein lebensgefährliches Unternehmen, etwa in eine Expedition unerforschter Gebiete. Und ein wenig war mir auch so zu Mute, wenn ich an das Wagnis des Lebens dachte, das ich nun wieder bestehen muß.

In Luino, der Grenzstation, wußte man nichts von einem um die Zeit abgehenden Zug nach Bellinzona. Ein späterer aber hätte den D-Zug nach Stuttgart nicht mehr erreicht, wo Till Übernachtungsgeld hinterlegt hatte. So saß ich also auf diesem fremden kleinen Bahnhof, ohne eine Lira, ohne mich hinreichend verständlich machen zu können und der einzige Ausweg war ein Telefongespräch zum Castello, um das ich den Beamten bat, wofür ich ihm als Pfand meinen Koffer übergab. Die Zeit, bis Till mit dem Motorrad kam, um mich auszulösen, verbrachte ich auf einer Bank am Seeufer, den Fischern zusehend, die ihre Netze und Segel flickten. Es war ein traumhaft schöner Morgen, der glanzvollste wohl unter allen hier verlebten – wenigstens schien es mir so, und die Seele sättigte sich noch einmal bis zum Zerspringen an diesen unerschöpflichen Anblicken.

Zur allgemeinen Gaudi erschien ich also einige Stunden später wieder an der Stätte, von wo ich am Morgen so ausgiebig Abschied genommen hatte, um vierundzwanzig Stunden später wieder aufzubrechen, wohlversehen mit einigen Schweizer Franken, die mir der achtzigjährige Herr Engelhardt förmlich aufgedrängt hatte, obwohl ich ja unterwegs gar keine Gelegenheit haben werde, sie auszugeben, und obwohl ich ihm sagte, daß ich bestimmt nie Gelegenheit haben würde, sie zurückzuzahlen. Er habe genug von der Sorte, sagte er. Was ich denn tun wolle, wenn mir wieder etwas Ähnliches passiere? Er war überhaupt ein liebenswürdiger Herr, der sich seinen Liegestuhl immer neben den meinen gerückt hatte und mir von seiner Tätigkeit auf Honolulu erzählte. Dabei nahm er allerdings jeden Anlaß wahr, auf die Engländer zu schimpfen. Es mögen persönliche Erfahrungen gewesen sein, die ihn dazu berechtigten, aber ich bin nicht für solche Verallgemeinerungen. Ich mochte die englischen Gäste im Castello ganz gern.

Jedenfalls waren sie die einzigen, die für mein gärtnerisches Tun Verständnis hatten und mich trotz meiner schmutzigen Hände mit „Lady“ titulierten.

28. Juli Ich saß im Wartesaal des von Kindheit an vertrauten und nicht geliebten Bahnhofs B. Am Nebentisch bewachte ein Schupo zwei mit Handschellen aneinander gefesselte junge Männer, die ihr Geschick aber anscheinend nicht sehr tragisch nahmen. Sie aßen und tranken, sie spielten Karten, wobei der mit der freien Rechten dem anderen Brot schnitt und auch die Karten mischte, und sie lachten, als der eine aufstand und den anderen dabei mitzertrte, so daß dieser über den Stuhl fiel. Kein Zweifel, man war wieder im Vaterland, einem Stiefvaterland, dem Lande der Richter und Henker! Um diesem Anblick auszuweichen, sah ich aus dem Fenster. Ein Züglein schnaubte heran, hielt prustend und ein Schild besagte: nach Eschenhausen. Wie eine Vision stand plötzlich Haus, Garten und Landschaft der Kindheit vor dem inneren Auge. Eine magische Lockung ging von dem Schild aus. Ein Augenblick des Zögerns. Wie unter einem Zwang ergriff ich meinen Koffer, rannte hinaus und hinein in den Zug, der sich auch gleich darauf in Bewegung setzte, als habe er mich abholen wollen. Langsam kam ich nun erst dazu, diesen Impuls in mein Bewußtsein einzuordnen. Die Gedanken, über die Jahre hinschweifend, verloren sich. Zwanzig Jahre waren es her, daß ich von dort ausgezogen war, um das Fürchten zu lernen. Zwanzig Jahre – was bedeutete die Zahl? Die Zeit schien eher ein Raum mit einem ungeheuren Fassungsvermögen, wenn ich das berstende Gesamt dachte, das darein gepreßt war.

Das Lokalbähnchen, das auch ein heute noch entlegenes Tal mit der Welt verbindet, ruckelte schnaufend zwischen sommerlichen Bauerngärten dahin. Schrille Warnpiffe und monotones Gebimmel kündeten sein Nahen und scheuchten Schafe und Kühe, die am Damm Kräuter suchten, in überstürzte Flucht. Auf den Weiden hoben steifbeinige Kälber erschrocken ihre Köpfe und Kinder winkten mit Sträußen roten Mohns. In eine Ecke gedrückt, in dem von Marktfrauen und Schulkindern überfüllten Abteil, rückte ich unruhig hin und her, bemüht, von der Landschaft, die draußen vorbeizog, bald durch dieses, bald durch jene Fenster so viel wie möglich zu erhaschen.

Alte Närrin, schalt ich mich – was willst du dort? Was erwartest du? Daß alles so sei wie einst? Glaubst du, daß du noch „heimkehren“ kannst nach der Odyssee eines langen Lebens? Zwanzig Jahre! Was du bislang als

Abglanz einstiger Kinderseligkeit in der Seele trägst – willst du es aufs Spiel setzen? Alles wird verändert sein und du gehst ärmer davon als du vorher warst. Kehr um, kehr um, rief der geschwätzige Verstand. Komm heim, sagte das Herz.

Immer vertrauter klangen die Ortsnamen. Erregung fieberte in mir. Meine Augen bohrten sich mit saugender Gier in die Landschaft. Hasen hoppelten über die Flur, Pferde stampften in der Koppel. Auf einer Halde, feierlich im Sonnenglanz, standen ein paar Kiefern wie verwunschen. Alltägliche Dinge, und doch waren alle in ein besonderes, in ein magisches Licht getaucht. Auch die Berge waren da mit ihrem vertrauten Anspruch. Alle kannte ich sie plötzlich wieder, und eine ferne Stimme flüsterte mir ihre Namen zu. Auch die Bauern auf dem Felde waren keine fremden Allerweltsbauern. Sie werkten auf der Erde, auf der ich gewachsen und die mich genährt hatte.

Enger wurde das Tal. Näher schoben sich die grünen Hügel an die Geleise. Das glitzernde Band des Flüsschens wurde schmaler. Der Zug polterte über eine Brücke, verschwand mit markerschütterndem Pfiff im Inneren eines Berges, tauchte mit Gerassel wieder ans Licht und hielt mit einem plötzlichen Ruck, daß Menschen, Koffer und Körbe durcheinander flogen.

In einer seltsamen Verzauberung ging ich durch die schmalen alten Gassen. Ging ich überhaupt? Stand ich nicht still und alles kam auf mich zu wie ein zu schnell gedrehter Film? Kulissenhaft standen die Häuser wie bunte Pappdekorationen einer kleinen Bühne. Ich tippte mit dem Finger gegen diese Hauswände, und es verwirrte mich noch mehr, daß sie widerstanden. Nein, vielleicht war ich selbst unwirklich, ich, der Revenant.

War ich wirklich Julia Hage, die Mutter eines zwanzigjährigen Sohnes? War ich das kleine Mädchen, das hier seine Spiele getrieben hatte? Ich stand da wie ein Baum im Herbst, entlaubt, von manchem Sturm zerzaust. Nur in den Wurzeln spürte ich ein endlos Strömendes.

Unerkannt setzte ich meinen Weg fort: Schildgasse, Stad, Blauer Steinweg, Wendische Mark – Namen, längst vergessen. Was alles kam mit ihnen herauf ans Licht, überdeckt vom Schutt der Jahre! Ich stand auf dem hochgelegenen Schulberg und sah nun über die Gitterstäbe hinweg, durch die ich einst das Kindergesicht gezwängt hatte. Jenseits des Tales blauten die Berge: Hölzholz und Silberklippe in ihren seligen Linienzügen. Zu meinen Füßen lag der Steilhang mit seinem wuchernd verfilzten Dornestrüpp und den weggeworfenen Butterbrotpapieren – wie einst. Und immer noch zog der Fluß seine Schleife um die Uferhäuschen, an der alten Lohmühle

vorüber, deren schwärzliches Rad stillstand, von Moos überzogen. Aus den Fenstern der Schule klang noch der gleiche übende Kindersingsang, geführt von der rauhen Stimme des Lehrers. Es deuchte mir, es hätte zu meiner Zeit schöner geklungen, voller, reiner, jubelnder, dieses „Im schönsten Wiesengrunde...“ Ob auch noch manchmal das Drehorgellied „Aus der Jugendzeit...“ als wehmütige Mahnung an den punischen Krieg und die Regel de tri klang?

Aus dem Tor des grauen Hauses flatterte ein Schwarm kleiner Mädchen wie bunte zwitschernde Vögel, und der dünne Schlag der Rathausuhr durchschauerte mich wie eine Geisterstimme. Ich wanderte weiter durch die Gassen, in denen auch die Gerüche noch die gleichen waren: am Kloster roch es nach Treber und bei den Brücken nach Loh und Leder. Im Winkel am „Näppchen“ wucherten auch heute noch Brennessel und Löwenzahn, und in Mensings Garten standen die Schwertlilien noch genau so um den Springbrunnen wie zur Zeit, als ich noch glaubte, das allgewaltige Leben mit Unschuld, mit Treu und Glauben zu bezwingen. Es galten andere Spielregeln, das ließ sich nicht leugnen.

Wie Kostbarkeiten, die lange im Dunkeln lagen und nun unvermutet dem Licht wiedergegeben sind, so berührte mich auch der Anblick einiger alter Häuser, die, unverändert in ihrem Farbanstrich, von Weinstock oder Clematis noch auf die vertraute Weise umrankt, mich jetzt mit heimlichem Augenblinzeln begrüßten. Es freute mich wie ein unverhofftes Geschenk, daß es die schönsten und seltsamsten waren, die mit den eigenwilligsten Gesichtern, die sich dem Kinderblick so eingepreßt hatten, daß ich mich nun wieder jeder Einzelheit erinnerte. Auch die anderen waren noch da, die stummen, blinden und tauben, mit dem verhangenen, ganz nach innen gerichteten Blick – Hüter unsäglicher Geheimnisse, heute wie damals. Und jene, die mich häßlich gedünkt hatten, obwohl ihr steinerner Prunk mich leicht hätte verwirren können. Nichts machte die innere Ankunft so deutlich wie dies.

Bis vor die Tore der Stadt trieb es mich, wo überall belanglose Allerweltshäuser entstanden waren, und der abenteuerlich riechende Staub der Landstraße dem Asphalt gewichen war. Ich stieg über den zugeschütteten Bach, über Bauschutt und Unrathaufen und legte die Hand auf die rissige Rinde der alten Linde, in deren Schatten ich meine ersten Bücher gelesen, den ersten Kuß bekommen hatte. Aber nichts mehr gab meinem Ruf ein antwortendes Echo. Der alte geliebte Baum, entrechtet zwischen den andrängenden Häusern, stand starr und in sich gekehrt. Nicht mehr wie einst

war er eine Fermate in der jubelnden Symphonie der Landschaft, die mit ihren prunkenden Morgen, mit Vogelsang und Quellenrauschen die Sinne des Kindes entzückt hatte. Verklungen war die Pastorale. Nymphen und Hirten tanzten nicht mehr. Und ob auch Erinnerung kam und versank, und ob ich auch das Entschwundene verzweifelt zu fassen suchte – das Spiel war aus.

Zum Haus und zum Garten der Kinderjahre. Da stand ich nun, stand wie ein Bettler und verlangte vergeblich etwas zurück, das dort geblieben war. Aber blind und abweisend verhielt sich das Haus und beantwortete kein Gefühl und keine Frage. Es kannte mich nicht mehr. Auch ich war ja ein anderer geworden, ein Fremder, ein Vorübergehender. Nein, ich konnte es nicht mehr heraufbeschwören, das Verlorene. Der Quell war versiegt. Der Garten, der einstmals leuchtende, voll dunkel-glühender Geheimnisse, so seltsam bedrängend und herzbewegend mit seinen Bäumen, Blumen und Spielen – war es wirklich dieses Stückchen Erde mit den struppigen Gebüsch, den verstaubten, von Wegerich verunkrauteten Rasenflächen, den gelichteten Stämmen, an denen sich keine Blatt regte? Ach, selbst der Wind schien den Atem anzuhalten! Die Erinnerung beschwor Maienmorgen voll Duft und Glanz und dem vielstimmigen Chor der Vögel, die Gelassenheit hoher Sommernachmittage, Herbststürme mit ihrem welken und bitteren Geruch und das weiße Geriesel weihnachtlichen Schnees, der alles einpackte und vermummte. War dies der Tummelplatz von Göttern und Geistern gewesen – ein Reich ohne Grenzen – [war] in diesem kargen Raum alles beschlossen, was einmal geleuchtet und geglänzt? Und wenn ich nun auch die Augen schloß, fand ich dann zu dem Spiel zurück, zu den Freuden, den Tränen, zu Farbe, Duft und Tönen? Hier, wo aller Beginn lag, war nun nichts mehr, weder Freude noch Rührung, nichts, um die Leere zu überbrücken und auszufüllen mit Gültigem. Nur die Fragwürdigkeit aller menschlichen Existenz umkrallte mein Herz mit eisigem Finger.

Aber in der Nacht, als mich die rollenden Räder durch das dunkle Land heimwärts trugen, da brach hinter den geschlossenen Lidern alles wieder auf, wurde das eben Erlebte zu Traum und Spuk, und in der Seele lag alles wieder lebendig und glänzte unverwelkt und wird immer glänzen, so lange ich atme und bin, und wie sehr sich auch alles wandelt in dem, was unser Leben ausmacht. Da läuft man in die weite Welt hinaus, um eines Tages zu erkennen, daß wir dem Fleckchen Erde, in dem unser kindliches

Sein begann, nicht entrinnen können und all unser Suchen und Irren nicht über den Sinn und die Erfüllung der Kindheit hinauskommt.

30. Juli Sei mir begrüßt, du Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel, der du nun wieder ins Fenster leuchtest, gleichgeschalteter möhlmännischer Alltag, liebliches Milchkannengerassel der Leibnizstraße, holdes Radiogetön aus nächtlichen Fenstern, morgendliches Pflastergetrappel von Arbeitern der Stirn und der Faust! Die Erde hat mich wieder! Habe meinen Koffer ausgepackt, Kleider aufgebügelt, Inserate nach Arbeit aufgegeben, Lebensmittel eingekauft, zehn Zentner Briquets aufgeschichtet, Miete gezahlt, einem Interview mit Frau Möhlmann standgehalten. Soweit hatte ich mich den strengen Bräuchen hier wieder bestens angepaßt. Der Tag vergeht auch ohne Arbeit, ohne geldeinbringende. Auch die Nazis sind noch in alter Frische da, vielleicht lebendiger als je. Oder klingt mir nur nach so langer Abwesenheit das Gedröhn ihrer Stiefel und das Gebrüll der Lieder besonders schmerzhaft in den Ohren?

Das Mädchen Toska verabschiedete sich mit vielen Dankesworten. Wäre ich nicht so sehr auf diese Mieteinnahme angewiesen, hätte ich sie gern weiter umsonst hier wohnen lassen. Die Studentin, die Toska betreute, ist vor ein paar Tagen wegen Schizophrenie in eine Anstalt gekommen. Heute kam der Vater, ihre hier verbliebenen Sachen zu holen. Was hätte hier alles passieren können, wäre die Krankheit früher ausgebrochen! Ich kam mir vor wie der Reiter über den Bodensee.

2. August Von Till kam die Nachricht im Telegrammstil: „Ich wollte dich ja auf dem Laufenden halten, aber das Laufende lief mit mir davon. Wenn du diese Karte bekommst, bin ich auf dem Weg nach Afrika. In Castello ist's mir zu langweilig.“

Nach Afrika! Und mit so wenig Geld! Er ist wie ein Pfeil auf einer Sehne, bebend vor Erwartung, sich abzuschnellen in die Ferne wie in das Leben, das ihm noch voller Kränze hängt.

25. August Nun ist ein Jahr vergangen, seit ich dieses Buch begann und seine Blätter gehen zu Ende. Es war voll und rund und hart wie eine Nuß – eins unter vielen seinesgleichen. Auch das kommende wird wieder gemeistert werden, denn schließlich sind wir dazu da, drauf los zu existieren,

über alle Untergänge hinweg, sei es der der Welt oder nur der des Abendlandes.

30. August Till ist zurückgekehrt. Wir nahmen es zum Anlaß, mit Kaffee und Kuchen zu feiern. Er brannte vor Mitteilungsdrang und berichtete seine Erlebnisse in überstürzten Worten und halben Sätzen. Das Schlimme war wieder einmal, wie vorausgesehen, die leidige Geldnot. Die Baronin hatte ihm von seinen ohnehin spärlichen Lire auch noch die Hälfte abgepumpt, mit dem Versprechen, es innerhalb zwei Tagen telegraphisch nach Syrakus zu senden. Daß Till, der doch ein viel größeres Geschäftsgenie ist als ich, darauf hereinfallen mußte! Noch dazu, da ich ihn über die Verhältnisse nicht im Unklaren ließ. Natürlich kam das Geld nicht. Der ihm verbleibende kümmerliche Rest reichte gerade für die Überfahrt und drei Tage Tripolis, so daß ihm diese Reise ziemlich verpatzt war. Aus Benzinmangel konnte er nicht in die Wüste und aus Geldmangel nicht mit dem Bus in die Oase fahren. Von der Jungfernfahrt auf der „Citta di Trieste“ erzählte er grausige Sachen. Es sei ein überfüllter, alter Truppentransporter gewesen, in dem die Entlüftungsschächte gewisser Örtlichkeiten geradewegs in den Speiseraum führten. Der Steward habe mit den Händen in die Salatschüssel gefaßt und jedem Passagier seine Portion in die im Tisch befindliche Holzmulde geklatscht, in der auch das übrige Essen landete. Nachts habe er sich in dem überfüllten Schlafsaal männliche und weibliche Besucher mit dem Revolver vom Leibe halten müssen, und die Soldaten hätten sich damit vergnügt, nach Ratten zu schießen. Natürlich wußte er auch Schönes und Interessantes zu berichten. Von der herrlichen Straße, auf der immer der „große Preis von Tripolis“ erkämpft wird, und auf der er natürlich auch seine Fahrkunst erprobte, von einem Autofahrer, dem er seinen Wagen reparierte und der ihn dafür bis nach Gadames und bis zu den Ruinen von Leptis Magna fuhr, von den Suks, den Handwerksgassen, in denen er viel herumstrolchte und mir gern von all den exotischen Herrlichkeiten etwas mitgebracht hätte. So aber konnte es nur ein Döschen braun-roter Wüstensand sein, das er aus der Tasche zog. Aber warum sollte mich das nicht ebenso erfreuen wie ein antikes Schmuckstück?

Da auch auf der Rückreise von Neapel kein Geld von der Baronin vorlag, ist er, von Wut beflügelt, in einem wilden Nonstop den ganzen Stiefel heraufgeprescht. Gelebt hat er von Obst, das in Haufen am Wege lag. Im Castello fand er die Baronin mit einer alten Engländerin, dem einzigen Gast, Zigaretten rauchend in der „Blauen Grotte“, dem repräsentativsten

Raum des Hauses, rings an den Wänden Batterien geleerter Weinflaschen. Tills Geld hatte sie für die Operation eines Hundes ausgegeben!

Übermorgen tritt Till seine erste Stelle in einer Autofabrik an, fünfzig Kilometer von hier.

2. September Die Zeitungen toben täglich wilder gegen die Tschechen. Die Sudetendeutschen, die bisher, abgesehen von gelegentlichen kleinen Reibereien, friedlich mit dem Nachbarvolk lebten, sollen auf einmal gequält und drangsaliert werden, daß sie es nicht mehr aushalten können und heim ins Reich wollen. Nun ist man ja alt genug geworden, um solch politisches Spiel zu durchschauen. Da hat man wohl ein paar Trupps SA zum Randalieren hinbeordert, die Grund zu einem Einmarsch liefern müssen. Etwas bereitet sich vor. Ich zweifle nicht, daß viele Sudetendeutsche, von den Sirenentönen des Rattenfängers und seines trommelschlagenden Mephisto verlockt, gern an den herrlichen Zeiten teilnehmen möchten, denen man uns wieder einmal entgegenzuführen verspricht. Wenn man sich bemüht, das Übel nicht nur in seinen Auswirkungen sondern auch in seinen Gründen zu erfahren, so scheint mir Faschismus nur ein neues Wort für eine sehr alte Geisteshaltung. Es ergeben sich so viele, geradezu metaphysisch anmutende Parallelen mit Wilhelm dem Letzten, daß es einem kalt über den Rücken läuft. Es ist derselbe Geist, der uns immer wieder ins Verderben reißt: der Ungeist der Alldutschen, der schrankenlose Nationalismus, die Vergottung des Militarismus, der Mangel an Maß. Was dem einen sein Bart, ist dem anderen seine Locke! Eine haarige Sache! Wie sie einander ähneln, diese ungleichen und doch so gleichartigen Brüder. Vom gleichen Größenwahn besessen, halten sie auch die gleichen takt- und maßlosen Reden, die die Welt aufhorchen und kopfschütteln macht und uns in Isolierung drängt. Hatte der mit dem Bart nicht das gleiche exaltierte Benehmen, das bei dem mit der Locke typisch hysterische Züge trägt? Hatte der eine bisweilen Weinkrämpfe, so beißt der Nachfolger in den Teppich. Einsichtige Männer aus Wilhelms Umgebung sollen erwogen haben, ihn entmündigen zu lassen. Und der Vorgesetzte des Gefreiten soll während des Weltkriegs geäußert haben: „Einen Hysteriker mach ich nicht zum Unteroffizier!“ Die Worte: „Wenn ich es befehle, werdet ihr auf Vater und Mutter schießen“ – oder: „Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch auf eine Weise bestätigt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, einen

Deutschen auch nur scheel anzusehen“ – spricht sie der Hohenzoller oder der böhmische Gefreite? Ja, kann sich ein Volk innerhalb einer Generation zwei solche Schnurpfeifer leisten? Da kann man auch die Politik uns Tippmädchen überlassen. Vielleicht wäre sie dann sogar weniger verfahren.

„Nur ein verlorener Krieg kann uns befreien“, sagen jetzt die, die vor fünf Jahren rieten, sich ruhig verhaften zu lassen, der Spuk würde bald vorbei sein. Krieg – soll das ein Ausweg sein? Finden sich keine Männer, Männer mit Geist und Herz, diese Pest auszuräuchern, ehe noch größeres Unheil entsteht? Aber das eigne Volk hat sie mundtot gemacht, hat ihre Mahnungen in den Wind geschlagen, ihre Leiber hinter Gitter gesperrt, und ihre Köpfe rollen täglich in den Sand. Und das Volk zahlt weiter seinen Tribut mit Freiheit und Leben. Es ist anscheinend sein Schicksal, nichts aus der Vergangenheit zu lernen und somit seinen Untergang selbst herbeizuführen. Oder darf man das menschliche Treiben gar nicht im Sinne der Vernunft verstehen wollen? Hat nicht schon Goethe gesagt, daß dann das ganze Leben wie eine böse Krankheit aussähe und die Welt einem Tollhaus gliche? Aber wird es nicht Zeit, sich der Vernunft zu bedienen? Oder soll das Leben ewig nichts anderes sein als eine Krätze auf dem Bauche des Planeten?

4. September Till hat seine vor drei Tagen angetretene Stelle Knall auf Fall verlassen! Da stand er heute Morgen vor mir, bleich und verdüsterten Gesichts und ließ sich müde auf einen Stuhl sinken: „Sei nicht böß, Jul', ich habe die Arbeit geschmissen, du wirst mich verstehen. Ich glaubte, in eine Autofabrik zu kommen, ich bin doch Autofachmann – und was glaubst du, was ich machen sollte? Lafetten. Verstehst du: Lafetten! Kriegsgerät! Auf jeder Zeichnung stand: Dies ist ein geheimer Gegenstand. Verrat wird mit dem Tode bestraft. Lieber betteln gehen! Es war nicht einfach, dort wieder loszukommen, das kannst du dir denken. Aber ich hab's geschafft, gegen sämtliche Direktoren und Arbeitsämter.“

Ich konnte nichts sagen. Ich streichelte nur stumm seinen Kopf, und die Tränen saßen mir ganz locker. Dann lief ich zum Bäcker und holte Kuchen. Es war doch wieder mal ein Grund zu feiern.

11. September Treffen von Hitler und Chamberlain in München. Die Kriegsgerüchte wollen nicht verstummen. Es steht wohl auf des Messers Schneide. Ich bin in einer Erregung wie noch nie im Leben. Till, mein Junge, mein geliebter Junge!

Die Spannung zuhause, die fiebrige Erregung, in der die Stadt brodelte, das Lauern und das Warten auf das in der Luft hängende Unheil, die Wände, die einen plötzlich erdrücken – es war nicht mehr zu ertragen. Wir setzten uns auf das Motorrad, Fahrtwind um die Ohren, knatterndes Maschinengetöse. Nicht nachdenken, nur nicht nachdenken!

Dann standen wir auf unserem „Rigi“, diesem wunderbaren Berg. Das Land ringsum aus dieser unendlichen Schau lag sonnenüberglänzt in einem so wundersamen Frieden, daß das Wort Krieg jede Glaubwürdigkeit verlor. Aber kreisten nicht beider Gedanken nur um dieses Unausdenkliche? War die Schönheit der Schöpfung, die unsere Seelen ergriff, nicht Lüge und Trug? Stumm saßen wir beieinander, lagerten im Grase, wanderten wieder ein wenig umher, streichelten eine weidende Kuh, ein wolliges Schaf und redeten stockend von diesem und jenem, nur nicht von dem, was unser gesamtes Denken in Anspruch nahm. Bis in die letzte Faser empfanden wir die Schwere der Stunde, das vielleicht Letztmalige unseres Beieinander. Würde uns morgen das Geschick auseinander reißen, jeden in seinen eignen Abgrund? Einundzwanzig Jahre gemeinsamen Lebens, mühevoll hingebracht, Sorge, Freude, Glück, Ängste und Hoffnungen – nicht mehr als Spreu im Winde?

12. September Nach einer schlaflos verbrachten Nacht Till eben zur Bahn gebracht. Ab nach Holland! Hoffentlich läßt man ihn noch über die Grenze!

Tiefurter Jahre

Es wird mir zeitlebens als eine Fügung erscheinen, daß ich damals, als ich mir darüber klar geworden war, wie es weitergehen sollte, Tilla Burnard fand, eine Gärtnerin. Durch ein Zeitungsinserat, durch einen Zufall also, wenn, wie es ein Dichter definiert, Zufall das ist, was uns zufällt, weil er fällig ist.

Ich sehe uns wieder an einem strahlenden Pfingsttag den Weg zu ihrem Pachtland gehen, längs des Bahndamms, wo Bienen um Ginster und Lupinen summt und ein Zug donnernd über den Viadukt fuhr. Verstohlen musterte ich meine Begleiterin, ein schmales, von Sonne und Wind gebräuntes Gesicht, um die Augen schon ein paar Linien. Aber wie gut standen sie ihr! Sie unterstrichen gleichsam nur ihr inneres Jungsein.

„Dort hinter dem Viadukt liegt das Häuschen und der Garten“, wandte sie sich an mich, „auf freiem Felde, wo sich Hasen und Füchse Gute Nacht sagen. Wir sind da ganz allein – nur einen Nachbar gibt es in einiger Entfernung. Ob es Ihnen nicht zu einsam sein wird? Sie sind doch noch sehr jung“.

Aber die jähe Zustimmung meines Herzens war durch nichts mehr zu erschüttern. „Wir sind doch zu zweit, zu dritt sogar. Wenn Sie mich brauchen können – wenn ich Ihnen mit meinem Kind nicht eher eine Last als eine Hilfe bin – Ich bringe ja keine großen Kenntnisse mit, nur etwas angeborenes Geschick und viel guten Willen. Ich müßte noch viel lernen, aber ich würde mich keiner Arbeit scheuen.“

Ein freundlich zustimmender Blick traf mich: „Ich freue mich, daß Sie nicht wie so viele sagen: „Gärtnerin, das muß schön sein – immer nur Blumen.“ Es ist etwas ganz anderes. Es ist weit mehr die Liebe zur Erde, zum ganz gewöhnlichen Erdendreck, die einen treibt. Wenn man so die Krume zwischen den Händen zerbröckelt und sich durch die Finger rinnen läßt... oder wenn man bis zu den Knöcheln im aufgeweichten Erdreich versinkt – daß das eine Freude sein kann, das begreifen nur wenige.“

Der Garten war ein eingezäuntes Stück Feld, etwas über zwei Morgen groß, rohe lehmige Scholle, kahl und schattenlos. Die wenigen Beerensträucher und die paar schwächlichen, eben gepflanzten Obstbäume, die Reihen frisch aufgeworfener Spargelbeete und der helle Lattenzaun, das alles verstärkte den Eindruck von Nüchternheit, von Neuem und Vorläufigem, wie

es andererseits der Hoffnung und Fantasie auf ein Endgültiges, wenn auch erst in Jahren zu Erreichendes großen Spielraum ließ.

Vor dem kleinen spitzgiebeligen Haus, das in dem großen Garten nicht anders als ein Zelt wirkte, breitete sich schon ein bunter Teppich von Sommerblumen, ein wildes verschwenderisches Blühen, in dem alles Gartenglück beschlossen war.

Das Häuschen, vom Erbauer nur als Sommeraufenthalt gedacht, enthielt im Erdgeschoß einen Wohnraum, in den man ohne Umschweife von der offenen Veranda her gelangte. Aus der daneben liegenden winzigen Küche führte eine gewundene Treppe zu zwei kleinen schrägen Giebelkammern. Leicht gebaut, war es allen Winden und Wettern der Ebene preisgegeben.

„Im Winter werden wir natürlich nicht hier wohnen können“, sagte Tilla, „da gehe ich auf eine Vetternreise.“

„Ich werde auch im Winter hier bleiben. Ich habe keine Vettern. Es wird schon gehen. Ein Ofen ist ja vorhanden, und die Einsamkeit schreckt mich nicht.“

„Na, wenn Sie meinen – dann bleibe ich natürlich auch hier. Ich denke nur, es ist unmöglich, das Häuschen warm zu bekommen. Aber jetzt haben wir erst einmal den Sommer vor uns“, lachte sie, „und wir werden viel zu tun bekommen. Ob es wohl gehen wird hier? Ich meine, ob wir in diesem Garten werden leben können? Ein Wagnis ist es schon, aber das habe ich ja so gewollt, und wenn ich zuerst etwas Geld zusetzen muß – dazu habe ich es ja schließlich – dann wird es aber mit jedem Jahr besser, wenn erst das Obst trägt und die Spargelanlage. Auch Bienen werden wir uns halten und Hühner, und Kurse will ich geben in Gartenbau, Blumenbinden und Botanik. Absatz für unsere Erzeugnisse haben wir in Hotels und Pensionen, eventuell auch auf dem Markt. Wir werden uns das alles schon gut einrichten und auch noch Zeit genug behalten, das Leben ein bißchen zu genießen, Theater, Konzerte und dergleichen. Wir können uns ja die Arbeit einteilen wie wir wollen – das ist der große Vorzug der Selbständigkeit“.

Und die Arbeit begann.

Der einzige fühlbare Übelstand war der gänzliche Mangel an Wasser. Es gehörte schon besonderer Mut und Optimismus dazu, eine Gärtnerei zu betreiben ohne einen Tropfen Wasser. Zwei Eimer voll zum Kochen und Waschen erhielten wir täglich aus dem Brunnen des Nachbarn. Zum Gießen der Kulturen Wasser aus dem Fluß zu holen, der sich in ziemlicher

Entfernung und etwa dreißig Meter tiefer als das Feldniveau sein Bett gegraben hatte, war kaum möglich, da der Hang so steil war, daß es artistischer Geschicklichkeit bedurfte, ihn mit zwei vollen Eimern Wasser zu erklimmen. So waren wir ganz auf den Himmel angewiesen. Wir bauen das Gemüse feldmäßig [an] und pflanzen nur, wenn es geregnet hat“, entschied Tilla. „Draußen auf dem Feld wird auch nicht gegossen“, beschwichtigte sie meine Bedenken.

Hatte man bisher die Sonne verehrt als Spenderin von Wärme, Licht und Leben, so schienen jetzt in unserem Blut die Erinnerungen an urzeitliche Kulte und Zeremonien aufzuleben, die das Wasser zum Gegenstand hatten. Wir gerieten in Begeisterungsräusche, wenn es nach längerer Trockenheit regnete, und hellhörig, trotz unseres bleiernen Schlafes, wachten wir in der Nacht auf, warfen mit einem Ruck die Nachthemden ab und rannten, wie uns Gott geschaffen, hinaus, um die überlaufenden Regentonnen abzufüllen. Kein Tropfen des kostbaren Stoffes durfte verloren gehen. Der Sturm toste, Blitze rissen den Himmel auf, vom Winde gepeitscht tobten wir mit den Elementen um die Wette, umtanzten die vollen Töpfe und Näpfe, die Wannen, Eimer und Krüge, zwei heidnische Hexen, deren Gelächter das Gebrüll des Donners verschlang. Und hätte sich ein anderer um diese Stunde hierher verirrt, er würde wohl bei diesem Anblick ein Vater-unser gebetet und seine Schritte beschleunigt haben. Zuletzt stiegen wir selbst in die Regenfässer, um uns zu reinigen, und dann schlurften wir in unseren Holzpantinen wieder ins Haus, eines guten Schlafes gewiß.

Das Wetter dieses ersten Sommers war feucht und schwül. Die Hitze, die sich durch Tage steigerte, tobte sich in heftigen Gewittern aus, die unter dem weiten Himmel zu dramatischen Begebenheiten wurde. Mit wolkenbruchartigem Regen überschwemmten sie das Land, auf das am nächsten Tag die Sonne wieder mit erneuter Glut brannte und die Oberfläche des Bodens zu einer harten Kruste verharschte, sodaß die Pflanzenwurzeln der Gefahr des Verdorrens preisgegeben waren. Nun hieß es hacken, hacken vom Morgen bis in die Nacht. War man am anderen Gartenende angekommen, türmten sich schon wieder schwarze Wolken auf: Gewitter – ein Regen, der das Land in einen Morast verwandelte und erneute sengende Sonne. Und das Hacken begann von Neuem. Dieser Rhythmus hielt uns in Atem, er teilte unsere Zeit ein, wir sahen nach keiner Uhr. Die Tage waren wie Glieder einer Kette, die unaufhörlich durch die Hände lief. Sie begannen mit der Sonne und endeten erst, wenn der Mond am Himmel heraufzog. Ich spürte die unbändige Spannkraft meines jungen und gesunden

Körpers in jedem Muskel und Nerv und freute mich der wohligen Erschöpfung, aus der ich jeden Morgen neu gestärkt erwachte.

Wenn wir in der Frühe hinaustraten, wo sich über dem Wald die Sonne erhob und den Himmel mit Blut und Gold überzog, dann waren diese Fanfaren des Lichtes wie Anruf und lockender Wirbel, der uns wieder hinriß zu einem neuen Tag, in dem jede Stunde sinnvoll in ihrem Rhythmus schwang. Vom Waldsaum her flötete der Pirol, und auf den Äckern hoben sich die Lerchen, als schraubten sie sich an ihren Liedern in die Höhe. Das Blühen ringsum spendete betäubenden Duft, und mit allen Sinnen ergab ich mich dem Grenzenlosen, das mich umfing. Hacken und graben, Schaufel auf Schaufel mit den Händen gewogen und wieder zurückgegeben. Und wenn ich einen Augenblick innehielt, den Blick über die aufgeworfene Scholle gehen ließ, dann meinte ich, nie etwas anderes getan zu haben, noch tun zu können, als diese adlige, wahrhaft erlösende Arbeit.

Hoch stand der Sommer in der Welt, mit Farben und Düften, aus denen sich die Sonne ein Fest bereite. Er stieg noch höher, und die Hitze zitterte zwischen Himmel und Erde. Aber immer war hier ein wenig Wind, ein leichter, quirlender Wind, der mit sich selber spielte, bald hier, bald dort einfiel, um die Schläfen fächelte und die heißen Glieder kühlte, und wir betrachteten unserer Hände Werk mit frohem Stolz, wandten unsere erhitzten Gesichter einander zu und lachten. „Wird es Dir auch nicht zu viel, Mütterlein? Du bist doch solch Tun nicht gewöhnt!“ Ich richtete meinen Rücken gerade und reckte die Arme: „Ich bin so froh, wie ich es überhaupt nur sein kann, so glücklich, wie nie im Leben!“

„Bleib es! Bleib es!“

Der nun dreijährige Michael trollte geschäftig hin und her, ahmte unser Tun nach, grub und hackte auf seinem „Kürbisberg“ und wuchs in diese Gartenwelt hinein wie die Pflanzen selber, ein kleiner Wildling, dem Kleider und Schuhe unbekannte Dinge wurden.

Wenn sich die Dämmerung über das Land breitete, die Feldnachbarn heimgegangen, die Vögel stumm geworden waren und leichter Nebel aus den Ilmwiesen stieg, saßen wir auf der Veranda bei unserem einfachen Mahl. Die wenigen Worte, die hin und her gingen, verstummten allmählich. Groß ging der Mond auf und über dem Lande lag schweigende Nacht. Vom Walde her wehte Duft und Gesang. Diese Stunde nach erfülltem Tagewerk beschwichtigte alle Dinge. Nach der vorausgegangenen Erschütterung und einer dumpf hindämmernden Verzweiflung ließ mich die Arbeit an der Erde, das Unterstelltsein unter die großen und ewigen Gesetze der

Natur den Blick wieder heben, und die sorgende Liebe und heitere Zuversicht Tillas machte das Herz weit und frei. Um mich war ein Mensch, einfach, gerade und klar, ein Mensch, der das, was er tat, auch für mich mittat und der mich lachen lehrte. Ein Lachen, das wie ein Born aus lang verschüttetem Grunde quoll – alles versäumte Lachen meines siebenundzwanzigjährigen Lebens.

Dieser volle und reiche Sommer war ein einziger glückhafter Zustand. Nur fern in der Kindheit waren die Tage einmal so gewesen, so weiträumig und unendlich, die Stunden so groß und feierlich, so reich und erregend in ihrer Mannigfaltigkeit. Vielleicht hatte ich manches falsch gemacht bisher und würde noch vieles falsch machen in meinem Leben – aber dies hier würde nie dazu gehören.

War es eine Flucht, dieses abseitige Dasein? So beim Hacken und Graben ließ sich vieles denken. Nein, entschied ich, es ist meine Wahrheit, die zu leben mir zum ersten Mal vergönnt ist. Ich brauche kein schlechtes Gewissen zu haben. Ich arbeite und schaffe, und mein Kind hat eine Heimat.

Aber nicht nur reich an Arbeit war dieser Sommer. Er brachte auch sommerliche Freuden mancherlei Art. Ein nicht abreißender Strom von Besuchern, Freunde und Verwandte Tillas, überflutete das Haus: Gärtnerinnen, die sich Rat in Examensnöten holten, Zeichner und Maler vom Bauhaus mit Staffelei und Palette, Musikstudenten, die das Klavier auf die Veranda schoben und ihre Seele unter dem nächtlichen Sternenhimmel verströmten, Dichter, die Verse und Dramen vorlasen oder schweigend ihre Pfeife rauchten und in den Tag oder die Nacht hinaus sannen. Sie sahen uns werken und legten auch selbst einmal Hand mit an, pflückten Blumen oder eine Handvoll Erbsen in den Korb, griffen auch mal zum Spaten, tanzten am Abend zur Ziehharmonika auf den Ilmwiesen, badeten im Fluß und zogen singend mit ihren Lampions wieder der Stadt zu. Je nach Temperament und Weltanschauung fanden sie unser Tun „reizend – immer so mit Blumen...“ oder schüttelten die Köpfe über die beiden Närrinnen, die sich in solch eine Arbeit verbohnten, im Weggehen etwas von „Schinderei“ oder „Heroismus“ murmelnd.

Wenn wir uns manchmal nach einem dreizehn- oder vierzehnständigen Arbeitstag noch aufmachten und sie in ihren Stadtwohnungen besuchten, so lag es wohl an meiner Müdigkeit, daß ich sie wie durch ein umgekehrtes Fernrohr sah und wenig Anteil an ihren tiefgründig sich gebenden Reden bekundete. Sie schwätzten leichthin über Dinge, über die ich mir allein in

meinem Herzen Gedanken machte. Sie flüchteten ins Mystische und Unkontrollierbare, wenn die aufgeworfenen Fragen unbequem wurden. Es war das gleiche Ausweichen, ein doppeldeutiges, zu nichts verpflichtendes Spiel, wie ich es schon einmal bei einem Menschen so schmerzlich erfahren. War künstlerisches Leben denn ein künstliches?

Auf dem einsamen dunklen Heimweg schlenkerte Tilla vergnügt ihren seidenen Pompadour, mehr zu unserer Beruhigung, denn zum Gebrauch, aus dem der Lauf eines Revolvers drohte, und blinzelte mit der Taschenlampe allen nächtlichen Gestalten, die uns begegneten, ins Gesicht. „Wieder einmal eine Menge Unsinn geschwätzt“, lachte sie, „aber es muß ja immer etwas geredet werden.“

„Ich kann nichts reden, wenn ich nichts zu sagen habe“, seufzte ich, während ich versuchte, ihr die Taschenlampe zu entwenden. „Ich bin sehr schwerfällig.“ „Du brauchst auch gar nicht – bleib nur, wie du bist!“ Kein Trost für mich. Wirklich zufrieden und zugehörig fühlte ich mich nur hier draußen, und immer atmete ich auf, wenn der Bahndamm wieder zwischen uns und jener Stadtwelt lag, und der ferne Lampenschein, bei dem „Mutter Streit“ den Schlaf meines Kindes bewachte, traulich durchs Dunkel blinzelte.

Im Widerspruch zu ihrem Namen war diese alte Russin, die uns das Hauswesen besorgte, gutmütig und betulich. In ihrer Heimat war sie Leichenwäscherin gewesen und sie erzählte gern, in einem mit Russisch vermischten Deutsch, von diesem einträglichen und verantwortungsvollen Beruf, wobei sie nicht mit Details geizte. Ihre Kochkünste hingegen beschränkten sich auf Kartoffelsuppe, die sie uns, wenn wir ihr nicht Einhalt taten, sechsmal in der Woche vorsetzte. Und wenn wir sie am siebten Tag fragten, was es denn heute zu essen gäbe, hob sie geheimnisvoll ihren dünnen Zeigefinger: „Ich denken, wir kochen schöne Kartoffelsuppe, ein bißchen Speck, ein bißchen Porree und Kümmel.“ Unsere Neckerei, daß sie auf diese Art ihre frühere Tätigkeit auch bald an uns ausüben könnte, veranlaßte sie, sich für einen Augenblick gekränkt in die Küche zurückzuziehen, um gleich darauf – denn sie war nicht zu bewegen, mit uns am Tisch zu essen – ihren Beobachtungsposten an der Tür wieder zu beziehen, von wo aus sie jeden zum Munde geführten Löffel mit einem aufmunternden „Essen Sie! Essen Sie!“ zu begleiten pflegte.

Es war ein fruchtbarer Sommer, dieser erste gemeinsame, der sich nun seinem Ende zuneigte. Der ständige Wechsel von Feuchte und Hitze hatte alles üppig gedeihen lassen und auch den Wassermangel wenig fühlbar

gemacht. Zum Graben und Hacken, zum Jäten und Pflanzen kam nun das Ernten und mit dem Ernten der Verkauf. Nun mußte man öfter den Weg zur Stadt machen, zu Fuß oder zu Rade, um Erzeugnisse anzubieten und neue Bestellungen zu sammeln, eine Tätigkeit, die Tilla bereitwillig übernahm, weil sie weniger hilflos im Umgang mit naserümpfenden Köchinnen, geizigen Pensionsinhaberinnen oder bärbeißigen Küchenchefs war, die, um den Preis zu drücken, immer die Ware bemäkelten. Dieses Herumfahren, Abgewiesen- und Angestarttwerden war mir eine Pein, die ich nur allmählich und nie völlig überwand. Saß ich auf dem Markt zwischen Bäuerinnen und Grünzeugfrauen, die ihre Ware anreißerisch anpriesen, sich nicht scheuten, den Vorübergehenden mit ihren Blumensträußen unter die Nase zu fahren: „Scheen – ni wohr – also wirklich scheen – un so dufte...“ und mit tölpelhafter Koketterie abwechselnd Käufer und Strauß betrachteten, so genoß ich wohl solche Szenen einen Augenblick lang mit Vergnügen und fühlte ein Lachen in mir hochschießen, das gleich darauf in Zorn überging. War ich vielleicht immer noch das Kind, das auf einem schwankenden Ast saß und mit den Beinen baumelte und glaubte, alles Wirkliche trüge sich dort oben zu – ein wenig über der Erde? Das Sitzen auf dem harten Holzbrett von sieben bis zwölf Uhr mittags, unter einer Sonne, die immer unbarmherziger auf das rote Kopftuch brannte, war allein eine Tortur, bei der ich oft den Kopf hängen ließ wie meine von Minute zu Minute welker werdenden Blumen. Schließlich boten die Käufer nur noch ein Drittel des ursprünglichen Preises. Ich zählte die noch verbliebenen Sträuße, machte einen letzten gewaltsamen Versuch, alles zu verramschen und packte schließlich hastig zusammen. Nur fort hier von diesem luftlosen Markt mit seiner sengenden Glut. Ich spannte mich vor das Wägelchen und karriolte durch die Straßen, verschenkte die übrig gebliebenen Sträuße an Kinder, die mir mit offenem Mund nachstarrten. Das Wägelchen ratterte über das Pflaster, ein kaum noch ertragbares Geräusch. Meine Füße, längst der Schuhe und des Pflastertretens entwöhnt, schmerzten. Immer langsamer und müder trottete ich heimwärts, immer unerträglicher wurde das ratternde Geräusch hinter mir. Dann lösten Äcker die Häuser ab. Wieviel Geld brachte ich mit? Noch mal zählen? Nein, weiter. Natürlich war es viel weniger, als wir vorher errechnet hatten. Sollte ich diesen lärmigen Karren, dieses Marterwerkzeug nicht einfach stehen lassen, mich in den Straßen-graben werfen, ausruhen?

War ich schließlich auf dem Feldweg angekommen, flogen die Schuhe von den Füßen. Ich schwang mich auf den Wagen und ließ ihn den abschüssigen Weg hinunterlaufen. Drüben winkte das Häuschen. Und dann hatte mich auch immer schon Michael erspäht, der am Gartentor nach mir Ausschau hielt und nun heranquirlte, blond, süß und strahlend, und am Gartenzaun empfing mich Tilla: „Gut, daß du wieder da bist, Mütterlein!“ Dieses Heimkommen ließ alle Strapazen vergessen. O ich wollte es schon noch lernen, Blumen zu verkaufen, nach der Art der Bäuerinnen, ein wenig blöd und gerissen. Tillas frohgemutes Wesen entband Kräfte in mir, von denen ich bisher nichts ahnte. Und wenn auch eine Stimme, die ich vergeblich zu überhören suchte, mir bisweilen zuraunte, daß auch dies alles vergänglich sei, so hielt ich mich an das Lutherwort: „Wir sind auf dem Wege und müssen verlassen, was wir kennen und haben, und suchen, was wir noch nicht kennen und haben.“ Schließlich war die Erde noch der sicherste Daseinsgrund. Was uns anfeuerte, immer wieder neue Freude und Kraft daraus zu schöpfen, es war, wie ich nun auch erkannt, die Liebe zu diesem unvergleichlichen Stoff, an dem es sich zu bewähren galt. Durchglüht von Sonne, zersaust vom Wind, in jedem Muskel das Gefühl geleisteter Arbeit, legten wir uns jeden Abend schlafen, um am Morgen neu gestärkt an die Arbeit zu gehen. Gut war das Leben und reich.

Herbststürme erschütterten das Häuschen, fauchende Westwinde, mörderisches Toben aus Nord und Ost. Es heulte, klapperte, toste, es pfiß und stöhnte wie eine Klage oder ein urzeitlicher Gesang. Ziegeln rasselten über das Dach, Blumentöpfe gingen klirrend in Scherben. Das kleine leichte Haus bebte und schwankte, an den Wänden schaukelten die Bilder. Es war schön, es war zum Jauchzen schön, noch im Bett den Anprall des Windes zu spüren, nicht anders als ein Vogel in seinem Nest.

Ein wenig sorgenvoll aber sahen wir der Zeit entgegen, wo wir mit dem Verkauf des letzten Porreestengels gänzlich ohne Einnahmen sein würden. Auch ein bislang unbekannter Faktor fing an, eine beunruhigende Rolle zu spielen. Der Dollarstand. Es war nicht recht zu begreifen, warum sich die Mark plötzlich nach dem Dollar richtete und was sich eigentlich dahinter verbarg. Lediglich die Auswirkung dieser geisterhaften Manipulation, die täglich steigende Teuerung, war spürbar. So saßen wir abends bei unserem Petroleumlämpchen und rechneten die zu erwartenden Einnahmen und Ausgaben gegeneinander auf und sannen nach neuen Erwerbsmöglichkeiten. Wenn auch die Resultate nicht sehr ermutigend waren, so schloß Tilla

doch diese Konferenzen immer mit dem tröstenden Zuspruch: „Hauptsache, daß wir beisammen sind. Wir werden uns schon durchbeißen.“

Schon im Oktober meldete sich der Winter mit heftigem Frost an. Mutter Streit war gleich zu Beginn des schlechten Wetters mit Ach und Weh und düsteren Prophezeiungen zu ihrer Tochter in die Stadt gezogen. Nun, man würde ja sehen.

Und eines Morgens blickten wir hinaus in eine weiße Zauberwelt, in der alles gründlich verändert war, Wege und Beete ausgelöscht, Bäume und Sträucher unter weißem Reif erstarrt. Und damit schien alles ein wenig ferner gerückt. Ein Jahr ging zur Neige und hatte uns mitgenommen auf seinem Gang, hatte uns ein wenig weitergetragen von allem Gewesenen und Vertrauten, ein glückliches, ein gesegnetes Jahr. Sorglos hatten wir im Sommer mit den großen Tagen gelebt bis weit in die Nächte hinein und wurden nun ein wenig müde und welk im Herbst. War es nicht in der Kindheit schon so gewesen? Nun uns das Wetter von draußen nach drinnen scheuchte, lebten wir mit Büchern und Musik und mit Erinnerungen, die vor dem inneren Auge aufblendeten wie Bilder einer Laterna magica.

Selten nur verirrte sich jetzt ein Besucher in unsere weiße Einsamkeit. Hohe Schneewehen versperrten den Weg. Die Sonne beschrieb einen kurzen Bogen vom Rande des Waldes bis zum Viadukt, dessen violetter Schatten die einzige Belebung der weiten weißen Fläche war. Wie blanker Stahl stand die Kälte um das Haus. Sie sickerte durch die Wände, von denen sie mit glitzernden Kristallen funkelte, sie spottete aller Krämflaschen und heißen Krüge und ließ noch den Hauch des Mundes zu einer Eiskruste gefrieren bei zwölf Grad Frost in der Mansarde.

Aber trat man am Morgen hinaus in den Garten, über dem wieder neblig die Sonne stand, so dehnte man in ihrem belebenden Anhauch die Glieder, man hatte sich das Recht aufs Dasein wieder neu erworben und ward allem zugehörig in den anhebenden Tag aufgenommen.

Unser Leben fristeten wir mit den Einnahmen aus Botanikstunden, die Tilla an einer Frauenschule gab, und aus Bindekursen für weihnachtlichen Zimmerschmuck, und ich hatte die musikalische Begleitung von Gymnastikstunden übernommen.

Nach Weihnachten saßen wir schon wieder über bunten Samenkatalogen, und im Januar begann es in den Mistbeeten bereits zart und grün zu sprossen. Nicht lange, so hatten Szille und Schneeglöckchen ausgeläutet, und ein wenig später war an Hängen und Hecken der Schlehdorn verblüht.

O Lebensmittag, feierliche Zeit, o Sommergarten!

Wieder spannte sich ein Himmel, blau und unendlich hoch. Weiße Wolken trieben wie Riesenvögel darüber und verloren sich hinter dem Wald, und hinter dem Wald war das Ende der Welt.

Im zweiten Jahr gab uns die Erde schon williger ihre Früchte, ließ unsere Blumen üppiger blühen. Das Häuschen, bewacht von Schwertlilien und Rittersporn und dem strengen Eisenhut, war überwuchert vom grünen Gerank des Knöterich. In schäumender Buntheit breitete sich davor ein Teppich kleinwüchsiger Blumen. Die griesgrämigen Gesichter der Stiefmütterchen schauten mißbilligend auf die ausgefranst Flatterrückchen duftender Federnelken und Kopf an Kopf stand der Shirleymohn, dem der Schlaf aus den Lidern fällt, wenn der erste Sonnenstrahl ihn weckt, und die Malven am Zaun schwangen in weitem Bogen, wenn sich der Wind an sie verschenkte. Wieviel Glück lag im bloßen Anschauen! Glück, das unsere menschlichen Grenzen ins Ungemessene hinausrückt. War es wirklich so ein Weltenabgrund, der Mensch und Pflanze schied? Schwer war es dann, auf die andere Seite des Hauses zu gehen, wo die Tomaten auf einen Dunguß warteten und Raupen von den Kohlköpfen gelesen werden mußten. Aber auch im Tun, wenn die Hände sich rührten, stand der Sinn immer ein wenig darüber, hingegeben der Pracht eines Morgen oder der Landschaft des Himmels, diese sich ewig wandelnde und aus dem Nichts sich erneuernde. Der Traum vom Leben wie es sein sollte – nicht wie es war, er war unausrottbar.

Die unheilvollen Unordnungen auf allen Lebensgebieten, die Dämonie, die sich in unser aller Dasein geschlichen und es täglich mehr und mehr vergiftete, all das Falsche, Unwahre und Böse, das von der Welt unheimlich begünstigt wurde, während Wahrheit und Güte nur noch im luftleeren Raum schwebten, das alles forderte doch Abhilfe, der sich kein Denkender enthalten konnte. Wenn man die Verruchtheit des Weltgeschehens erkannte und sie protestlos hinnahm, vermehrte man selbst das Übel. Aber der Einzelne war zur Ohnmacht verurteilt. Es galt sich einzureihen in die Reihen derer, die ein Gleiches dachten und erstrebten. Wohin war der glühende Atem der Revolution, alle auflodernden Hoffnungen! Die Masse der Menschen war instinktlos und bequem, aber das Bewußtsein ihres Elends machte mich krank und wild. Jede Generation litt, duldete und starb für die nächste, und die unsere besonders war in den Mahlstrom der Zeiten geraten. Wann war es einmal den Menschen vergönnt, die kurze Spanne Zeit, die sie auf diesem Wandelstern wandelten, recht und schlecht zu leben in einer glücklichen Gegenwart? Sollten sie immer nur Dung sein,

nichts als Dung für kommende Geschlechter, die aller Voraussicht nach wieder genau so mißgeleitet sein würden? War die Historie dazu verdammt, ewig ihre krummen Wege zu gehen? Es waren sehr reale äußere Mächte, die die Dinge der Welt leiteten. Aber waren die geistigen Betätigungen weniger real? War nicht alles wahrhaft Neue und Große ursprünglich Utopie?

Von der Notwendigkeit, sich tätig einzuschalten, suchte ich in manchen Gesprächen Tilla zu überzeugen, die sich mehr auf Evolution verließ und die Unfähigkeit der männlichen Gattung Mensch für das Weltgeschehen verantwortlich machte. Wunderbar, was die Herren der Schöpfung aus eben dieser Schöpfung gemacht haben! Anscheinend fehlt es ihnen an der nötigen Ehrfurcht vor allem, was Leben heißt, und die uns Frauen angeborren ist. Wäre es uns verstattet, die Herrschaft der Erde zu übernehmen, würde es mindestens keine Kriege mehr geben. Und wäre das nicht der bemerkenswerteste Fortschritt seit der Ära des Neandertalers? Vielleicht sollte man überhaupt den Dingen ihren Lauf lassen, wenn die bewußte Lenkung zu solchen Zuständen führt. Der blinde Zufall konnte kein größeres Chaos hervorbringen.

Tilla. Sie hatte kein Kind, für dessen glückhaftere Zukunft es sie zu kämpfen drängte. Sie hatte auch nie in einem erfüllten Leben so die Unsicherheit des menschlichen Daseins verspürt wie ich. Auch ließ ihre glücklichere Natur die schlimmen Dinge nicht so an sich herankommen, in denen ich mich ausweglos verstrickte. Sie scheute sich, alles bis zum bitteren Bodensatz zu Ende zu denken, und es war weniger Oberflächlichkeit als eine Art seelischer Hygiene, die ihr das Dasein leicht werden ließ und der sie ihren unvergleichlichen Frohsinn verdankte.

Schwebende Gelassenheit lag wieder über diesen Sommertagen, und es war, als nähme uns jeder Morgen und reichte uns in einem hohen Bogen dem Abend, der Nacht zu. Aber dieser Bogen umschloß die ganze Fülle des Lebens. Es hieß jetzt, noch angespannter zu arbeiten als im Vorjahr. Da Mutter Streit nicht wieder zu uns zurückgekehrt war, war zur Gartenarbeit noch die Hausarbeit gekommen, und der Wettlauf mit dem Dollar nahm bedrohliche Formen an. Nur durch längeres und intensiveres Arbeiten war es möglich, mit ihm Schritt zu halten. Das Tagewerk fing mit der Sonne an und endete erst, wenn die Dunkelheit zum Aufhören zwang. Aber immer noch war es ein fröhliches Spiel der Kräfte. Und wenn wir im aufgeweichten Lehm bis über die Knöchel versanken, naß bis auf die Haut einem Regenguß standhielten oder die Mittagsglut uns Übelkeit verursachte, dann

dachten wir oft unserer schwärmerischen Freunde, die nur bei Sonnenschein kamen und „immer so mit Blumen“ war zu einer stehenden Redensart bei besonders schweren und garstigen Arbeiten geworden.

Nicht lange, und die letzte milde Herbstsonne leuchtete ins müde gewordene Jahr und überglänzte wieder die Tage mit der Verzauberung von etwas Endgültigem, Ewigem. Es währte noch etwas in aller Vergänglichkeit, und so wie es raunt und droht hinter den Dingen, so beschwichtigt und tröstet auch etwas, ein Etwas, das das Irdische verklärt: der leise tiefe Atem des Alls.

Die Felder ringsum waren leer, im Garten stand der letzte Erntesegen. In reglosem Glück steht solch ein goldener Herbsttag, ein Traum, ein Versprechen ohne Gewähr.

Wenn man den Blick von der Scholle hob, bei der Arbeit oder einem Gang über die Felder, von denen nun der bitterliche Geruch der Kartoffelfeuer aufstieg, dann wurden die Wolken wieder zu Riesen mit faustdicken Stulpnasen und grinsenden Mäulern. Drachen und Kobolde führten ins Märchenland, in jene ferne Vergangenheit, in der die Zeit still stand und nur wahre und gültige Dinge geschehen. Ein bunter Traum, ein schönes Spiel, jäh unterbrochen von den Fragen: Wie wird der Winter werden? Wie werden wir durchkommen? Die Teuerungswelle stieg höher, nicht abzusehen, wann sie verebben würde. Für Geld gab es immer weniger zu kaufen. Längst lebten wir von Tillas Vermögen, das nun ein Schuldner nach dem anderen in wertloser Papiermark zurückzahlte. Ein beunruhigender Zustand hatte Platz gegriffen. Die Tage gingen ihren Lauf, nein, sie rasten. Etwas Fiebriges war in ihnen, dem man sich nicht mehr entziehen konnte, wiewohl man, verkrochen hinter Regenvorhängen und Nebelschleiern in einem engen aber guten Beieinander mit dem kleinen Sohn, dem Hündchen Peter und dem Kater Pius, die Sorgen zu verbannen suchte. Das klingende Lachen des Kindes, sein fröhliches Rufen, das allzeit das Haus erfüllte, es war ein Ansporn, auf der Suche nach Arbeit und Verdienst nicht nachzulassen. Schließlich gelang es mir, den Klavierunterricht in einem Mädchenpensionat zu übernehmen, der uns unser winterliches Dasein ermöglichte.

Und wieder stand der Garten in Lilien und Rosen, ein wahrhaft königliches Blühen, das dennoch seltsam beziehungslos zu unserem Leben geworden war. Vielleicht standen wir jetzt manchmal etwas lustlos zwischen den Beeten in der Mittagseinsamkeit, wenn auch der leise wehende Wind

einmal eingeschlafen war und zitterndes Geflimmer die Luft erfüllte. Vielleicht, daß dann ein beklemmender Gedanke sich ums Herz legte und uns schweigsam machte. „Zu tun haben wir ja immer noch genug. Man muß auch alles in Ruhe bedenken“, sagte Tilla in einem Versuch zu scherzen und ließ sich auf den Verandastufen nieder, um den nächsten Augenblick doch wieder Unkraut zupfend vor einem Beet zu knien oder eine Staude anzubinden. Ergriff Unruhe und Mutlosigkeit auch ihr tapferes Herz? Das meine zitterte ja schon lange. Ich sah in rastloser Verlorenheit über die im Mittagsglanz ruhenden Felder und Wiesen. Hinter dem dunklen Waldrand, hinter dem flimmernden Himmelsblau lauerte das drohende Ereignis. Mein Instinkt aber kehrte sich ab von dieser trüben, im Grunde unwahren Realität, in der irdische, wiewohl unfaßbare Mächte ihr freventliches Spiel mit uns trieben.

Wie lange war es her, daß wir einmal vor dem Haus gesessen und den Abendfrieden genossen hatten! Zwingender war nun das Bedürfnis nach Ruhe und Schlaf. Kräfte sammeln! Nicht nachlassen! Arbeiten, um Geld zu schaffen! Und doch reichte die bis zum Letzten ausgegebene Kraft nur für Margarine und Kohlen. Täglich stiegen die Lebensmittel um das Doppelte und mehr. Obst und Gemüse tauschten wir gegen Brot und Milch, die Kleider wurden gewendet oder aus selbst gefärbten Bettüchern genäht. Für eine zurückgezahlte Hypothek konnte sich Tilla gerade noch ein Paar Schuhe besohlen lassen, und für mein Kind erstand ich ein Paar in der „Brockensammlung“, einer Art Wohltätigkeitströdeladen. Von den Einkaufsgängen in der Stadt trottete ich immer müder und verzweifelter heimwärts. Wenn sich auf der Straße Menschen zu mir gesellten, graue Elendsgestalten Brueghel'scher Prägung, mich verstohlen am Arm zupften, mir den Weg verstellten, unversehens aus einem Gebüsch auf mich zutraten: „Denken Sie nur – haben Sie schon gehört, ab morgen kostet das Pfund Brot zehn Mark! Von vier auf zehn gestiegen!“, oder aus einem Hausflur eine welke Hand nach der meinen haschte, durchschauerte es mich. Hatte ich nicht als Kind schon gefürchtet, daß mich solch eine Hand hineinziehen könnte in irgendwelche argen Sachen? Spürten sie, daß ich eine der ihren war, trug ich es schon sichtbar, das geheime Zeichen, das mich allen kenntlich machte? Ich wußte nun längst, was ein Stück Brot, ein Sack Kohlen wert war. Hatte es wirklich eine Zeit gegeben, in der ich dachte, daß sich diese Dinge von selbst oder doch mit einem geringen Aufwand an Mühe erledigen würden? Aber daß sie so alles beherrschend wurden, alles Fühlen und

Denken in Anspruch nehmen – das wiederum konnte auch nicht ihr Sinn sein.

Der Klavierunterricht, der uns im Winter das Dasein ermöglicht hatte, mußte nun auch im Sommer durchgehalten werden, wenn wir in der erwerbslosen Zeit nicht erneut vor dem Nichts stehen wollten, obgleich der halbtägige Ausfall meiner Arbeitskraft im Garten uns vor fast unlösbare Aufgaben stellte. Da das Honorar aus diesen Stunden zudem täglich wertloser wurde und nur schwer und in längeren Abständen zu steigern war, sahen wir uns gezwungen, tagsüber noch kleine Kinder in Verwahrung zu nehmen und das größere Giebelstübchen an erholungsuchende junge Mädchen zu vermieten.

Die kleinen Gäste, keineswegs gesonnen, sich mit der fremden Umgebung klaglos abzufinden, brüllten vor Heimweh, liefen über frisch gepflanzte Beete, rauften sich in verbissenen Knäueln oder kletterten heimlich über den Zaun und konnten erst nach mühevoller und aufregender Jagd wieder eingefangen werden.

Junge Mädchen kamen, die schlank und andere, die mollig werden wollten, höhere Töchter, die auf der Suche nach einem kompromißlosen Leben waren, und solche, die plötzlich entdeckten, daß sie ein Kind bekamen. Ältere Damen, die nachts von Fassadenkletterern phantasierten und uns aus dem wohlverdienten Schlaf scheuchten oder uns des Giftmordes beschuldigten, wenn sie Leibweh hatten. Manche kehrten auch gleich an der Pforte wieder um, ohne erst aus der Droschke zu steigen, die im aufgeweichten Feldweg versank.

Da der Sommer viel kühles und regnerisches Wetter brachte, wurde die Enge im Häuschen bedrückend. Und von Tag zu Tag wurde es schwieriger, diesen Gästen, für die es anscheinend keine Inflation gab, eine ihren Ansprüchen genügende Kost zu verabreichen. Wählerisch nippten sie an dem Dargebotenen, um dann die eigenen Delikatessen herbeizuholen, Dinge, die für uns längst zur Legende geworden waren.

So stülpte sich die Last der verworrenen Zeit wie eine Glocke von Stahl über uns, die uns kopfüber kopfunter zu einem jähen und gewaltigen Sturz ins Nichts zu reißen drohte. Und wir klammerten uns an dieses Stück Erde, als könne es uns vor dem Sturz bewahren, nur von dem Wunsch besessen, hier weiterhin unser kärgliches Stück Brot essen zu dürfen, in einer Freiheit, die uns aller Opfer und Mühen wert war. Und so warfen wir uns jeden Tag von neuem in die Sielen. Einmal mußte ja das Hexeneinmaleins zu Ende gehen. Nur nicht nachgeben! Nur ausharren in jenem „ich lasse dich

nicht..." Und hatte es uns nicht schon gesegnet, dieses kleine friedvolle Eiland? Wie mochte es in den Städten zugehen!

Manchmal rissen wir uns gewaltsam aus Erlahmung und Niedergeschlagenheit, versaßen einen Nachmittag bei den Felsenhöhlen von Buchfart, kauten unser mitgebrachtes Brot und warteten vergeblich, daß die Freude über diese freien Stunden, die wir uns gegönnt, unsere Herzen mit neuem Schwung beflügeln würde. Oder es schenkte uns einer unserer mit ausländischer Valuta gesegneten Freunde ein Opernbillet. Aber die Musik rauschte über uns hinweg. Viel zu laut und lärmend tönte noch in uns, was erst zur Ruhe kommen mußte. Auch war uns der Sinn für diese Art Heiterkeit und Eleganz, wie sie sich auf der Bühne entfaltete, abhanden gekommen. Die Köpfe der Menschen unter mir im Parkett erinnerten mich an dick bestandene Spargelbeete, und während vor den müden Augen schon wieder der neue Margarinepreis flimmerte, fiel ich in einen milden Schlaf.

Wieder seufzten die Tage unter der Gewalt des Sturmes. Schon war der Wald schütter geworden, und durch seine lichtereren Wipfel funkelten die Sterne. Dachte man noch der Zeit, da zärtlich wehendes Grün um die dunklen Stämme gespielt, die Sonne mit blinkenden Schwertern durchs Geäst gestochen und der unermüdliche Lockruf des Pirols alle anderen überschrie? Viel Zeit schien seitdem vergangen. Nun strichen Krähen mit schwerem Flügelschlag über das Feld und hockten mißtönig krächzend auf dem Zaun. Wolken jagten, vom Winde gepeitscht, tief und verhangen über das Land, das sich unter dem grauen Bahrtuch der Nebel in Schlaf und Schweigen duckte.

Wir saßen drinnen über Schreib- und Näharbeiten, schlecht entlohnten. Umgerechnet waren es Bruchteile von Pfennigen. Der Dollar stand auf vierzigtausend. Milch, Butter, Fleisch und Eier waren unbekannte Dinge geworden.

Am Abend saßen wir und rechneten, grübelten und planten. Wenn Tilla mit energischer Hand, aber zusammengekniffenen Lippen die langen, mit Nullen verzierten Rechenkolonnen durchstrich, die sich so gar nicht zu einem befriedigenden Ergebnis fügen wollten, so lautete ihr Schlußwort immer noch: „Irgendwie werden wir uns schon heraushauen, Hauptsache, daß wir beisammen sind!“

Aber begann nicht auch ihr dieser Trost schon fragwürdig zu werden, wenn er auch noch mit dem gleichen zuversichtlichen Blick und Händedruck verbunden war? Ging das Wort Trennung nicht wie ein Gespenst zwischen uns um, dieses Wort, das keiner zu nennen pflegte und wagte.

Denn nun hatte uns der Pachtherr das Land gekündigt, das wir in dreijährigem hartem Ringen erobert hatten, um es für sich auszunutzen. Zwar blieb uns reichlich ein Jahr Zeit – Zeit, in der sich manches ändern konnte, schließlich auch einmal zum Besseren hin, wie Tilla in ihrem Optimismus meinte, dennoch aber empfanden wir es beide als eine neue ungeheuere Bedrohung. Was war ein Jahr im Trubel der Geldraserei, wo jeder seine Sachwerte festhielt und kein Stück Land feil war. Dennoch waren wir nun täglich abwechselnd unterwegs, kein Wetter scheuend, zu Fuß, zu Rad oder mit der Bahn, um Ausschau zu halten und dieses oder jenes zu besichtigen. Es bedurfte keines großen Scharfblickes, um zu entdecken, daß in den spärlich angebotenen Objekten der „Wurm saß“, daß die Obstbäume alt und krank, daß keine Absatzmöglichkeiten bestanden, daß an einem Haus der Giebel einzufallen drohte, in einem anderen der Schwamm saß.

So war dieser Winter mehr noch als der vorausgegangene von Sorgen verdüstert, und auch mit der steigenden Sonne wollte der Druck nicht weichen, der spürbar über allem lag und sich täglich verstärkte. Alles wankte, alles war ins Gleiten gekommen. Manchmal kam mich eine fast unbezwingbare Lust an, mir mit den Händen ein Loch in die Erde zu scharren, nur einen Platz haben, von dem man nicht vertrieben werden konnte! Selbst über die Nächte legte sich die kummervolle Gegenwart und vergiftete den Schlaf. Alpdruckhafte Beängstigungen, lemurenhafte Gebilde würgten mir den Atem.

Wohl bestellten wir noch einmal im Frühjahr unser Land, aber über all unserem Tun schwebte nun das unerbittliche „zum letzten Mal“. Noch eine Saat, noch eine letzte Ernte, und die Versuchung wuchs, es den Vögeln unter dem Himmel gleich zu tun, die weder säen noch ernten. Im Gefühl unserer absinkenden Kraft, unserer Ohnmacht gegen die sich immer rasender drehenden Windmühlenflügel, entfiel nun manchmal das Werkzeug den Händen. Wir reckten die Arme und bogen den schmerzenden Rücken gerade, entschuldigten plötzliche Unlust mit „Sonnendrall“, und das Bedürfnis, einmal unter Menschen zu gehen, um von allem Abstand zu gewinnen, war dann unabweisbar.

Aus der Kantine des „Bauhaus“ drang schon von weitem verworrenes Tosen, vom Dröhnen der Fußpauke rhythmisch unterbrochen. Es schwoll zum Orkan, wenn man in die Nähe kam, und beim Öffnen der Türe wurde man von der Brandung des Jazz fast umgeworfen. Hallo und Geschrei begrüßten jeden Eintretenden. Alle tanzten hier barfuß – ein ungewöhnlicher

Anblick – und es war nicht zu erfahren, ob aus Gründen einer neuen Weltanschauung oder neuer Schuhpreise. Auch wir wollten uns dem Rhythmus, der wie Feuer in die Füße fuhr, willig überlassen, alle Sorgen einmal in dieser bacchantischen Lust vergessen. War es Sünde, einmal froh zu sein, wenn man jung war, mit anderen Jungen, die schließlich die gleichen Sorgen vertanzten? Aber nun saßen wir doch an den Wänden herum, starrten in den Wirbel dieses ausgelassenen Treibens, das das aus den Fugen geratene Dasein so recht sinnfällig machte und zu dem wir doch im Innersten keine Beziehung hatten. Tanz auf dem Vulkan, Taumel und Auflösung, fiebrige Lebensgier. Vor dem inneren Auge erstand das Bild der dunklen schweigenden Erde, über die die Sterne gingen, und des schlafenden Kindes in dem einsamen Haus. Nur fort! Nur heim! Dieses Ausweichen und Sichbetäuben haßte ich bei mir noch mehr als bei anderen. Man soll sich selbst standhalten bis zum Letzten. Wenn das äußere Gefüge zusammenzustürzen droht, muß sich die innere Festigkeit umso stärker bewähren. Und was half es besser, den sinkenden Lebensmut neu zu beleben als die Berührung mit der Erde. Noch immer hatte sie gegeben, nie trog sie. Erst in solchen Zeiten erkannte man ihre ganze Verlässlichkeit. Und ihre immerwährende Härte ist ihre große Weisheit, die erste und letzte Lehre, die sie jedem gibt, der sich ihr anvertraut.

Wie sehr das wirtschaftliche Chaos die Menschen auch in ein seelisches stürzte, wie sie, jeden Haltes entbehrend, in diesem allgemeinen Untergang nach Strohhalmen griffen, das bewiesen die zahlreichen Bußprediger, die Lebens- und Sittlichkeitserneuerer, die nun auftauchten und einen Zulauf fanden, den sie weder vorausgeahnt, noch zu bändigen wußten. Die seltsamsten Weltanschauungen kamen zu einer Entfaltung, die gleichsam Führer wie Angeführte überrannte.

Ratlos in Angst und Hilflosigkeit griffen die Menschen gierig nach diesen Krückstöcken, mit deren Hilfe sie die krausesten Wege wandelten. Die neuen Propheten, die der fiebergeschüttelten Menschheit jenseitiges Glück oder diesseitigen Glückersatz versprachen, fanden offene Ohren und Herzen, ob nun ihr Ruf „Tut Buße!“ oder „Lebe dich aus!“ hieß.

Da tanzte einer dieser Seelenfänger mit einer Schar langmähniger Jünglinge auf Märkten und Plätzen zu Klampfe und Flöte, und wo er sich sehen ließ, wurde das Volk von einem Rausch der Begeisterung erfaßt, der keine Grenzen und keine Parteien mehr kannte. Ein Freudentaumel, so sinnlos und penetrant wie der von 1914. Und ich dachte, daß es mir leichter wurde,

mich im Unglück mit diesem merkwürdigen Volk, dem ich angehörte, einig zu fühlen, als in seinen Glücksräuschen, die immer zur Unzeit auszubrechen schienen und jeder vernünftigen Grundlage entbehrten.

Männer und Frauen, Kinder und Greise tanzten, hopsten und drehten sich nach einer Schalmey, Freudenzähnen im Auge fielen wildfremde Menschen einander in die Arme. Immer größere Kreise wurden ergriffen. Die Kirchen öffneten sich ihm, er tanzte, flötete und predigte auch hier, und die Kirchen faßten nicht die Menge derer, die seinen Verkündungen atemlos lauschten.

Er war der neue Heiland, der Weltverbesserer. Ehrbare Jungfrauen kamen zu ihm, mit dem Schrei: „Meister, ein Kind von dir!“ Und da sie nicht vergeblich baten, ließ das „Kreuzige ihn!“ auch nicht lange auf sich warten.

Ein anderer, ein fatter Heiliger in härenem Gewande, einen Strick um den Leib, das Gesicht unter einem machtvoll wallenden Bart versteckt, redete auf Straßen und Plätzen, an eine Laterne gelehnt oder von seinen Jüngern auf die Schulter gehoben. Der Verkehr stand still. Männer vergaßen den Dollarstand, Frauen den Butterpreis. Die Straßenbahnen hörten auf zu klingeln, Autos stoppten, und selbst die Polizei senkte in versöhnlicher Neugier ihre Gummiknüppel.

Mit drohend geballter Faust schmetterte er sein „Wehe euch!“ über die sündigen Häupter, und nach dem alten wirksamen Rezept: Bühnenpathos abwechselnd mit Gassenjargon, sprudelte er ein Gemisch von Gemeinplätzen und verschwommenen mystischen Zusammenhängen, von Bibelworten, Berliner Lokalausdrücken, falschen Goethezitaten und Unflätigkeiten. Er redete gegen Autofahren und Religionslosigkeit, gegen Lippenstifte, Klassenjustiz, Brotpreis, gegen flache Dächer, für flache Dächer, von der reinen Ursprünglichkeit des Seins als solches und von der Heilung venerischer Krankheit. Er beschwor Gott und alle Engel, schrie, weinte, schluchzte, wischte sich mit einem großen Taschentuch die Ströme von Schweiß von Gesicht und Hals und konnte kein Ende finden. Aber die ernsthaftesten Leute hörten ihm zu. Vielleicht legten die Hörer auf den Inhalt seines Geschwätzes gar keinen besonderen Wert. Es genügte wohl, daß da vor einer Menge Unzufriedener einer stand, der sie führen wollte, der schimpfte wie sie und alle ihre unbestimmten Sehnsüchte zu verwirklichen versprach. Ein Volk erwartete seinen Führer! Noch waren es harmlose Vorläufer desjenigen, der – von gleichem Geiste – eines Tages schicksalhaft werden sollte.

Dollarstand, fünf, sechs, sieben Millionen! Geld, am Morgen eingenommen, mußte sofort in Ware umgesetzt werden, am Nachmittag war es bereits wertlos. Blumen und Früchte, das Wunder einer Krönungskrone, das Blau des Rittersporns, Körbe voll duftender Erdbeeren – an allem interessierte nur noch der Preis. Man zählte am Morgen das über Nacht Erblühte und Gereifte, errechnete den Marktpreis und zählte am Abend den Fehlbetrag, um wieder einem neuen Morgen entgegenzufiebern. Immer quälender spulten die Sorgen in den Schlaf. Von den astronomischen Ziffern blieben nur die Nullen, die sich als würgende Schlangen um den Hals legten, als rasende Räder zermalmend über den Körper gingen. Manchmal, vom eigenen Schrei geweckt, fuhr ich auf, lief zum Bett meines schlafenden Kindes, stand am Fenster und sah in die Nacht, die wie ein sanft wogendes Meer den Garten füllte, fühlte mich von einer Macht umfassen, stärker als alle irdische Gewalt. Wann und wo hatten die Äußerungen des menschlichen Lebens ihre Natürlichkeit verloren? Es mußte schon lange her sein. Die Menschen führten ein Ersatzleben, und der dämonische Hokusfokus der Inflation war sein gesteigerter Ausdruck.

In dieser Zeit lernte ich in der „Liga für Menschenrechte“ Elisabeth N. kennen, die Frau des Revolutionärs Theo N., dessen mutigen Kampf gegen das Alte und Morsche ich schon lange mit großer Anteilnahme verfolgte. Es entwickelte sich eine Freundschaft zu diesen beiden vortrefflichen Menschen, die sich dreißig Jahre lang in Freud und Leid bewährte, bis zu jenem fünften Februar im Jahre des Unheils, an dem er sein Leben unter dem faschistischen Terror lassen mußte. Ihm verdanke ich, daß sich meine von Instinkt und Gefühl bestimmte politische Überzeugung in eine bewußte wandelte.

Frühe Herbststürme warfen sich wieder gegen das zitternde Haus und der Wind fegte dürre Blätter zusammen. Dollarstand hundert, dreihundert, vierhundert Milliarden! Und das Suchen nach einer neuen Lebensmöglichkeit nahm kein Ende. Um eine Ernährungsgrundlage zu haben, hatten wir uns in diesem Jahr auf Selbstversorgung umgestellt. Das Land, in drei Teile geteilt, wurde mit Kartoffeln, Gerste, die wir gegen Mehl, und Mohn, für den wir Öl eintauschten, bestellt.

Nacht für Nacht wurden jetzt die Felder von hungrigen Städtern heimgesucht. Es raschelte in den Rübenblättern, schattenhafte Gestalten hockten in den Kartoffelschlägen, man hörte das Krachen herabschlagender Äste, das Fällen von Bäumen drunten an der Ilm. Der Nachbar legte Schlingen für die Hasen, und oft knallten im Morgengrauen Schüsse. Diebstahl, Raub

und Mord geschah in den Nächten, die nun beunruhigt waren von Gedanken an Überfall und Gefahr. So gut es ging, schützten wir uns mit Riegeln, Ketten und Fensterläden, wenn auch im Ernstfall ein Tritt gegen die morsche Tür genügt hätte. Tilla schlief mit dem rostigen Revolver unter dem Kopfkissen, und keinen Abend mehr gingen wir schlafen, ohne bange zu denken, was uns wohl die Nacht bringen würde.

Als der Winter hereinbrach – viel zu früh für unsere knappen Heizvorräte, gingen auch wir hinunter zum Fluß und sägten Bäume ab. Der Wind blies den Schnee durch die Ritzen der von der sommerlichen Hitze ausgedörrten Tür bis in die Mitte des Zimmers. Wir kauerten mit hochgezogenen Beinen um den lauwarmen Ofen, auf dem immer ein Eimer mit Schnee zum Tauen stand. Malzkaffee und Brombeertee mit Schneewasser waren zwar fragwürdige Genüsse, aber ein paar Körnchen Salz verbesserten den faden Geschmack, und wer fragte noch nach Genuß! Kartoffeln und Gemüse waren fettlos gekocht, das Brot ein Gemisch aus Kartoffeln und – wie man sich zuflüsterte – Sägemehl. Dazu gab es Marmelade aus Ebereschen und Möhren oder „Kunsthonig-Ersatz“. Das Kind bekam die Rationen an Butter und Milch, soweit wir sie kaufen konnten.

Abends saßen wir still und gedankenverloren um unser Lämpchen. Das Bewußtsein der weiten weißen Einsamkeit machte den kleinen Raum zu einer traulichen Zuflucht. In den Ecken spann die Dämmerung graue Fäden. Das Ersatzpetroleum erhellte nur gerade notdürftig den Tisch, und das schwache Flämmchen wurde noch, um teuren Spiritus zu sparen, zum Teekochen ausgenützt. Auf einem hohen wackeligen Drahtgestell – eine der vielen Noterfindungen der Zeit – saß ein Aluminiumtöpfchen mit Wasser. Es dauerte Stunden, bis es sich zum Sieden bequemt, man mußte den Atem anhalten, nicht die geringste Bewegung machen, damit der Aufbau nicht zusammenfiel. Aber es kam bei alledem weniger auf den Endeffekt, den Tee an. Dieses Um-die-Lampe-Sitzen und in das rötlich-gelbe Flämmchen Starren, das Warten auf das Geräusch des Wassers, die Sparsamkeit unserer Bewegungen und das Prickeln in den Nerven, womit man das Umfallen erwartete, das alles lenkte unsere Gedanken auf eine sanfte und beharrliche Weise vom Wesentlichen ab, von den bohrenden Gedanken: Was wird? Dollar: siebenhundert Milliarden!

Mit Nähen und Flickern verdienten wir etwas Geld. Tilla brachte ganze Körbe voll zerrissener Weißwäsche nach Hause. Die Bezahlung war freilich eine elende, so gut es ging, nahmen wir Nahrungsmittel in Tausch. Ich ging

in die Wohnungen der Leute zu Flick- und Umänderungsarbeiten. Manchmal mußte aus unzähligen Flickern erst ein entsprechendes Stück Stoff hergestellt werden, zu einem Kinderkleid oder einer Schürze, und mit dem Mut der Verzweiflung schnitt ich in neue teure, nur auf Bezugsschein erhältliche Stoffe. Aber ich freute mich von einer Mahlzeit auf die andere, denn die Leute schienen auf eine geheimnisvolle Weise von der Inflation unberührt zu sein. Das Essen war so, wie ich es kaum im Elternhaus gehabt, und was ich unbemerkt in meiner Tasche davon verschwinden lassen konnte: ein Ei, die Wurst vom Brot oder eine Apfelsine, brachte ich mit nach Hause. Könnte man nur gleich den Tieren einen Winterschlaf halten! Täglich gingen wir früher zu Bett und standen später auf. Jeder Atemzug kostete Geld.

Als Hausgast hatten wir einen Mann aufgenommen, einen älteren, finsternen und wortkargen Gesellen mit trübe flackerndem Blick und einem Kinn voll grauer Bartstoppeln, der sich als Nachtredekteur ausgab. Abends, wenn wir uns schlafen legten, ging er fort, und morgens, wenn der Tag graute, stolperte er mit Ächzen und Gepolter an unserer Kammertür vorbei, daß wir immer erschrocken auffuhren und Tilla die Waffe in Anschlag hielt, bis sich die Türe hinter ihm geschlossen. Tagsüber schlief er einen anscheinend qualvollen Schlaf, ständig unterbrochen von einem ächzend hervorgestoßenen gereizten „Ja – jaa – jaa-a“, das durchs Haus schallte, daß uns beklemmende Seufzer entfuhr, und wir überlegten, ob wir einen Kriminalisten oder einen Psychiater herbeirufen sollten. Wahrscheinlich aber nahm er während seines Schlafes noch Telefongespräche ab, denn er war wirklich Nachtredekteur bei der Telegrafien-Union, kein Mörder oder entsprungener Irrer.

Schließlich war es nicht mehr zu umgehen, ich mußte mich um öffentliche Unterstützung bewerben und ging nun „stempeln“. Es rettete uns vor dem Untergang. Ich tat Pflichtarbeit auf dem Friedhof und im Park, schaufelte Schnee von den Wegen, putzte in irgendwelchen Gebäuden Fenster oder las mit anderen Frauen in einem städtischen Keller faule Kartoffeln aus. Vielleicht hätte ich mich durch Ausreden von diesen Arbeiten befreien können, aber sie berührten mich im Grunde nicht mehr, wie einst auf dem Bauernhof, wo ich wegen solcher „Erniedrigungen“ in Tränen ausgebrochen war. Inzwischen war etwas herangereift, eine Überlegenheit, durch äußere Dinge nicht mehr zu erschüttern. Es war eher eine Art Neugier in mir, das Dasein bis auf den Grund zu erfahren. Nach unten schien es keine Grenzen zu geben, da war das Leben bodenlos.

Die Mark hatte ihren tiefsten Stand erreicht. Dann waren wir von den Milliarden und Billionen wieder zur Goldwährung gekommen – ein Erwachen aus wüstem Traum. Der Zahlentaumel, dem wir wie einer Naturkatastrophe ausgeliefert waren, war aus. Es war kaum zu fassen, daß eine Mark wieder den Wert einer Mark haben sollte. Es war ein Wunder. Ein Wunder war es auch, wie arm wir geworden waren. Wir zählten unsere Barschaft – fünf Mark waren unser ganzer Besitz!

Noch einmal sahen wir es Frühling werden über den winterlichen Äckern, aber wir hatten kein Teil mehr an dem Stück Land, das wir in vierjähriger Arbeit erschlossen hatten. Dunkel und schweigend stand der Wald, und der Duft des frühen Laubes und der offenen Erde brachte eine Fülle von Verheißungen, die das Herz unruhig machte. Einen Monat lebten wir vom Verkauf wilder Taubnesselblüten, die wir an Wegen und Rainen suchten und in einer Apotheke zum Verkauf brachten. Und eines Tages war es da, das Ende, gefühlt und gefürchtet seit langem. Des Dahinvegetierens müde, gaben wir unsere Selbständigkeit auf und suchten nach bezahlter Arbeit. Tilla nahm eine Stelle als Gartenbaulehrerin in einem Landerziehungsheim an. Sie ging nicht allein, sie nahm Michael mit. Die gute Schule, die er dort genießen konnte, und der Trost, ihn weiterhin in der Obhut der Freundin zu wissen, versöhnten mich mit dieser Trennung, so schwer sie mir wurde.

Ich selbst fand durch einen jener glücklichen Zufälle, die in unserem Leben so selten geworden sind, Arbeit in einer großen Klinik.

Mein Blick ging durch das Fenster auf ein Stück zartblauen Herbsthimmel, auf weinberankte Hauswände, die sich rötlich färbten, über einen mit grünen Bäumen bestandenen Garten, in dem sich Kranke in blau-weißen Anzügen ergingen und zu einem kleinen Mädchen, das dazwischen seine Spiele spielte. Das alles hatte einst die Tage der Kindheit umfaßt mit lebendigem Glanz, mit einmaligem, ganz unnennbarem. Und mir war, zurückschauend auf das durchmessene Stück Leben, als hätte ich auf meiner Wanderung einen Kreis vollendet und sei zum Anfang meines Lebens zurückgekehrt. An äußerem Besitz hatte ich nichts gewonnen – aber hatte ich je solchen erstrebt? War es mir nicht von jeher um etwas Anderes gegangen, um ein volles und wesenhaftes Leben? Das aber war mir zuteil geworden, wie ich tief innen spürte. Der schwere Einsatz hatte sich gelohnt. Ich hatte mich und mein Kind durch eine kranke und verwirrte Welt gesteuert, in einem Kampf, der keine lauten Siege kannte, in dem es nur darum ging, sich in allen Erschütterungen zu behaupten. Wie alle Armen hatte ich dabei

die Welt in ihrer wahren Gestalt, die Wirklichkeit in ihrer eisigen Herrlichkeit entdeckt. Das Bewußtsein, meinem inneren Gesetz treu geblieben zu sein, dem Gesetz, wonach ich angetreten, erfüllte mich mit Freude und Dank an das Leben und gab mir Kraft und Zuversicht für die neue Arbeit, an der es sich nun zu bewähren galt, die Arbeit an kranken Menschen, gleich wesentlich und lebendig wie die an der Erde. Ein Kreis hatte sich gerundet. Aber dieser Weg im Kreis war kein sinnloser gewesen. Das Leben hatte mich ein gut Stück weitergeführt. Unaufhaltsam treibt es weiter. Wer weiß um das Geheimnis irdischer Wanderschaft? Wer weiß, warum wir leben und uns mühen und was uns am Leben und Mühen erhält? Wir kennen nicht die Absicht, die das Leben mit uns verfolgt. Manchmal scheint es, daß es uns erziehen will und uns gerade in den Eigenschaften Bewährung auferlegt, die es uns nicht mit in die Wiege gab.

Denke ich heute der Tiefurter Jahre, der schönsten, der glücklichsten und reichsten meines Lebens, so fühle ich mich wieder vom Hauch jenes fächernden Windes umspült, vom Duft eines tausendfältigen Blühens, dem Rausch von Farbe und Form hingegeben, der aus diesem Blühen aufbrach. Ich meine, wieder die Glut der Sonne zu spüren, die wie Fieber im Körper brannte und die kühlenden Regenfluten, denen ich mich hingab, wie die Pflanzen des Landes, fühle mich eingebettet in das große naturhafte Geschehen von Blühen, Fruchttragen und Vergehen, denn alles Erlebte wird zum unverlierbaren Besitz und „das, was durch uns hindurchgeht, ist das Wirkliche, nicht wir selbst.“



Lisa Heise, Jena 1934



Ihre Dachgeschoßwohnung in der Jenaer Melanchthonstraße



Der Sohn Michael Heise, um 1930



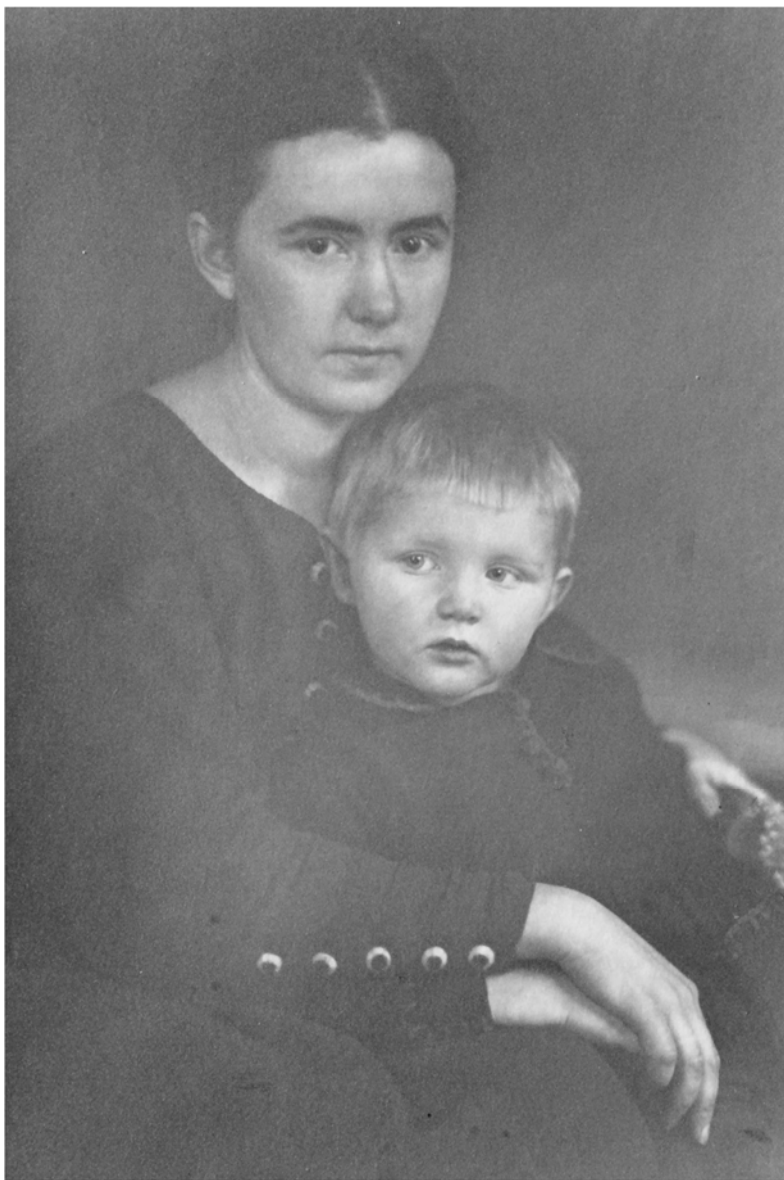
Auf dem Darß bei Prerow in den 1930er Jahren



Mit Michael und Thekla Mulert (von links) vor dem Haus in Tiefurt



Umschlag eines der Rilke-Briefe



Mit Michael, 1920



Weimar 1925



Wohnhaus am Altstädter Kirchplatz in Hofgeismar, Ende 1916



Im Inneren des Hauses



Mit Wilhelm und Michael, 1918



Die Eltern Wilhelm und Margarethe Schmidt, ca. 1892



Lisa mit den Brüdern Kurt Wilhelm und Karl Hugo (von links), 1904



Als junges Mädchen, um 1910

Bildquellen: Der Umschlag des Rilke-Briefes Deutsches Literaturarchiv Marbach, alle anderen Abbildungen Christoph Heise.

Laterna magica

Nun da ich alt bin und mein Leben sich seinem Ende zuneigt, ist in den Nächten, in denen so viele vergangene Jahre lebendig werden, auch meine Kindheit wieder da. Niemals war sie ja ganz vergangen. Und was an Wesentlichem kam eigentlich noch hinzu? Unverrückbar steht sie vor dem inneren Auge, mit ihrem Glanz und ihrer Schwermut und der geheimen und berauschenden Süße, leuchtend in der Gloriele jenes tiefen Geborgenseins in der Schöpfung, das so nie wiederkam und das wohl auch ihr eigentlichstes Wesen ist.

Nein, nichts davon ist vergangen, und wie weit und wirr auch die Wege und Umwege waren, die das Leben führte, sie mündeten alle wieder dort hin zurück, damit man sich vollende nach dem Gesetz, nach dem man angetreten.

So will ich auf diesen Blättern versuchen, noch einmal die verklungenen Töne aufrauschen zu lassen, die in meinen Ohren fort und fort klingen. Die zarten und leisen, wie sie vornehmlich in den Dingen lebten und wirkten, in den Gärten, den Blumen, den Jahreszeiten und den Träumen und all dem Unnennbaren, was das Herz bewegte und mit so tiefer Daseinslust erfüllte.

Aber auch das frühe Wissen um das Leid der Welt klingt wie ein dunkler Celloton darin und der dumpfe Trommelwirbel des Todes, der in meine Kinderjahre seinen harten und unerbittlichen Rhythmus schlug. Das alles mischt sich zu einer harten Symphonie, die in mir nachklingt und der ich lauschen muß, so lange ich atme. Nichts, was in ihr schwingt und klingt, ist verweht.

Ich habe es ein Menschenalter mit mir herumgetragen. Ich habe niemand davon erzählen können, denn immer war es, als gäbe es, wie schon damals, auch später keine Worte, die darüber auszusagen vermöchten. Aber alle Kraft, die ich im Leben einzusetzen hatte, speiste sich aus diesem unangerührten Vorrat, der ständig wuchs und zunahm in Dunkel und Schweigen und wie eine Glocke in mir dröhnte, so gewaltig und voll.

So ungewöhnlich auch diese Kindheit war, was die äußeren Umstände anlangt, so viel Schwermut und Ängste sich in ihr sammelten, ausgelöst von all dem Unverständlichen, das das Haus bereithielt, so habe ich dieses Haus doch geliebt und es von frühe an als ein besonderes Schicksal empfunden. Zwar nicht so klar, wie ich es heute ausspreche, aber doch wie etwas, das mir auferlegt war unter allen anderen, eine Verpflichtung, der

man sich nicht leicht entziehen konnte, und deshalb würde ich diese Kindheit kaum gegen eine andere, leichtere, frohere, eine gleichgültige Allerweltskindheit eingetauscht haben, hätte diese Möglichkeit bestanden. Aber sie bestand auch nicht. Es blieb gar keine Wahl. Und so ist es müßig, darüber nachzudenken, ob eine solche Umgebung für ein Kind mehr Schaden als Nutzen stiftete, ob von dem traurigen Haus oder seinen fröhlichen Gärten die stärkere Wirkung ausging. Da hat eins das andere bedingt, und eins ist ohne das andere nicht zu denken. Dunkelten hier tiefere und schwerere Schatten, als sie gemeinhin auf ein Kinderdasein fallen, so waren ja auch die Freuden, die hier aufblühten, von einer anderen Art. So will es mir wenigstens heute scheinen. Und ich weiß, daß mein Herz schon damals so empfand.

Alle ungemäßen Dinge, die weit über mein Kindsein hinausgingen, sie kamen mir bedrohlich nahe und sie mußten geleistet werden. Denn mit dem Ablehnen war es nicht getan. Sie waren hartnäckig im Verfolgen, im Nichtloslassen. Man mußte sie bezwingen auf die eine oder andere Art, damit man Ruhe vor ihnen fand. So verlangten sie ständig eine Art größeres Dasein, als die Jahre, die ich zählte. Es war schwierig und so, als ginge man beständig auf Zehen und langte mit den Armen über sich und streckte sich in allen Gelenken, um etwas zu greifen, das viel zu hoch lag.

Da steht es wieder vor mir, das nüchterne kahle große Haus, von dem alles ausging. Düster, geheimnisvoll und fluchbeladen, dem ein Gemisch von Furcht und Grauen anhaftete, ähnlich dem Schinderhaus draußen am Fluß, das von allen gemieden wurde und das doch mein Zuhause war, ebenso glühend wie schmerzlich geliebt, in dem ich aufwuchs und groß wurde und das mir, außer jenen viel zu frühen Einblicken in die Dunkelheiten des Lebens, auch alle Freuden gab, an denen ein Menschenherz wächst.

Nun ist's, als wollte eine unsichtbare Hand es aus dem Dunkel heben, in dem es so lange ruhte und seine Schwere, seinen Glanz und seine Fülle bewahrte.

Ob es mir gelingt, noch einmal alles zu beschwören und glaubhaft zu machen? Damit es auch dem, der es nicht in seiner Seele hegt und trägt, mehr ist als ein verwischtes, verblichenes Bild, über das die Jahre und die Zeiten hingingen und es mit Staub und Dunkel überzogen, während es doch in mir das magische Hell-Dunkel eines Rembrandt-Bildes bewahrte, mit seinem nur ihm eigentümlichen Zauber. Es ist gewoben aus Blut und Tränen, aus Angst und Gebeten wie aus Liedern und Träumen, aus bunt

leuchtenden Blumen und dem grünlichen Licht, das durch die Laubkronen alter Baumriesen troff. Lust und Freude wie Not und Untergang gaben ihm seine Tönung, und ich hoffe, von allem hier ein wenig aussagen zu können auf diesen Blättern, die ich nun vollschreibe für meine Enkelkinder.

Das Haus

Ich zählte vier Sommer, als mein Vater seine Verwaltungsarbeit in diesem Krankenhaus aufnahm, und es will mir scheinen, als habe es davor eine andere Zeit gegeben, die manchmal noch als ein heller Nebel durch mein Erinnern treibt. Eine Zeit, in der die Welt, die mich umgab, noch ungebrochen freundlich und sanft war, und alles Sein noch um mich wogte, ohne rechte Gestalt zu haben. Dann waren zuerst nur die Blumen da, die ich staunend begriff, und die Weiträumigkeit großer Gärten. Aber nicht lange, nach Beginn der Schule, war plötzlich auch alles andere um mich, jäh und ohne alle gütigen Schleier. Ich meine, von da an ist mir nichts mehr entgangen, und alles, was ich auf diesen Blättern festzuhalten mich bemühe, geschah in den folgenden Jahren.

Damals lag das Haus noch außerhalb der Stadt, zwischen Gärtnereien und Zimmerplätzen. Viel später erst wurde die Straße bebaut. Es lag ein wenig erhöht, gerade hoch genug, um aus den Fenstern des obersten Stockwerks über die Bäume hinweg die fernen blauen Berge zu sehen: den Hohen Meißner, die Silberklippe und den Schlierbachswald, hinter denen die Welt lag, lockend mit ihrer Ferne, mit Glanz und Gloria und Glockenklang. Denn irgendwo mußte sich ja alles Herrliche der Welt begeben, so wie hier aller Jammer zusammenkam. Lange Zeit glaubte ich überhaupt, es gäbe nichts anderes als dieses Haus und seinen Jammer und die Welt bestünde aus Lauter Kranken und Siechen, aus Wunden und Gebrechen und Not und Geschrei.

Das Haus, ein nüchterner Backsteinbau mit hohen kahlen Fenstern, abweisend und freudlos von außen anzusehen, lag inmitten eines Parks, dessen Bäume wohl schon lange gepflanzt waren, bevor man an seine Bestimmung gedacht hatte. Niemand wußte mehr etwas von seiner Vergangenheit und seinem einstigen Besitzer. Das alte weiße Häuschen auf dem Hof, einem großen von Rasenstücken durchzogenen Kiesplatz an der Südseite des Hauses, war wohl der einzige Zeuge einer entschwundenen, vielleicht rühmlicheren oder schöneren Zeit. Es hätte vermutlich manches erzählen können von fröhlichen Menschen, von Frauenlachen und Kinderspielen,

von Gesang und Festen, von Liebe, Träumen und Sünde. Aber jetzt waren die Ställe darin untergebracht, und verstummt und versonnen diente es diesem Zweck. Weder das Grunzen der Schweine noch das Gemecker der Ziegen oder das Triumphgeschrei Eier legenden Hennen vermochte es in seiner Ruhe zu stören. Ebenso gleichgültig ertrug es die Nähe des großen Backsteinbaus und seiner Insassen. Mit seinen zwei Fenstern, hinter denen die Kammer von Fritz, dem Hausburschen lag, starrte es zumeist trübe vor sich hin. Von Jahr zu Jahr bröckelte etwas mehr Kalk von seinen Wänden, neigte es sich schiefer, sank es ein wenig tiefer ins Erdreich.

Das Land für die großen Obst- und Gemüsegärten war wohl erst später hinzu gekommen, damals, als das große Haus gebaut wurde. Aber der Vorgarten, der es von der Straße trennte, hatte sicher schon zum alten Park gehört, wie die großen streng und bitter duftenden Lebensbäume und die mächtige Rotbuche am Tor bewiesen. Ein gut Teil mochte abgeholzt worden sein, um dem breiten Fahrweg, der um das Rasenrund führte, Platz zu geben. Auf seinem immer etwas verstaubten Grün standen Gruppen hochstämmiger Rosen, die sich nach ihrer Art ein wenig hochmütig im Wasser eines Springbrunnens spiegelten.

Auch der Himmel spiegelte sich darin. Tief oder hoch, aber immer fern. Abends vergoldeten die Sonnenuntergänge das Wasser. Dunkel in der Tiefe waren die Schattenbilder der Rosen und Baumkronen. Schattenzweige bewegten sich lautlos zwischen goldschuppigen Fischen. Vom Grunde her rief eine seltsame Lockung: sich fallen zu lassen! Fiel man dann tief hinunter oder hoch hinauf in den Himmel? Ich wußte es nicht. Aber es lockte, und ich wünschte, es zu erfahren.

Mit den Rosen wetteiferten Heliotrop und Verbenen, Nelken und „Brennende Liebe“. Ein buntes Teppichbeet erregte die Bewunderung aller Vorübergehenden. Doch kam mir dieses Beet immer vor, wie ich mir selbst im Sonntagsstaat vorkam, in dem mir klettern und springen verwehrt war, und ich nichts anderes tun durfte, als geputzt herumzustehen. Das Teppichbeet prahlte und prunkte mit der Buntheit seiner Kreise, Sterne und Dreiecke. Die Blümchen, die hier in Reih und Glied aufmarschiert waren, trugen ihr Rot und Blau wie eine Uniform und schienen sich bewußt, daß es für sie kein unbekümmertes Drauflosblühen und -wachsen gab unter der strengen Aufsicht einer Palme, die wie ein Feldherr in erhabener Mitte thronte. Niemals kam mich die Lust an, neben diesem Beet im Gras zu liegen oder gar mein Gesicht hineinzugraben wie in die wilde Üppigkeit von Heliotrop und Verbenen.

Die Sicht von außen verwehrt dieser Garten mit einem regellosen Durcheinander von Flieder- und Holunderbüschen, von Jasmin, Schneeball- und Goldregensträuchern, Akazien und Rankrosengestrüpp. Das alles hatte sich im Laufe der Jahre zu einem undurchdringlichen Dickicht verfilzt, dem keine Schere Einhalt gebot. Seinen Zweck, neugierige Blicke abzuhalten, erfüllte es durchaus. Und so einen Schutz hatte das Haus ja auch nötig...

In die grüne Wildnis des sich an die Ostseite des Hauses anschließenden Parks drang nur spärlich das Sonnenlicht durch die verwachsenen Kronen der alten Bäume, der Ulmen und Ruster, der Eschen und Ahorne. Die Wege hier waren von einer feuchten, moosigen Dunkelheit, es waren schmale gewundene Pfade, die um Rasenflächen führten. Diese Rasenstücke aber waren selige Inseln, jede von einer stillen Eigenart und Besonderheit. Im Juni, wenn das Gras in Saft und Blüte stand, glichen sie kleinen Wäldern, die über mir zusammenschlugen. Welches Glück, durch dieses hohe Gras zu stapfen oder sich hinter dem zarten Gehänge einer Weide zu bergen, in diesem grünen Licht, das durchs Blattwerk fiel, dazuliegen, dem Lied der Vögel zu lauschen und tief den Geruch der Erde einzuatmen, mit der der Tag seine funkelnden Spiele trieb. Grotten gab es hier und Sitzplätze, ganz versteckt in Gebüsch. Manche waren dämmrig und feucht, von Fröschen und Kröten bewohnt. In andere schien die Sonne zu verschiedenen Zeiten des Tages und kringelte spielerische Schatten auf Tisch und Bank. Auf den Bänken aber saßen Menschen in blau-weißen Anzügen, Kranke mit Verbänden, mit Stöcken und Krücken, Männer zumeist. Sie rauchten und spielten Karten, sie redeten und spuckten. Manche saßen nur so da und sahen auf den Kies zu ihren Füßen oder in das grüne Blattwerk über sich. Ihre Augen waren groß, und doch schienen sie nichts zu sehen...

Da war es schon besser, hoch oben im Geäst eines Baumes zu hocken, fern von den Kranken, fern von allem überhaupt, was sich da unten begab. Das Laub der Blutbuche glühte tief und geheimnisvoll, wenn die Sonne es traf. Die Lebensbäume standen wie starre Wächter und verströmten ihren bitterlichen Geruch. Sie wehrten mit ihrem dichten und störrischen Gezweig jeglichem Eindringen. Aber Akazien und Ulmen breiteten ihre Zweige willig wie liebende Arme um mich. Da saß ich nun lange und unbeweglich, näher dem bunten, ewig wechselnden Himmel, vor dem sich im Winde die Äste bogen, mitschwingend in dieser luftigen Wiege und wagte kaum zu atmen, um die Vögel nicht zu verscheuchen, deren entzückten

und verwunderten Stimmen ich lauschte. Sie kamen und flogen mit erschrecktem Gezeter wieder fort, kehrten zurück, ruckten mißtrauisch die Hälse nach rechts und links, hüpfen näher und wurden allmählich zutraulich. Über mir im Blauen klang das Trillern der Lerchen, um mich herum, im Geheimnisvollen und Wesenlosen, zirpten die Grillen. Manchmal klopfte das Hacken eines Spechts durch die Stille und Eichhörnchen huschten an den Stämmen hinauf und hinab, oder es trommelte ein leiser Regen auf das Blätterdach, und auch das war wie ein Lied, das anhub, aufklang und sich irgendwo wieder verlor.

Bisweilen machte sich von den Feldern her ein Wind auf, strich über Wege und Rasenflächen und hing sich schaukelnd ins Gebüsch. Und nun rauschten stärker die Blätter und schauerten. Heftiger klatschte der Regen ins Laub. Es war wohl ratsam, ins Haus zu gehen, „unter Dach und Fach“, wie die Mutter befahl. Ich wollte es auch, nur zögerte ich noch ein bißchen, gab ein paar Minuten zu und vergaß wieder meine Absicht. Ein merkwürdig schläfriges Gefühl überkam mich, ähnlich dem, wenn ich in den gespiegelten Himmel des Springbrunnens starrte, in dem ich tiefer und tiefer versank.

Alles Wirkliche trug sich in den Bäumen zu, ein wenig über der Erde, in der Unverrückbarkeit langer sorglos-seliger Stunden. Dann war das Haus ferne und wie fortgenommen. Es war ja überhaupt nicht ein Ort, wo man lebte, mehr ein Ort, wohin man seine Zuflucht nahm vor Unwetter, Kälte und Dunkelheit. Wenn die himmlischen Brände im Westen verglüht waren, wenn nur noch ein apfelgrüner Schein über dem Hohen Meißner hing, schneller und schneller dahinschwand, wenn die Fledermäuse begannen, ihren Zickzack durch den Abend zu taumeln und die Eule sich aus ihrem hohlen Baum hob, als ob die Dunkelheit selbst ihre Schwingen ausbreitete, dann war es Zeit, sich des Hauses wieder zu erinnern, es anzuerkennen mit allem Guten und Schlimmen, das es so erfinderisch immer neu zu bereiten wußte.

Wenn ich erst groß war, würde es wohl keine Macht mehr über mich haben. Es würde dann wahrscheinlich ganz und für immer vergangen sein oder freundlicheren Zwecken dienen. Denn einmal würden ja wohl alle kranken Menschen gesund gemacht sein, und dann war es überflüssig, dieses Haus. Dann würden die weiten Säle leer stehen und man könnte jeden Tag in einem anderen wohnen, spielen oder schlafen. Morgens beim Erwachen den Springbrunnen hören oder das Rauschen der mächtigen Steineiche, die wie eine steile spitze Flamme höher als das Haus vor einem der

Fenster stand. Ihr Laub raschelte noch lange im Frühling wie ein welker Strauß. Im glasig-grünen Dämmer dieses Raumes waren alle Dinge fremdartig, und die Menschen darin hatten das Aussehen geisterhafter Unterwassertiere. Endlich einmal würde ich dann auch über die langen Flure und Treppen toben dürfen.

Jedoch – wenn ich groß war, mochte manches anders sein. Große Leute tobten nur noch selten über Treppen und Flure. Vor allem wollte ich, wenn ich groß war, nicht mehr so alleine sein.

Auf einmal schmerzte es, in die brandige Helle des Himmels zu sehen, in diese drohende Röte zwischen Tag und Nacht. Mein Herz war plötzlich schwer und die Tränen waren mir nahe.

Dann kletterte ich noch höher auf meinem luftigen Sitz, um durch das dünnere Laubwerk hindurch den Lauf der Landstraße zu verfolgen, auf der alle Wunder und Abenteuer dahinzogen. Schwankende Lastfuhrwerke, in Wolken von grauem Staub gehüllt, wurden in meiner Fantasie zu absonderlichen, glückhaften Begebenheiten, die nur mir galten und die sich jeden Augenblick erfüllen konnten. Ach, eines Tages, dann würde hier eine goldene Kutsche vorfahren und mich abholen. War es nicht schon jenes Gefährt, das da heranschwankte? Aber noch waren es immer nur bäuerliche Planwagen, die langsam durch den Staub mahlten, oder hochbeladene ächzende Erntefuhrwerke.

Erfüllt von Unruhe, von dem plötzlichen Verlangen nach Bewegung, rutschte ich den Stamm hinab, ließ meine Beine über die Wiesen fliegen, überkletterte Zäune, bohrte Löcher in das wuchernde Grün der Hecken, ließ Haare, Haut und Kleider darin hängen, um zum halbreifen Obst, zu einem heimlichen Vogelnest zu kommen, die ausgetretenen Wege verschmähend, sie waren für die Erwachsenen da. Man mußte sich Neue suchen. Ich kniete auf den Blumenrabatten vor den Veilchen, vor dem Wunder einer Kaiserkrone und den niedrigen Schwertlilien, die so vergänglich waren in ihrem matten Blau. Ganz flach auf die Erde mußte man sich legen und doch in einem genau bemessenen Abstand bleiben, um dieses Süßverwehende ganz nahe zu haben, denn sonst stand der frische herbe Erdgeruch davor, und der blaue Duft war plötzlich weit und unbestimmt.

Die schönsten Blumen aber, von Jahr zu Jahr mit fiebernder Ungeduld erwartet, mit seliger Freude begrüßt, das waren die „Fliegenden Herzen“. Aufgereiht an langen Rispen schaukelten sie rot im Winde zwischen einem Laub von unwahrscheinlichem Grün, ein Bild der Fröhlichkeit und Anmut. Wie viel Geheimnisse trugen wohl die Winde ihnen zu, diesen Leichten,

Schwebenden! Das kleine weiße Pendel an ihrem unteren Ende mit seiner klaren Flüssigkeit, das ich wieder und wieder aufbrach, um es zu ergründen – wozu mochte es nur dienen? Es war wohl deshalb da, damit sie nicht gänzlich davonflogen, diese Herzen, damit sie immer wieder in ihr Gleichgewicht fanden, in ihre Ruhe und Ordnung.

Und ich schwang mich auf die Schaukel und flog bis in die Krone des Ahorns. Der weite Schwung ging durch den Körper und preßte mir den Atem ab, daß ich aufschrie voll Entzücken und Angst. Alles Glück des Erschaffenseins durchbrauste mich. Ich selbst war ein „fliegendes Herz“ und jauchzte wie dieses ins Ungewisse. Das Kommende aber – konnte es denn anders sein als über die Maßen herrlich? Wie die taufrischen Gärten in ihrem Glanz vor mir lagen, wie jeder heraufziehende Sommertag ein Anfang war, strahlend und köstlich in seiner Unberührtheit, so würden alle kommenden Tage sein, einer immer wunderbarer als der andere. Wie am Vorabend des Weihnachtsfestes schimmerte es verheißend durch die Ritzen aller Türen. Einmal würden sich alle öffnen in festliche Räume. Und die Erwartung in mir war so weit und barg so viel Glück, daß sie schon wie Erfüllung war.

Die Lieder bleiben

Die Fenster des Hauses waren an solchen Tagen weit geöffnet und oft tönte Gesang heraus. Laut scholl er durch die Stille, über die Wipfel der Bäume, daß die Vögel erschrocken verstummten und die Grillen das Zirpen vergaßen, um sich irgendwo weit hinten in den Feldern zu verlieren.

Es waren immer die gleichen Lieder, mochten die Menschen, die sie sangen, auch ständig wechseln. Die Lieder blieben. Einer übergab sie dem anderen, die Scheidenden den Kommenden. Und war der Mund, der sie heute noch summt, morgen vielleicht für immer verstummt – die Lieder lebten weiter. Sie klebten an den Wänden und hingen in den Ecken wie Spinnweben. Nichts konnte sie bezwingen.

Es waren Lieder mit unendlich vielen Strophen. Je länger sie waren, je trauriger sie endeten, umso schöner waren sie. Sie brachten einen Widerhall von Dingen, die irgendwo weit weg geschahen, die Süße und das Abenteuer der Welt waren darin und kamen zu mir in meine Abgeschlossenheit, so daß ich glaubte, hier sei keineswegs die Welt, sondern dort, wo ich nicht war. Und immer fühlte ich ein heftiges Verlangen nach dieser Welt, ungeachtet der schrecklichen Übeltaten, die sich aus manchen dieser

Lieder drohend erhoben. Sie erzählten von Liebe und Glück, von Abschied und Wiedersehen, von Verlassenheit und Verruchtheit. Es rauschte darin der Lindenbaum und der Brunnen am Tore. Ein Wandersmann zog von Land zu Land. In der Abendlüfte Wehen zitterten die Blümlein und eine Stimme bat „Ach bleib bei mir und geh nicht fort...“. Besonders aber das Lied von Mariechen, das weinend im Garten saß und „im Grase lag schlummernd ihr Kind“ hatte es mir angetan:

*Sie saß so trüb, so traurig, so matt, so geisterbleich,
und trübe Wolken zogen und Wellen schlug der Teich...
Der Geier kreist über die Berge, die Möwe zieht wild einher,
es wirbelt der Sand am Meere, es fallen die Tropfen so schwer,
schwer von Mariechens Wange eine heiße Träne rinnt,
sie hält in ihren Armen das kleine verlassene Kind.*

Mit all meinen Gedanken und Gefühlen steckte ich in der Haut dieses Mariechens. Warum unter allen Liedern hat mich dies am tiefsten ange-rührt? Da gab es doch auch jenes vom Ritter Ewald und seiner Minna, das so traurig ausging, es gab die Weise von Schön-Lieschen und die grausame Mär von der Räuberbraut. Sie endeten alle mit Kopf ab und Leichensteinen, mit dem Gang ins Kloster oder hinter Gitter – aber Mariechen entlockte mir die schmerzlichsten Tränen. Immer war es, als senke sich alles Leid der Welt auf mich. War es das düster-melancholische Landschaftsbild, von den langgezogenen Tönen so trefflich untermalt, oder warf ein Ahnen um Zu-künftiges Schatten in die kindliche Seele?

Jähe Traurigkeit ließ mein Herz erbeben. Die Schaukel baumelte nur noch in kleinen matten Schwüngen. Ich ließ mich herabgleiten und trollte mich davon. Es war wohl nicht recht, so unbeschwert fröhlich zu sein, wo es dieses Haus, seine kranken Menschen und traurigen Lieder gab.

Die Kranken

Wie ein nie versiegender Strom zogen kranke Menschen durch die Tage und Jahre der Kindheit. Äußerlich glichen sich auch alle wie sich Wassertropfen gleichen, in ihren blau-weißen Anzügen, mit Krücken, Schienen und Stöcken und den dicken weißen Verbänden. Es machte keinen Unterschied, ob sie um Arme, Beine oder Kopf gewickelt waren, ob bei dem einen etwas mehr rötliche, beim anderen mehr gelbliche Flüssigkeit durchsickerte. Es mochte wohl der Abwechslung genug in den Krankheiten geben

– aber bei so vielen Menschen in so vielen Jahren wiederholte es sich doch immer wieder, daß der eine nur einen Arm, der andere nur ein Bein hatte, diesem die Nase einfiel und jenem der Leib von Wasser aufgetrieben wurde. Daß einer in die Dreschmaschine geriet, von der Tenne stürzte, von einem Pferdehuf getroffen war. Und immer wieder warf verdorbenes Blut schwärende Ausschläge auf die Haut, bekamen junge Leute Bluthusten, kämpften Kinder den Erstickungstod, gab es Männer, die in Zellen tobten, und Frauen, die den sie bändigenden Wärter küssten unter unverständlichen Reden.

Bisweilen begegneten mir diese merkwürdigen Kranken, die man in Zellen und Zwangsjacken steckte, auf der Treppe. Sie waren in einem unbewachten Augenblick ausgebrochen und wurden von dem nacheilenden Wärter schnell eingeholt und zurückgebracht. Aber dieser Augenblick genügte, um zu erkennen, wie seltsam sie waren. Ihre Absonderlichkeit fesselte mich, und ihr Anblick verfolgte mich lange. Gern hätte ich mehr von ihnen erfahren. Nicht nur ihre Wildheit, auch ihre Sanftmut schien von besonderer Art. Sie sahen zwar von außen aus, wie Menschen auszusehen hatten, unbeschädigt, im Besitz aller Glieder und ohne Verbände. Aber inwendig – wie mochten sie inwendig aussehen? Hatte ihre Krankheit etwas mit den merkwürdigen Spiegeln im Operationszimmer zu tun? Konnte man vielleicht damit ihnen beikommen? Oder heilte man sie, indem man ihnen den Spiegel vorhielt, damit sie sahen, wie verzerrt und vergrößert sie waren? Manchmal kam ein sonderbares Lachen aus einer Zelle, ein Lachen, mehr ein Geschrei, das einen gruseln machte. Stille. Und dann kam es wieder. Es tönte schauerlich, wie geradewegs aus der Hölle, und Vater sagte dann wohl: „Da sieht wieder einer weiße Mäuse.“

Weiß Mäuse? Ob die so viel furchtbarer waren, größer und bissiger als die gewöhnlichen schwarzen? So hinter sicherer Zellentür vermochten sie mir ja nichts anzuhaben. Ich stellte den Fuß auf den unteren Riegel, hielt mich mit der Hand am oberen fest und schob mit der anderen die Klappe des Gucklochs herunter, das in Mannshöhe angebracht war. Von weißen Mäusen keine Spur. Da saß nur – ein recht enttäuschender Anblick – ein nackter Mann auf einer Wachstuchpritsche. Er hatte sich das Hemd vom Leib gerissen und zu einem Strick verknotet, den er nun über das Gesims des hohen, zur Hälfte mit einem Drahtgitter geschützten Ofens zu werfen suchte. Das Lachen brach wieder aus. Irgendwie ging sein Vorhaben nicht nach Wunsch, bis der Strick schließlich doch an einer der gußeisernen Ver-

zierungen hängen blieb und sie, während er wütend daran riß, mit schrecklichem Gepolter zerbrochen zu Boden stürzte. Der vom Lärm herbeieilende Wärter verjagte mich.

Auf den Fluren und Treppen spielte sich ja manches ab: Kommen und Gehen, Abschied und Wiedersehen, Lachen, Tränen und Geschrei. Enges Beieinander und erschrecktes Loslassen und Flüchten. Der Aufenthalt hier konnte zum erstaunlichsten Abenteuer werden, wenn man auf leisen Sohlen um die Ecke bog. Aber er konnte auch für einen selbst schlimm ausgehen, denn das Haus erfand immer neue Möglichkeiten, sich im rechten oder unrechten Augenblick aufzudrängen, oft gerade dann, wenn man es am wenigsten vermutete. Wenn man vielleicht gerade auf einem Bein die Stufen herunterhüpfte und nur jede zweite berühren durfte, um nicht in die Hölle zu kommen, da konnte es geschehen, daß plötzlich Fritz um die Ecke kam und in seinen Armen ein abgenommenes Bein oder einen Arm trug, mit dem er auch noch allerhand Schnickschnack machte.

Eine dumpfe, grenzenlose Betroffenheit ließ mich erstarren. Ich wollte schreien, aber die Stimme versagte. Ich wollte davonlaufen, aber auch das war nicht möglich. Wie gelähmt starrte ich auf das weiße tote Bein, das mir immer näher kam, und drückte mich gegen die Wand, als müsse sie sich gnädig auf tun und mich verschlingen, wo es kein anderes Entkommen gab.

Aber da, in der größten Bedrängnis, stand etwas wie ein Befehl in mir auf: Aushalten! Es geht vorüber! Es ist ein Bein, ein abgeschnittenes zwar, aber eben nur ein Bein...

Etwas später lag ich im Gras, lang ausgestreckt, die Hände darin verkrallt. Es war längst Mittag. Die Glocke läutete zum Essen. An Essen mochte ich jetzt nicht denken. Ich hörte meinen Namen rufen, aber ich antwortete nicht. Es würde Schläge geben – ach, es war schon alles gleich...

War es das Gewisper neben mir, kaum wahrnehmbar, dieses zarte Gemurmel und Geschwirr, das Zittern, Rinnen und Raunen, das meinen Gedanken allmählich eine andere Richtung gab und mich beruhigte? Ich sah plötzlich das tausendfältige Leben um mich, wie ich es noch nie so gesehen. Die Welt der kleinen krabbelnden, fliegenden, hüpfenden, sich windenden und sich mühenden Geschöpfe, eine winzige Welt, in der ein Halm zum Baum und Gras zu Wäldern wurde. Auf einmal begriff ich mein Gebaren nicht mehr. Ein Bein – war es denn so etwas Schreckliches? Hier, mein Bein – wenn es jetzt neben mir läge, wäre es dann ein anderes Ding als dieses am Körper haftende? Nein. Ja. Ich mühte mich, den Unterschied zu begreifen – es gelang nicht. Wurden nicht fast täglich in diesem Hause Arme und

Beine abgenommen? Ich hörte davon sprechen, als sei es die selbstverständlichste Sache der Welt. Warum hatte ich nie darüber nachgedacht, was mit diesen toten Gliedern geschah? Es war ein Versäumnis, eine Lücke in meinem Kopf, die mich jetzt ärgerte und störte. Und warum wußte ich nun auf einmal, ohne daß ich Fritz gefolgt war, daß er das Bein zum Dampfkessel getragen hatte, dem schwarzen Ungetüm, das in seinem Höllenrachen alles verschlang.

Von da an floh ich nicht mehr. Wohl bebt ich noch manches Mal, aber ich mühte mich standzuhalten. Und doch sollte es noch viele Jahre dauern, bis ich begriff, daß man vor nichts fliehen kann, daß man alle dunklen Dinge bestehen muß.

Kranke Kinder wenigstens hätte es nicht geben dürfen, meinte ich. Sie, die doch neu und unbeschädigt aus Gottes Hand kamen. Aber da war Karl, mein kleiner Bruder, der sich auch in dieses Heer einreichte mit seinem Auschlag und den dicken Verbänden um Kopf und Glieder. Warum eigentlich hatte ich keinen Verband? Was bedeutete es, so auffällig ausgenommen zu sein? Meine Gesundheit konnte mir ganz plötzlich zu einem brennenden Vorwurf werden. Ich schämte mich, wenn ich vor den Augen der Krüppel und Gebrestigen herumtollte und ihre Blicke spürte. Dann empfand ich meine geraden Glieder als einen unverdienten Vorzug, den ich gewiß einmal und auf irgendeine Weise zu büßen oder gutzumachen hatte. Und alle Sicherheit meines kindlichen Daseins konnte in solchen Augenblicken fragwürdig werden.

Dann rief ich wohl in einer wirren und seltsamen Erregung Gott an: Ich will dir gern ein Opfer bringen, irgendetwas Großes und Schweres will ich tun – nur: Lass mich gesund bleiben!

In jenen Jahren glaubte ich Gott immer in der Erde, tief unten bei den Wurzeln der großen Bäume oder bei den Quellen der Bäche, denn der Himmel war viel zu weit und zu hoch. Es war schwer zu denken, daß meine schwache Stimme Gott in solcher Ferne erreichte. Aber wenn ich den Mund an die Erde preßte, so mußte mein Flüstern noch seinem Ohr wahrnehmbar sein, und das Summen und Sirren des Grases konnte ich gut für eine Antwort nehmen.

Das große Geheimnis

So nahm ich teil an allem, was sich in diesem Haus zutrug. Es gab kein Entrinnen, kein Beschönigen, keine Umwege oder Ausflüchte. Alles war

grausam deutlich. Nicht einmal die Gärten boten immer den ersehnten Schutz, auf den man doch angewiesen war. Mitten in die Spiele hinein rollten Wagen, die dem fröhlichen Lärm jäh Einhalt geboten. Offene und verdeckte Gefährte kamen den Fahrweg herauf und zogen ihre Schleife um das Rasenrund, rumpelnde Bauernkarren, Kutschen, Leiterwagen mit Ackergäulen bespannt, kleine zweirädrige Karren von Menschen gezogen, und alle luden an der Türe ihre traurige Last ab. Da hob man von einer notdürftigen Strohschütte armselige Menschenwesen, blutig und verstümmelt, manchmal auch schon unterwegs kalt und steif geworden, und der Jammer der Angehörigen brach aus in klagenden Schreien, in tonlosem Wimmern.

Der Tod war in diesem Haus ein ständiger und alltäglicher Gast. Man machte nicht viel Wesens aus ihm. So nahm ich ihn früh in mein Bewußtsein auf und versuchte, ihn, wie alle anderen, als etwas „Natürliches“ hinzunehmen. Und doch – er war immer gleich unfafßbar, in wievielerlei Gestalt er auch kam.

Was war das, was man „sterben“ hieß?

Manchmal stand ein Bett in der Sonne im Garten, aus dem ein bleiches Kindergesicht mit glühenden Augen meinem Spiel zusah – aber am anderen Tag war dieses Bett plötzlich leer.

Es wurden Bahren über Treppen und Flure getragen, deren weißes Leinentuch den steifen menschlichen Körper darunter eher enthüllte als verbarg.

Oder Ludwig, der Wärter, kam aus dem Totenkeller in seinem weißen, blutverschmierten Kittel. Mit seinen kleinen tiefliegenden Augen blinzelte er gegen das Licht und streifte die hochgekrempelten Ärmel wieder über seine starken sommersprossigen Arme. Dann schob er sich eine Zigarette zwischen die Lippen, die schmal und verkniffen waren. Wenn es die Mutter sah, zog sie immer die Schultern hoch und schüttelte sich: „Sie sollten sich erst die Hände waschen!“ Ludwig lachte.

Denn an solchen Tagen standen die sonst immer verschlossenen, zu ebener Erde gelegenen Riffelglasfenster des Totenkellers offen, und ich konnte in die hohle, hallende Leere sehen, wo eine schwarze Bretterkiste sich schroff von den weiß gekalkten Wänden abhob. Ein wenig vermittelnd lagen Heu- und Strohreste herum, obwohl es ja nun für jede Art von Vermittlung zu spät schien. Die weißen Kalkwände verrieten nichts von dem großen Geheimnis, dessen Zeuge sie waren. Aber ein wenig verriet es der Geruch, der untrennbar diesem Raum verhaftet war. Ein unbekannter Geruch,

mit nichts vergleichbar, der sich mit dem Leinölfirnis des frischen Sarges zu einem merkwürdigen Gemisch verdichtete – wie Honig etwa – wie Vanille – und doch wieder nicht ganz so.

Es gab regennasse Herbsttage, in denen vier Männer in vertragenen speckigen schwarzen Anzügen einen nackten Sarg schulterten, einen Sarg ohne Blumen und Geleit, nur von einem mürrischen Pfarrer begleitet, und mit ihrer Last davonestolperten, alle Schwankungen mitmachend, die der abschüssige aufgeweichte Weg und das Quantum Branntwein, das sie sich zur Stärkung in der nahen Fuhrmannskneipe einverleibt hatten, verursachten. Der Sarg schaukelte wie ein Schiff bei hohem Seegang. Ich stand am Fenster und preßte mein Gesicht an die Scheiben und starrte diesem Zug nach, dem nichts folgte als die graue Verlassenheit und Trostlosigkeit eines trüben Tages. Gern hätte ich gewußt, welches Schicksal hier sein Ende fand, und ob es traurig war von Anbeginn und so armselig, wie es nun endete. Der Wind peitschte die Bäume und Büsche, die Zweige ächzten und duckten sich. Wie Tränen hing das Wasser an Ästen und Blattspitzen. Damals beschlich mich ein erstes Ahnen von der Verbundenheit und dem Einssein aller Natur. Ich sah plötzlich, daß die Bäume Wesen waren wie ich selbst, Wesen, die fühlten und litten. Anders als an den Tagen, da sie ihre sonnenüberglänzten Wipfel in den blauen Himmel reckten. Dann konnte ihr Fernsein das Herz mit einem unbestimmten Wehgefühl erfüllen.

Ja, was war das, was man „sterben“ nennt?

Ich saß in der Grotte auf dem alten Mühlstein, der als Tisch diente und befragte den Kuckuck oder ein Blumenorakel und zählte die Jahre, die ich noch zu leben hatte. Ob es dreißig oder hundert waren – es erschien mir immer zu wenig, viel zu wenig. Ich würde ewig leben. Ich würde niemals sterben. Es war nicht auszudenken, deshalb konnte es auch nicht sein.

Und doch konnte der Gedanke an den Tod mich jederzeit überfallen, mitten im fröhlichsten Spiel, in der Schule oder auf dem Wege dorthin, wenn die Gärten in der ersten Frische des Morgens glänzten und dufteten und die Lieder der Vögel auf den Wellen des Windes wehten, oder auch abends im Bett, wenn vor dem Fenster sanft und gleichmäßig ein Regen rauschte. Später auch bei den täglichen Übungen am Klavier, an langen heißen Sommernachmittagen.

Der Flügel des Hauses, in dem die elterliche Wohnung lag, war wie ausgestorben. Die Mutter und die Tanten waren draußen im Garten, der Vater in seinem Arbeitszimmer oder im Hof bei den Ställen. Unter der großen Stube, in der das Klavier stand, nur durch eine dünne Decke getrennt, lagen

die Toten. Ich lauschte meinen zaghaften und ungewissen Tönen nach, die in der leeren Wohnung lange nicht zur Ruhe kommen wollten. Durfte man hier überhaupt Musik machen, in diesem Raum, unter dem die Toten schliefen? Alles Laute, meinte ich, müsse ihnen weh tun, wenn auch die Mutter sagte: „Die hören nun nichts mehr.“ Wußte man das so genau? Und der Tod sei etwas „Natürliches“? Es war doch nichts Natürliches, eines Tages stumm und unbeweglich dazuliegen, ein Ding, das man in eine Kiste nagelte und in die Erde vergrub!

Nein, es war nicht auszudenken. Und doch – kein Zappeln und kein Schreien würde helfen, wenn der Tod eines Tages vor mir stand und winkte. Und das konnte, wie ich ja täglich erlebte, jeden Augenblick geschehen. Denn er holte sich nicht nur die alten abgelebten Leute, sondern auch Männer und Frauen, Jungen und Mädchen und oft auch die ganz Kleinen. Vor seinem Zugriff war niemand sicher...

Ein fröstelndes Unbehagen kroch mir über den Rücken. Meine Augen wanderten im Zimmer herum, nach etwas suchend, das Trost gewähren konnte. Aber die in solchen Augenblicken recht teilnahmslosen Wände warfen nur das schwache Echo der Töne zurück, die ich hin und wieder anschluss, um ein Üben vorzutäuschen. Ich sah das Bukett mit den Pfauenfedern auf dem Schrank, die ich schön fand, wenn auch die Tanten sagten, sie brächten Unglück ins Haus. Mein Blick heftete sich auf den gestickten Haussegen über der Tür „An Gottes Segen ist alles gelegen“. Die großen Buchstaben glitzerten, sie waren aus „Weihnachtsschnee“ mit gepreßtem Edelweiß verziert. Aber der Sinn des Spruches blieb dunkel und ließ mein Herz ungetröstet.

Stattdessen überkam mich nun wieder die Erinnerung an das Begräbnis, dem ich einmal beigewohnt hatte. Ein älteres Kind hatte mich auf dem Heimweg von der Schule mit sich fortgezogen: „Komm mit, Else Lesser wird begraben“. Sie hatte es sehr fröhlich gesagt, was mich ein wenig wunderte. Hüpfend und hopsend war sie voll aufgeregter und froher Erwartung, so daß mir so obenhin der Gedanke kam, ein Begräbnis könne vielleicht auch ein Fest sein, bei dem es Musik und Zuckerbuden gab, und ihr neugierig folgte. Aber dann standen wir nur hinter einer Mauer schwarz gekleideter Menschen, über denen große Regenschirme schwankten, denn vom grauen Himmel fiel ein grauer Regen. Kleine Rinnsale flossen von den aufgeweichten Schollen und unter unseren Schuhen planschte klebriger Lehm. Der Pfarrer redete und die Rede nahm kein Ende, und auch der Regen nahm kein Ende. Ich mußte an das Gerippe im Doktorzimmer denken

und ob Else Lesser nun auch so aussah in diesem gräßlichen schwarzen Kasten, den man an Stricken in das nasse Lehmloch hinunter ließ. Alle Menschen mußten sterben, hieß es. Von allen, die hier versammelt waren, blieb eines Tages nur das Gerippe übrig. Der Pfarrer verbarg eins unter dem langen schwarzen Rock. Der dicke Bauch des Kaufmanns schwand unter meinen Blicken und auch der des Lehrers. Sogar der kleine Bruder der Else hatte eins, ein kleines dünnes wohl und ich - - Nein, das war keineswegs ausgemacht, daß auch ich eins hatte und all das andere, Lunge, Herz und Leber, wo sich die Krankheiten so hinsetzten. Noch hatte es ja niemand gesehen und deshalb brauchte es auch nicht vorhanden zu sein. Vielleicht - wer weiß - war mein Leib hohl. Nichts war darin als Luft und etwas Blut, ja meinetwegen Blut. Und plötzlich hatte ich kehrt gemacht und war zwischen den geborstenen Säulen und weißen Marmorengeln wie gejagt dem Ausgang zu gerannt.

Die Erinnerung war nicht zu tilgen. Sie kam immer gerade dann, wenn ich sie am wenigsten wünschte. Plötzlich war es nicht mehr zu unterdrücken, das steile, unsagbare Angstgefühl, das in mir hochkroch. Ich will nicht sterben! Ich nicht! Als sei der Tod mit erhobener Hand bereits hinter mir her, so stürzte ich aus der leeren Wohnung, hinaus in den Garten, wo Lebendiges war, zu den Blumen, den Bäumen. Sie waren gut. Sie waren immer gut und trösteten, auch wenn sie nichts sagen konnten.

Saß ich dann wieder in ihrem dichten Laub, das alles verbarg, was sich auf der Erde zutrug, und sah um mich und über mich hinauf, so war nur noch zärtlich wehendes Grün da und seidige Bläue, durch die weiße Wolken segelten. Und ich begriff nicht, woher die Angst gekommen war, noch glaubte ich, daß sie jemals wiederkommen könnte.

Ein altes Bild

Und doch war es nicht so, daß ich mich in dieser Umgebung nur dadurch behauptete, indem ich mich ihr entzog.

Es gab Tage und Stunden - und ich glaube, daß sie bei weitem überwogen - in denen dieses Haus und sein Geschehen dank der fast unbegrenzten Anpassungsfähigkeit eines Kindes nicht nur bedeutungslos wurde, sondern überhaupt nicht mehr vorhanden war und nichts anderes darstellte als jedes herkömmliche Zuhause: einen Rahmen, einen Tummelplatz, eine Stätte wacher unbändiger Daseinslust, die sich in ungehemmtem Spieltrieb austobte, blind für alles Umgebende. Jauchzen, Singen, Frohsein, Blumen,

Bäume, Sommersonne, der Obstsegen des Herbstes und seine Erntefreuden, das heimliche Weben guter Geister in Küche und Keller zur Winterzeit, das Mitschwingen im Wechsel der Jahreszeiten – das alles war nicht weniger wirksam, fühlbar und formend und schuf immer wieder den guten und notwendigen Ausgleich.

Auch war oft eine Gier in mir, alles zu wissen, zu sehen, zu erfahren, was es in diesem Hause gab, die alle Ängste ganz verdrängen konnte. Eine Art nüchterner Forschungstrieb, wie er in jedem Kind lebendig ist, trieb mich dann in dem weiten Haus umher.

Lange konnte ich vor den Schränken im Operationszimmer stehen, versunken in den Anblick der blanken Messer und Zangen, der Sägen und Hämmer, Bohrer und Meißel, der Masken und Apparate und der großen bauchigen Flaschen mit den schillernden Essenzen. Die Sonne, die durch die hohen Fenster schien, blitzte feindselig in dem glänzenden Nickel und flammte grell von den weißen Wänden. War das die gleiche Sonne, die draußen auf dem Rasen spielte? Die Hohlspiegel, die ich aus der Lade nahm, verzerrten Gesicht und Hände und alles in ihrem Bereich ins Abenteuerverliche. Kein Ding blieb, was es war oder zu sein vorgab. In den Scheiben der Glasschränke sah sich das Zimmer selbst im Spiegel zu – lautlos – wiewohl aus den Wänden jeden Augenblick alle Schreie ausbrechen konnten, die sie aufgesogen und gesammelt hatten.

Klein und schmal schlich in mich wieder zur Tür hinaus, stand aufatmend auf dem langen Flur, verwundert, daß hier alles so gleichmütig weiterging, während dort drinnen, so nahe, alles in hellem Aufruhr war.

Von hier zum „Doktorzimmer“ war nur ein Schritt und die Türe war nie verschlossen, obwohl es nicht mehr benutzt wurde, seitdem der alte Sanitätsrat tot war. Sein Sohn, der junge Arzt, hielt sich nie darin auf, und so diente es keinem anderen Zweck als daß nur manchmal fremde Besucher hier hereingeführt wurden, um ihre Hüte und Mäntel abzulegen. Aber wie selten kam das schon vor!

Es war ein langgestreckter Raum. Die mit dunklen Portieren immer halb verhangenen Fenster und die schwarz-goldene Tapete mit ihrem großen Lilienmuster machten ihn feierlich, düster und ungewiß. Die so lange unbenutzt stehenden Möbel hatten auch etwas Gealtertes, gleichsam Verdorrendes, als schickten sie sich nun auch an zu sterben. Blind stierten sie vor sich hin und vergingen langsam in ihren knackenden Geräuschen. Und auch der Geruch war der eines verlassenen Raumes. Es roch wie trockenes welkes Laub hier, und eine Traurigkeit, süß und peinlich zugleich, lag in

diesem Geruch. Es war der einzige Raum des Hauses, in dem zu jeder Zeit ein Wunder möglich schien, wo sonst alle weiß und nüchtern waren und von einer gewissen abweisenden Feindseligkeit.

Den alten Schreibtisch in der Ecke nahe am Fenster, groß und dunkel, mit einer grünen Filzplatte voller Tintenkleckse und Löcher, hatte ich längst bis in seine letzten Winkel durchstöbert, immer in der Hoffnung, es ließe sich noch einmal ein Fach finden, ein geheimes, unbekanntes, mit einem merkwürdigen Inhalt. In einer der linken Schubkästen steckte neben Oblaten, Pillenschachteln, Brillenfutteralen und alten Kalendern eine Pistole, ein schweres Ding, das sich merkwürdig fest und gut in die Hand fügte. Es trug die Jahreszahl 1810 und den seltsamen Namen „de Mutzig“, an dem ich viel herumrätselte.

Die andere Seite des Schreibtischs war als Giftschränk eingerichtet, und da man wohl annahm, daß niemand in dieses verlassene Zimmer kam, so steckte auch meistens der Schlüssel darin. Und immer bog ich mich schnuppernd über die breite Schreibfläche dem trüben Geruch entgegen, ergriff die leichten weißen, so harmlos aussehenden Kügelchen, die vielleicht den Tod enthielten, den großen furchtbaren Unbekannten, und wog sie, gleichsam aus einer inneren Ferne prüfend, spielerisch auf der Hand.

In den Gläsern mit Spiritus, die auf einem Wandbrett standen, schwammen seltsame Gebilde. Einige sahen aus wie Blumen. Andere erinnerten an graues, ineinander gewundenes Gewürm. Es seien Geschwüre, Gewächse und Gehirne, erklärte die alte Kathrine einmal, als sie mich davor fand, und das abscheulichste kleine rote Ding, von allen das Anziehendste und Abstoßendste zugleich, das sei der Anfang eines Menschen. Eines Menschen? Das war gewiß ein Irrtum – aber wahrscheinlich wußte sie es nicht besser, die Gute, und es schien mir auch nicht ratsam, weitere Fragen zu stellen, nachdem sie mich plötzlich barsch angefahren hatte, mich hier fortzuscheren.

In einer Ecke des Zimmers, nahe dem Ofen, stand ein Gerippe, dessen schlotternde Gebeine dem Luftzug aus der geöffneten Tür immer mit einem leisen Gerispel antworteten. Zu meiner eigenen Verwunderung fürchtete ich mich nicht vor ihm. Im Haus hieß dieser Knochenmann „der Klambauer“. Ich weiß nicht, wer ihm den Namen gegeben hatte. Ich fand, es passe gut zu ihm, und oft gab ich ihm einen kleinen Puff, um seine Glieder an den Drähten zum Schlottern zu bringen. Nur wenn es dämmrig wurde, ging ein bleicher Schimmer von ihm aus, und aus den Höhlen, in denen

einmal die Augen gelebt hatten, wuchs die Dunkelheit. Aber zu dieser Stunde brauchte man ja nicht gerade hier zu sein.

Doch nicht nur um dieser Seltsamkeiten suchte ich den verlassenenen Raum auf.

Hinter dem wurmstichigen ovalen Tisch, über einem geschweiften roten Risssofa an der Längswand des Zimmers hing ein Bild. Ein großes dunkles, gewiß schon altes Ding, aus dem sich eine verwirrende Vielfalt von Menschen, Dingen und Begebenheiten in den Blick drängte. Ein dichtes, sehr genau gegebenes Geschehen, das aber nur langsam und allmählich zu entwirren war. Das Schwarz-Weiß des Stiches erhob es vollends ins Ungewisse und Dämonische, machte es düster und phantastisch.

Wo gab es solche Häuser mit Fassaden offener Bogenlauben, solche Gebirge, die wie Leiber großer Ungeheuer sich im Hintergrunde auftürmten und in welche Falten wie Grimassen geschnitten waren? Wo gab es Menschen, die aufsproßten wie Pflanzen oder wie Erscheinungen eines andern Sterns? Vielleicht in Träumen, in fernen Ländern, in lang vergessenen Zeiten?

Die zwei großen Häuser, die wuchtig und alles überragend den Vordergrund des Bildes ausfüllten, unterschieden sich in ihrem Äußeren nur wenig voneinander, umso mehr jedoch durch das, was sich in ihrem Inneren zutrug. Die Schwärze ihrer nächtlichen Fassaden wurde nur spärlich von lodernden Pechpfannen, wohl auch von einem unsichtbaren Mond erhellt. Aus den Fenstern quoll Licht, besonders aus den hohen offenen Bogentüren des rechten Hauses, durch die man in das festliche Innere sah. Viele Menschen, in Kleidern wie ich sie nie gesehen, bewegten sich da, tanzend und schreitend oder lehnten lässig an Pfeilern und Altanen. Durch zwei erleuchtete Stockwerke flutete die festliche Schar. Ich liebte besonders die Gestalt des Einsamen mit seinem Buch, hoch unter dem Dach an einem kleinen Fenster, aber auch die Fenster im Mittelgeschoß mit den gerafften wolkgigen Vorhängen, matt von innen erleuchtet – hinter denen – ja, was konnte sich alles hinter ihnen begeben?

Das war überhaupt das Seltsame an dem Bild, daß es noch immer neue Überraschungen bereit hielt. Daß aus dem Dunkel, so oft ich es betrachtete, jedes Mal wieder neue Menschen und Begebenheiten auftauchten, so daß es immer voller und voller wurde. Und daß dann durchaus nicht alles für alle Zeiten an seinem Platz blieb, sondern oft ebenso geheimnisvoll sich wieder verlor und unauffindbar war. Manchmal war ich fest davon überzeugt, daß die wolkgigen Vorhänge gestern hochgezogen gewesen waren,

die heute wieder so unbeweglich vor den Fenstern hingen. Ich glaubte mich an jede Einzelheit des dahinter befindlichen Zimmers erinnern zu können. Und bog sich nicht heute der Einsame viel weiter aus dem Fenster? War die Gestalt, die dunkel auf dem Geländer des Balkons hockte, schon immer da gewesen?

Ging es in diesem Haus geräuschvoll und festlich zu, war hier das Leben aufgetan und heiter, voll Freude, Musik und Schönheit, so hatte das, was man durch die unverhangenen Scheiben in den mit Öllampen schlecht erleuchteten Zimmern des andern Hauses erspähte, wenig mit Freude und Schönheit zu tun.

Besonders auf den Balkonen, die wie vergitterte Käfige an der Mauer klebten, geschah Unbegreifliches. Sei es, daß sich im ungewissen Licht ein Mann über ein Mädchen warf, es an Kehle und Schenkel packte, oder daß ein Stockwerk höher eine häßliche alte Frau ein sich wehrendes Mädchen einem Herrn mit Zylinderhut zuschob. Ganz oben, fast unter dem Dach und in der Schwärze der Hauswand nur als Schatten wahrnehmbar, stand auf schmalen Sims ein Mann, der in das Innere eines Zimmers spähte, eine Frau belauschend, die sich zum Schlafengehen rüstete.

Auch in die tiefer liegende Wohnung konnte man sehen, in der viele Menschen eng beieinander waren, wahrscheinlich eine große Familie, Mann, Frau und zahlreiche Kinder. Sie gestikulierten mit heftigen Gebärden. Es war, als schrien sie sich böse Worte zu, und ihre gespreizten Finger, ihre drohend erhobenen Fäuste warfen gespenstische Schatten an die Wand.

Geschahen somit in dem düsteren Haus bedeutend aufregendere Dinge, unheimliche und rätselhafte, die ein Kind sehr wohl beschäftigen konnten, so galt meine bewundernde Aufmerksamkeit weit mehr dem lichten Gebäude. An Unheimlichem, Rätselhaftem und Aufregendem war ja in meinem kindlichen Dasein kein Mangel. Ich hatte wenig Interesse an diesen Vorgängen, die denen des eigenen Hauses allzu ähnlich waren.

Dagegen übte das festliche Haus eine magische Anziehung auf mich aus und bekam eine erregende Wirklichkeit, wenn ich es mit glühenden Augen betrachtete. Hörte man nicht die Musik, die Flöten und Geigen unter dem Kerzenleuchter, Geflüster und leises Lachen? Ich preßte mein Ohr ganz dicht daran, um dieses Klingen zu hören und spürte es wie einen Wirbel, der mich durchwehte. Die Erwartung des Lebens durchzog mich als bange und süße Ahnung. Ich lehnte meine Wange an das Bild, ich berührte es mit den Händen und beroch es und fuhr manchmal mit der Zungenspitze über

eine Ecke, wie ein Kind es wohl tut, wenn es sich eine Sache mit allen Sinnen zu eigen machen will. Ich weiß nicht, ob dieses Bild unter meinen verzehrenden Blicken auch dahinsiechte wie alle anderen Gegenstände dieses Zimmers. Ich könnte mir denken, daß die Glut meines Kinderherzens es vor diesem frühzeitigen Geschick bewahrte, es lebendig und gültig machte inmitten aller toten Dinge, wenn es nicht überhaupt ein Bild war, dem die Zeit nichts anzuhaben vermochte.

Um dieses sonderbare Gefühl zu spüren, um das leise feine Klingen zu hören, drang ich hier ein, kletterte auf das rote Sofa und rührte mich nicht, wenn man nach mir rief und suchte. Vornehmlich an Sonntagnachmittagen hielt ich mich hier auf, wenn der Schnee an die Scheiben prickelte und der Wind wimmernd durch den Kamin fuhr. Aber auch an Sommerabenden war ich hier zu finden, wenn alle im Garten saßen und ich sicher war, ungestört zu bleiben. Denn das Klingen war nur zu hören, wenn es ganz still um mich war. Und ich vernahm es ganz nahe, näher noch als an meinem Ohr. Ich fühlte es in mir selbst erklingen und wurde ganz froh dabei. Es kam mich die Lust an, gleich jenen Menschen zu tanzen, zu lachen, laut zu singen. Ich raffte mein Röckchen und hob mich auf die Zehen und knickste tief und feierlich vor dem Klabauter und wirbelte im Kreise. Man mußte sich zusammennehmen, um nicht heimlich auszubrechen in die Welt! In die Welt!

Das graue Haus am Berge

Das alte graue Schulhaus war in früherer Zeit ein städtisches Hochzeitshaus gewesen. Es war als ein hohler Würfel um einen großen mit Ziegeln belegten Hof gebaut, dessen Dach der Himmel war. Um das obere Stockwerk lief innen eine breite Holzgalerie, auf die alle Zimmer mündeten. Ich liebte diesen absonderlichen Bau, der so anders war als alle gewohnten Häuser, der an Bilder aus fernen Ländern erinnerte, irgendwo in einem Buch geschaut. Ich liebte besonders das Stückchen ewig wechselnden Himmel über dem Innenhof, und wenn ich über dem Geländer der Galerie hängend hinunter schaute, wo die Frau des Hausmeisters ihre Bettvorleger klopfte, so versuchte ich oft, durch Ausdrücken eines nassen Schwammes über ihrem Kopf sie zur Aufgabe ihrer Tätigkeit zu bewegen. Denn, so meinte ich, dort unten müßte eigentlich ein Springbrunnen spielen und ein Löwe herumgehen. Von hier oben aber sollten Clematis und Rankrosen hängen mit vielen bunten Vögeln darin.

Statt dessen tauchte dann immer wie aus dem Boden geschossen ein Lehrer auf oder das gelbliche Gesicht des Rektors: „Was turnst du hier herum? Du willst wohl hinunterfallen! Marsch, in die Klasse!“

Im Tun und Treiben der Lehrer war noch weniger Verlässlichkeit als in dem der anderen Erwachsenen. Es gab keinen Schutz gegen sie. Manche glichen bösen wilden Tieren, die man aus unbegreiflichen Gründen frei herumlaufen ließ. Ihrer Unberechenbarkeit war man auf eine schlimme Weise preisgegeben. Nie wußte man, wessen man sich vor ihnen zu versehen hatte. Heute so und morgen anders. Wie konnte man auch Vertrauen zu einem Mann haben, der Schindewolf hieß? Oder hatte nur ich diese Vorstellung von Geschunden- und Gefressenwerden?

Grauhaarige Männer, auf Taille geschnürte ältere Fräulein, die vor den Töchtern der Reichen in Süßigkeit dahinschmolzen, sie nur mit Vornamen anriefen, während mir jedes Mal Vor- und Zuname wie ein Peitschenhieb um die Ohren knallte, die die Zensuren schlechter Schüler nach Täubchen- oder Hühnchenopfern regelten und knifflige Fragen nur an jene richteten, die weder zu der einen noch zu der anderen Art gehörten, sondern wie ich, in jeder Weise die Mitte vertraten. O, ich hatte sie bald durchschaut! Denn neben meinen Träumen und ganz unabhängig davon, war mein Verstand ein kühl beobachtender Zuschauer. Bald gab ich allen Lerneifer auf und fand, daß es ziemlich ohne Bedeutung war, was die Lehrer so sagten und lehrten. Was wußten sie auch von den Dingen, von denen mir das Herz voll war und von den Geschichten aus dem Krankenhaus, die weit wunderlicher waren als die in den Schulbüchern.

Auch im übrigen hielt die Schule nicht, was ich nach den Erzählungen meiner Tanten, die nur von lustigen Streichen berichtet hatten, füglich erwartet hatte. Es war enttäuschend, daß man so wenig Freundliches an ihr entdecken konnte. Die Stunden glichen eine der anderen in ihrem Gleichmaß und ihrer Langeweile. In jeder schien die Zeit zu einem zähen Brei geronnen, durch den man sich hindurchzufressen hatte. Nichts tröstete über die Qual langer Rechenstunden, wenn draußen die Vögel riefen, wenn der Wind den Duft von Heu und Linden durchs Fenster trug, die Sonne sich höher und höher am Himmel schob. Stillzusitzen, wenn blühende Wiesen lockten und vor den Toren die Brunnen rauschten! Sich mit diesen Zahlen abplagen, die böartigen Gnomen gleich mit einer Mechanik ausgestattet waren, die sich nicht begreifen ließ. Immer wenn man eine Zahlenleiter hinaufgeklettert war und glücklich aufatmend beinahe oben angekommen,

wollte es jedes Mal einer der tückischen Kobolde, daß man ins Stolpern geriet und kopfüber kopfunter wieder ins Bodenlose fiel, um sich mit erlahmender Kraft aufs Neue anzuschicken, wieder hinaufzusteigen. Dann schrie der Lehrer: „Du hast wieder geträumt Luise Schmidt, mach die Augen auf, groß genug sind sie ja!“

Nur die Heimatkunde war schön und besonders die großen bunten Bilder hatten es mir angetan, die die Jahreszeiten versinnbildlichten und auf denen man mit den Augen herumspazierte und ganz vergaß, daß es nur ein Bild war.

Auch die Geographiestunde entschädigte ein wenig, weil das mit Weite zusammenhing, mit der Ferne, die ich durchmessen wollte, später, wenn ich groß war. Und ich fuhr mit den Fingern auf der Landkarte die Flüsse nach, die ins Meer mündeten und hatte alle Segel gesetzt, stand auf hohen Gebirgen oder kroch durch Afrikas dunkle Urwälder, keiner Gefahr achtend. Städte taten sich auf wie Aladins Wunderhöhle und über Wiesen und Hügel schob ich mein Haus, einen Schäferkarren.

Auch das Schreiben liebte ich. Die Buchstaben schlossen sich gefügig aneinander, die Zeilen erinnerten an grüne Girlanden, an mit Obst behangene Spaliere. Über die Tafeln und Hefte gebückt, die Zunge im Mundwinkel, zogen wir Strich auf, Strich ab, Haarstrich, Grundstrich, auf, ab, während die Sonne an den grauen Wänden entlangschlich, über das Bild des Kaisers und der Kaiserin, über den Fußboden und entlang der großen schwarzen Tafeln, an der von vorwitziger Hand hingekritzelt stand:

Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön,

Herr Lehrer, wir wollen spazieren gehen!

Aber der Lehrer sah es entweder gar nicht oder wischte es gleichmütig fort. Spazierengehen – das gab es nur einmal im ganzen Jahr. Sehnsüchtig wanderten die Blicke der Sonne nach. Kam noch immer nicht das erlösende Klingelzeichen? Von fern hörte man die Klänge einer Drehorgel, die langsam näher kam, und nun erklang es dicht unter dem Fenster:

„Mein Herz, das ist ein Bienenhaus...“

Eine leichte Welle, als striche der Wind über Gräser, bewegte die blonden und schwarzen Köpfe. Aus einer Ecke kam unterdrücktes Kichern, aus einer anderen wehte ein Seufzer.

„Aufgepaßt! Stillgesessen! Haarstrich, Grundstrich!

Luise Schmidt, wo hast du wieder deine Gedanken!“

Tiefer beugten sich die Köpfe. Ferner war nun schon der Orgelmann. Das Lied von der „Rasenbank am Elterngrab“ klang mit seinen verwehten Tönen, so in Bruchstücken, nur noch trauriger herüber.

Köstliche Viertelstunde, da man hinauslaufen durfte, sein Butterbrot zu verzehren! Das Schulhaus lag „auf dem Berge“, einem hoch gelegenen Stadtteil. Der noch höher gelegene Spielplatz war durch eine Tür aus dem ersten Stockwerk zugänglich. Von hier aus hatte man einen weiten Blick über das Werratal. Ich zwängte mein Gesicht durch die Gitterstäbe, die den Blick verstellten und sah hin über die Stadt, über das breite Tal des Flusses und die es umsäumenden Höhen. Ein steiler, unzugänglicher Hang, um den der Fluß seine Schleife zog, umgab den Berg auf dieser Seite. Dorniges Gestrüpp überwucherte ihn. Man sah hinunter zu den Lohmühlen und den kleinen krummen Uferhäuschen. Von dort klang immer Musik herauf, laute, schmetternde Trompeten. Denn in einem dieser Häuschen wohnte Herr Muscat, der Stadtkapellmeister. Ein Mann, der immer im schwarzen flatternden Bratenrock, einen Zylinder auf dem Kopf, an der Spitze seiner Musikanten durch die Straßen marschierte, am Johannisfest, am Sedantag, an Kaisers Geburtstag, umgeben von Fahnen und Geschmetter und festlich geputzten Menschen. Sein Leben mußte ein ewiger Feiertag sein, wenn er auch oft bei solchen Gelegenheiten, aufgeregte und schwitzend, mit seinem Tabaksdöschen fuchtelte, daß ihm das Pincenez von der Nase rutschte, und wenn er auch manchmal mit einem wütenden „Fis, fis, verdammter Kerl!“ seine Bläser anblies. In meinen Augen erhöhte das nur seine Außerordentlichkeit.

Hier oben stand ich nun täglich in den Schulpausen und hörte dem Üben der Musikanten zu. Was sollte ich auch sonst beginnen? Um mich herum lärmten die anderen. Sie haschten sich oder gingen untergehakt in langen Reihen. Sie tauschten Liebig- und Stollwerkbilder, spielten Ringelreihen, wirbelten im Kreise und flatterten plötzlich schreiend auf wie Krähenschwärme auf dem Felde, um sich in einer anderen Ecke des Schulhofes niederzulassen. Sie lärmten um dies und stritten um jenes. Ich stand meist ein wenig abseits und verfolgte mit strengen Augen und heimlicher Verachtung dieses kindische Gehabe, über das ich hinausgewachsen war, noch ehe ich es recht besessen. Und doch wünschte ich nichts sehnlicher, als mitzutun und mein ganzes Verlangen ging nach einer Spielgefährtin und Freundin.

Aber Kinder mieden mich und sie mieden noch mehr mein Zuhause. Sie kamen nicht, um mit mir zu spielen und forderten mich auch niemals auf,

zu ihnen in die Stadt zu kommen. Sie begegneten mir mit scheuen Blicken, mit Mißtrauen, frommem Gruseln und offener Verachtung. Das Haus schien auf eine unbestimmte Weise auf mich abgefärbt zu haben. Sie rümpften die Nase: „Du riechst nach Karbol.“ „Du steckst an.“

Es half dann wenig, auf meine Gesundheit hinzuweisen, mit Garten und Blumen, mit Vogelnestern und Goldfischteich zu locken. Sie schüttelten nur den Kopf. Sie hatten das alles auch und mehr dazu. Es war nichts Besonderes in ihren Augen.

Nun gab es aber doch einige Dinge, deren sie sich nicht rühmen konnten: einen Knochenmann, einen Totenkeller und ein Operationszimmer. Wenn ich diese Dinge auch innerlich etwas widerstrebend ins Feld führte, zwingender als die leise mahnende Stimme des Gewissens war die Not meines Alleinseins.

„Wenn ihr mitkommt, zeige ich euch alles“ lockte ich eines Tages, in der Hoffnung, hätten sie sich erst einmal entschlossen, wäre erst ein Anfang gemacht, so würde sich alles andere von selbst ergeben, und sie vergaßen vielleicht über Teppichbeet und Springbrunnen den Knochenmann und das Operationszimmer, so daß ich gar nicht gezwungen war, mein Versprechen einzulösen, bei dem mir wenig wohl war.

„Nur bis vors Tor“, sagten einige Mutige, standen dann zögernd davor, sahen ein Weilchen durch das Gitter und schickten sich an, wieder umzukehren.

„Wenn ihr leise und schnell macht – ich zeige es euch!“

Lulu kam mit, Rieke und Lene. Sie hielten sich die Nase zu und stürmten hinter mir her die Treppe hinauf. Vorsichtig, mit wildem Herzklopfen spähte ich erst einmal durch den Türspalt: „Schnell!“

Sie standen betreten herum, und es waren doch die Dreistesten der Klasse.

„Dies hier ist die Chloroformmaske. Dies sind Klammern für Wunden. Faß nicht an! Dies ist eine Knochensäge und dies...“. Aber was war nur mit ihnen? Ihre Gesichter waren auf einmal ganz verändert, fremd sahen sie aus. Und plötzlich machten alle wie auf ein geheimes Kommando kehrt und stoben mit zugehaltenen Nasen wieder davon. Enttäuscht und erleichtert zugleich sah ich ihnen nach. Es war schwer, es lag an diesem Haus – ganz sicher.

Und doch mußte es noch etwas anderes sein, was mich von ihnen trennte, nicht nur das Haus. Dies war nur eine jener Begebenheiten, bei denen ich ein trennendes Anderssein schmerzlich spürte. Hier war es ja noch

einzusehen, daß diese ungewohnten und furchteinflößenden Dinge eher abschrecken als anlocken konnten. Aber schloß mich nicht auch in der Schule ein allgemeines und unverlierbares Gefühl von Fremdheit von ihnen ab? Nie suchte jemand aus eigenem Antrieb meine Gesellschaft, und wenn ich in einer plötzlichen Aufwallung des Herzens, in dem Wunsch nach Mitteilung und Gemeinsamkeit, den Arm einer Gefährtin ergriff, schüttelte sie mich ab, und ich sah in ein paar befremdete, abweisende Augen. Lag es an dem Unterschied zwischen meinem verschlossenen Wesen und der Lebensleichtigkeit der anderen? Wie einfach, wie spielerisch lösten sich in ihren Erzählungen alle Dinge, die in meinem Zuhause von Bedenken überschattet, mit schweren Gewichten von Wenn und Aber belastet wurden. Bisweilen spürte ich ihre Abneigung wie eine körperliche Mißhandlung. Dann dachte ich aufatmend an das Haus als eine wohlgeborgene Stätte und das Gehege der Gärten war köstlicher Besitz. Aber was wußten diese hier davon? Gärten mochten sie ja auch haben, solche mit Kohlköpfen und Radieschen. Aber mit solchen Bäumen? Was wußten sie auch von den seltsamen Dingen, die der kranke Landstreicher Gesang erzählte, oder von der abendlichen Küche mit ihren Gespenstergeschichten, dem Lachen, Singen und Tanzen! Was wußten sie von der Freude, wenn einer plötzlich seine Krücken von sich warf und aufjubelte: „Ich kann gehen, guter Gott, ich kann wieder gehen!“ Oder wie traurig es war, wenn ein Armer zu Grabe getragen wurde... Langweilig und geradezu leer mußte es bei ihnen zuhause sein in den aufgeräumten Etagenwohnungen, zwischen den Mauern und Höfen der Häuser. Nein, ich hätte nicht damit tauschen mögen. Und so jung ich auch war und so wenig ich es hätte in Worten ausdrücken können: Auf einmal fühlte ich die ganze Fülle, den unsäglichen Reichtum, den mein Haus barg und verschenkte, seine geheimen ungreifbaren Kräfte, die meine Seele füllten und formten – fühlte es jenseits aller Worte und Begriffe.

Es war schön, daß der Schulweg weit war, daß er über Felder, durch Pfade zwischen Gärten und Hecken führte, daß ein rieselnder Bach über den Weg lief, der übersprungen werden mußte, ein blumiger Hang einlud, sich hinabzurollen, daß die Linden von Bienen summten und die Drosseln in den Rosenhecken schlugen.

Lange dehnte sich der Weg und endlos schien er an manchen Tagen. Oft vergaß ich ganz, warum ich hier ging und wohin ich wollte. Das war ja auch so eine Besonderheit, die immer zu raten aufgab: Daß manchmal ein Weg lang sein konnte und ein andermal kurz – der gleiche Weg! Auch mit

den Tagen verhielt es sich so. Das war wohl eins der Geheimnisse der Großen, das sie nicht preisgaben. Vielleicht drehte an manchen Tagen Gott das große Weltkarussell herum und an anderen Tagen der Teufel. Es war auf jeden Fall ratsam, sich mit beiden gut zu stellen und abends gleicherweise zu beten: Lieber Gott und lieber Teufel - -, wenn auch die Tanten entsetzt aufschrieten, mit der Hölle drohten und „gottloses Balg“ sagten. Nun, vor der Hölle war ja niemand sicher. Aber wenn ich wirklich hineingeraten sollte, so konnte der Teufel unmöglich allzu schlimm mit mir verfahren, wenn ich zu ihm gebetet hatte. Er würde dann vielleicht etwas weniger einheizen unter meinem Kessel, und statt mich braten zu lassen, würde es nur wie ein etwas zu heißes Bad werden.

Manchmal gelüstete es mich, heimwärts über den Nikolaiplatz zu gehen, obwohl der kleine Umweg immer einige der kostbaren, viel zu karg bemessenen Minuten verschlang, die der Vater für den Weg errechnete und die er oft genug mit der Uhr in der Hand beim Nachhausekommen kontrollierte. Lockte mich der altersgraue Turm mit seinem „Dietemännchen“? Er war sehr hoch, der Turm und den Kopf in den Nacken legen, das tat gar bald weh. Auch stieß das Dietemännchen wohl nur um Mitternacht in sein Horn, sehen tat man es nie. Vielleicht war es zu jener Zeit auch schon gar nicht mehr da, und es ging nur noch die Sage von ihm oder ein Nachtwächter hatte es abgelöst, das alte Wahrzeichen, nach welchem die Leute in der Stadt „die Dietemänner“ hießen. Mehr wohl noch lud der Platz selbst zum Verweilen ein, dieser kleine, ein wenig abschüssige Plan, auf dem im Winter die Jungens auf ihren Holzschlitten, Brettern und Strohwischen hinabrutschten. Wie eine gemütliche Stube lag er da, von ein paar alten Bäumen bewacht, und die putzigen Häuschen, die sich um ihn herumräkelten, standen gewiß nur am Tage so still da. In ihren Fensterscheiben war ein heimliches Geblinzel. Es war wohl zu denken, daß sie in der Nacht, wenn der Lärm auf den holprigen Katzenköpfen verstummt war, lebendig wurden und herumtorkelten zu den Klängen aus Dietemanns Horn.

Auch im Winter ließ sich auf diesem Weg manches erleben, was die hasenswerte Kälte vergessen machte. Durch den dunklen Morgen leuchtete hell und wärmeverheißend das rötlich aufschießende Feuer der Schmiede am Brauhaus, in deren weit offenem Tor die Schmiedeknechte an Pferden hantierten. Gern hätte man da ein wenig verweilt, dem Beschlagen der Pferde zugesehen und sich die Hände am Feuer gewärmt, auch wohl einmal den Blasebalg gezogen, daß die Funken sprühten. Aber man mußte – was half's – vorübergehen und konnte höchstens noch ein wenig auf dem

zugefrorenen Goldbach schlittern, der sonst so lustig quer über die Straße lief, daß auch die Erwachsenen immer einen Sprung machen mußten und Wagen und Kutschen in seiner Rinne bedenklich ins Schwanken kamen.

Der Dieb aber an der Mauer der alten Klosterkirche, der bei seiner Flucht aus dem Fenster in Stein verwandelt worden war, er zeigte in allen Jahreszeiten sein entsetztes, angstverzerrtes Gesicht. Nie konnte man hier vorübergehen, ohne einen scheuen Blick auf ihn zu werfen. Ja, es war immer noch da, dieses furchtbare Gesicht. Wurde es denn nie erlöst, zurückverwandelt aus dem Stein? Einmal mußte doch die Strafe abgebüßt sein! In alle Ewigkeit so? O Ewigkeit, du Donnerwort, o Schwert, das durch die Seele bohrt, o Anfang ohne Ende... wir sangen es in der Schule.

Ewigkeit – ohne Ende. Die fensterlosen Lagerhäuser in der Gebrüderstraße mit den schwarzen Luken, aus denen Gerüche von Fellen und Häuten und toten Tieren wehten, aus denen auch vielleicht einmal unversehens eine dürre Hand langen könnte, um einen hineinzuziehen, Gott weiß in was – nun lagen sie schon längst hinter mir, auch der Spielwarenladen von Frau Luss mit seinen Stikkästchen und Perlensäckchen, heute ganz übersehen – und noch immer hatte ich es nicht ergründet – das Donnerwort ...

Wenn dann plötzlich das dünne Gebimmel der Schulglocke den Weg zu meinen Ohren fand und das große graue Haus auftauchte, schrak ich aus meinem Gegrübel und flog wie gejagt durch die Straßen. Erhitzt und verwirrt stürmte ich in die Klasse, vom Lehrer jedes Mal mit mißbilligendem Kopfschütteln empfangen. „Du kannst dich wohl nicht manierlich betragen!“

Ach ja, die Lehrer! Und diese Bänke, die immer ein wenig zu hoch waren. Irgendwie war auch der Lehrer zu hoch. Alles paßte nicht so ganz. Man mußte wachsen. Das war auch eine Aufgabe. Aber es sprach niemand davon. Ein Glück, daß man das nicht auch aufgeben konnte, um dann zu sagen: Das hast du wieder nachlässig gemacht! Wo ist der fehlende Zentimeter?

Bruder Karl

Die Einsamkeit umschloß mich wie ein Gehäuse, eine Einsamkeit, zu der mein Kinderherz in keinem Verhältnis stand.

Wohin sollte ich den ständig zunehmenden Vorrat an Liebe geben, der wie ein gestauter, ewig rückfließender Strom alle Ufer des Seins zu überschwemmen drohte? Es blieb nur Gott, von dem anzunehmen war, daß er

der Kraft meines Herzens standhielt. Ich wandte mich ihm zu, wild und heftig und mit aller Inbrunst, dem alttestamentarischen Gott, wie er sich auf den ersten Seiten des biblischen Lesebuchs fand, strafend, rächend, belohnend. Es war eine oft furchtbare und unverständliche Macht – immerhin aber noch faßbar, wenn man ihn mit dem Vater, dem Lehrer oder dem dicken Schutzmann verglich. Ja, es schien, als ob man mit ihm noch besser verhandeln könne als mit jenen, wenn ich verborgen in einem Winkel oder im dichten Gebüsch vor ihm kniete. Ich sprach mit diesem Gott, ich suchte Vorteile zu erhandeln, Belohnungen einzuheimsen, Strafen zu entgehen. Ich machte ihm Vorwürfe und bot ihm Trotz, und es war wohl meine Einsamkeit, die, hätte ich auch nie von ihm vernommen, ihn sich geschaffen hätte. Manchmal versuchte ich mit kindlichen Gaben ihm Opfer zu bringen, um ihn mir geneigter zu machen. Aber wie gering mußten ihm die Gaben erscheinen, ihm, der von Abraham verlangte, seinen eigenen Sohn zu opfern! Er konnte wohl Unerhörtes fordern.

Ich liebte Gott, wie ich die Gärten, die Bäume, die Erde liebte. Ich wünschte, daß es noch mehr sein möge, viel mehr, was man lieben konnte. In diesen kindlichen Andachten prüfte ich mein Herz, ob es meine Schuld sei, daß ich den Vater nicht ganz in jenes großartige Gefühl mit einbeziehen konnte, wie es Gott und eine Stimme in mir doch gebieterisch verlangten. Ein Kind, das seinen Vater nicht liebte! Gewiß von Gott verworfen für alle Zeiten! Es würde wenig nützen, daß ich zu Opfern bereit war.

Blätterte ich ein paar Zeilen weiter in meinem biblischen Lesebuch, so hatte sich mit einemmal alles gründlich verändert. „Altes Testament“ – „Neues Testament“, das waren Überschriften, die mir nichts sagten. Erst viele Jahre später erfuhr ich, daß dazwischen ein paar hundert Jahre menschheitsgeschichtlicher Entwicklung lagen. Ratlos blätterte ich vor und wieder zurück. Was war aus diesem tätigen Gott geworden, der vordem die Erziehung der Menschen so tatkräftig handhabte. War er alt geworden? Müde? Hatte er sich verärgert zurückgezogen? War das überhaupt noch der gleiche Gott oder ein ganz anderer? Warum brauchte er jetzt einen „Mittler“? Die Person Jesu Christi erschien mir sehr verehrungswürdig. Aber der Begriff der Dreieinigkeit war nicht zu fassen und auch nicht die Geschichte vom „Lamm Gottes“, welches der Welt Sünde trägt. Der Gedanke, daß jemand für mich sterben, meinewegen Ungeheures erleiden sollte, damit ich ungestört Böses tun konnte, um schließlich doch in den Himmel zu kommen – dieser Gedanke war unerträglich. Sollten doch alle

Menschen so leben, daß sie die Hölle nicht zu fürchten brauchten. Was gab es Einfacheres?

Freilich, es gab auch vieles, was nicht einfach war, Dinge, auf die es keine Antwort gab, so sehr man nach einer verlangte. Ich hatte auch manches Wenn und Aber auf dem Herzen, aber es schien nicht ratsam, sie vorzubringen, weder zu Hause noch in der Schule. Es würde nur wieder schlimm ausgehen, ja, das würde es. Die Tanten würden wieder „gottloses Balg“ sagen und der Lehrer? Nein, daran war überhaupt nicht zu denken in dieser Schule, in der man nur zu antworten, aber nicht zu fragen hatte.

Aber – wenn Gott allwissend war, warum prüfte er dann die Herzen der Menschen durch Unglück und Schicksalsschläge, durch Not und Krankheit. Er müßte sie doch alle kennen und im Voraus wissen, wie sie es aufnahmen und trugen. Und wenn er allmächtig war, warum ließ er so manches zu, was ihm zu ändern ein Leichtes sein mußte?

Da war zum Beispiel Karl, der kleine Bruder. Was war nur mit ihm? Er taugte zu keinem Spiel. Er war ein tapsiger kleiner Bär, den man nur hüten konnte. Eine Behütung, die beständige Aufmerksamkeit erforderte, die nichts anderes zuließ und jede eigne freie Bewegung hinderte. Immer war er in Gefahr, irgendwo herunterzufallen, in den Springbrunnen oder in die Aschengrube, sich zwischen Holzstapel und Gerümpel zu klemmen, von wo er nur unter Schwierigkeiten befreit werden konnte.

Er wurde geherzt, geküßt, geknufft, geschlagen, geschimpft. Er wurde gebadet und gesalbt und verbunden und in nasse Laken gewickelt, aber seine kranke Haut änderte sich nicht. Er wanderte tagsüber von Arm zu Arm, von Rockzipfel zu Rockzipfel. Er war schon vier Jahre alt, stand mitten im Zimmer und ein Bächlein lief aus seinem Hosenbein.

„Warum sagst du nichts, so groß wie du schon bist!“

Schützend hob er die Arme vors Gesicht.

Das war auch eine seiner Besonderheiten, daß er nicht weinen konnte. Wurde er geschlagen, so entrang sich ihm nur ein trockenes Schluchzen, und seine Augen bekamen einen starren Glanz wie die eines Fiebernden. Man hielt dieses Nichtweinen für „Dickfelligkeit“ und prügelte ihn noch mehr, um wenigstens diesen sichtbaren Erfolg zu erzielen. „Nicht einmal weinen tut er, so verstockt ist er!“

„Vielleicht kann er nicht“, wagte ich einzuwerfen, weil es mir, der die Tränen so locker saßen, unverständlich war.

„Kann nicht? Du Dumme! Jeder Mensch kann weinen.“

Aber mit der Zeit erwies es sich doch, daß ihm diese Fähigkeit, wie so manche andere, versagt war.

Hatte er nun, spät genug, laufen und sprechen gelernt, so waren doch seine Absonderlichkeiten geblieben. Warum half der liebe Gott hier nicht, wo ich ihn doch nun schon so lange Zeit jeden Abend darum bat! Jetzt, wo Karl zur Schule ging, wurde alles noch deutlicher, noch wirrer und schwerer, für ihn und für uns alle. Besonders aber für ihn. Er lernte nicht gut. Er begriff schwer und konnte nicht aufpassen. Er mußte schreiben und rechnen lernen, und es machte ihm unendliche Mühe, Buchstaben und Zahlen zu formen oder sie gar in seinem Kopf zu ordnen, daß sich ein Sinn ergab. Als sei ihm alles zutiefst unverständlich und fremd, was an ihn herantrat oder ihm abverlangt wurde. Wie das ganze Dasein ihm wohl fremd und feindselig war und kaum zu bewältigen. Wohl gab er sich Mühe, soweit er es konnte, immer wieder aber abgedrängt von allem, was um ihn herum vorging: von Geräuschen (von diesen besonders), von Gerüchen, von einer summenden Fliege am Fenster. Er sah mit leidvollem Tierblick auf den zornigen Vater, der rasch die Geduld verlor und duckte sich unter den erbarungslosen Schlägen, die auf ihn hereinprasselten, wie vor einem Gewitter. Dann versuchte er unter trockenem Geschluchz, es besser zu machen. Aber er schaffte es nicht. Der Schweiß brach ihm aus vor Anstrengung, er wurde bleich und fiel schließlich in Ohnmacht. So wehrlos war er, so preisgegeben, und so kümmerte er durch die Tage, von Ängsten, von Pein und Drangsal geschüttelt. Ein Fremdling, versehentlich in dieses Dasein geraten und nicht voll zugehörig. Was war mit ihm? War er verhext? Es war doch wirklich, als ob eine dunkle Macht ihn umklammert hielt. Sah es denn niemand?

Es sei kein Staat mit ihm zu machen, sagte öfters ärgerlich und unwirsch der Vater. Vielleicht gab sich noch alles beim Heranwachsen, so hoffte er. Er war ja erst sechs Jahre.

Auch Karl fürchtete sich wie ich vor vielen Dingen, wenn auch vor anderen als ich. Es war sein Unglück, es nicht so gut verbergen zu können, und ich sah an seinem Beispiel, wie viel schlimmer alles wurde, wenn sich die Erwachsenen einmischten. Wie sie mit ihrem Gelächter, ihren deutlichen und aufklärenden Worten, ihrer großsprecherischen Überlegenheit oder mit Gespött und Geschimpf nur noch mehr schreckten, störten und verwirrten. Wie damit ihre Verlässlichkeit brüchig wurde, ihr Schutz wie Glas splitterte, den man sich doch, um alles in der Welt, wie eine Mauer wünschte, dicht und heilgefügt.

Karl fürchtete sich vor dem Feuer im Ofen, an das er, ängstlich an Mutters Rockzipfel geklammert, laute Beschwörungen richtete: „Tu mir nichts, lieb Feuerchen! Ich tu dir auch nichts.“

Laute Geräusche waren noch schlimmer. Schon dem Entkorken einer Flasche sah er ängstlich und gespannt zu. Seine Lider flatterten. Erlöst atmete er auf, wenn der winzige Knall verpufft war. Das Zerschlagen einer aufgeblasenen Tüte ließ ihn erleichen und davonlaufen, ein unvermutetes lautes Geräusch in seiner Nähe brachte ihn zum Umsinken.

Kein Wunder, daß man ihn nicht schonte, sondern nur daran ging, ihn „abzuhärten“. Daß man ihm aufgeblasene Tüten vorhielt und verlangte, er solle sie zerschlagen oder ihm ganze Schachteln dieser kleinen roten Zündblättchen gab und ihn anhielt, sie zu zertreten. Daß man ihn ans Feuer führte, ganz nahe, um ihm seine Ungefährlichkeit zu beweisen, obwohl ja seine Gefährlichkeit ebenso bewiesen werden konnte. Oder daß man ihn vor jenes Bild in der großen Stube zerrte, das für ihn wahrscheinlich das Schlimmste aller Übel war: Jäger und Wilddiebe hinter Bäumen lauernd, mit angelegten Gewehren, die gewiß jeden Augenblick losknallen konnten.

Gewaltsam vor das Bild geführt, befahl ihm heftiges Zittern und große Schweißperlen standen auf seiner Stirn.

Der Vater lachte ihn aus. Er wäre eben nicht von seiner Art, sagte er mit Betonung. Die Mutter schimpfte ärgerlich auf seine „Schlappheit“. Sie mochte den Vorwurf „dieser Art“ auch nicht auf sich sitzen lassen.

Auch ich ließ ihn oft meine Ungeduld spüren, fuhr ihn hart an, wenn er das Federvieh jagte oder gab ihm einen Klaps, wenn er Schlüssel oder andere Gegenstände in den Springbrunnen oder die Jauchegrube warf, um es „plumpsen zu hören“. Aber wenn ich dann diese großen, fiebrig glänzenden Augen in ängstlicher Abwehr auf mich gerichtet sah, Augen eines in die Enge getriebenen Tieres, schämte ich mich und hätte meine Lieblosigkeit gern ungeschehen gemacht. Dann nahm ich ihn am Abend zu mir ins Bett, um mit Zärtlichkeit und freundlichen Worten alles wieder gut zu machen. Wenn ich diesen kleinen prallen, immer mit Verbänden umwickelten, nach Medikamenten riechenden Körper neben mir fühlte, überflutete mich heißes Mitgefühl, und ich bat ihm reuevoll alles ab: „Sei mir nicht böse, weil ich dich heute geschlagen habe, weil du – du weißt schon – – ich will’s nicht wieder tun – aber du auch nicht, ja?“

Und Karl sagte ja oder nein, wie ich es wünschte und sprach auch getreulich Wort um Wort die langen Gebete nach, die ich erfand, wenn er auch meist darüber einschlief.

Wie konnte man ihn ändern oder doch sein Leben zum Guten wenden? Seine kranke Haut voll Grind und Schwären peinigte ihn Tag und Nacht mit einem unerträglichen Juckreiz. Der nasse Fleck in seiner Hose war ein Schandfleck, der mir die Schamröte ins Gesicht trieb, wenn wir zusammen von der Schule kamen und Karl an meiner Hand heimwärts trottete. Ich lief mit ihm weite Umwege durch fremde Gassen, wo uns niemand kannte, rannte mit tief gesenktem Kopf blind und wild dahin und zerrte ihn hinter mir her, daß er mit seinen kleinen Beinen kaum nachkam. Aller Augen fühlte ich nur auf uns gerichtet und fing nun an zu zetern, wie ich es von den Erwachsenen hörte: „Schämst du dich denn gar nicht, du abscheuliches kleines Ferkel! Warum tust du das, so groß wie du schon bist!“ Aber sein Gesicht blieb völlig unbeteiligt, als seien meine Worte nur ein Geräusch mehr unter den verworrenen vielen anderen.

Ja, wie konnte man alles ändern? Es müßte alles von Grund auf anders sein. Anders. Aber ich wußte nicht wie und in welcher Weise. Mein Herz wollte sich nicht dabei beruhigen, auf spätere Zeiten zu hoffen oder auf Gott und eins seiner Wunder. Ich zweifelte im Geheimen oft gar an seinem Können und seinem guten Willen. Er wollte offenbar nicht, er, der doch allmächtig war. Vielleicht hätte er eine ganz neue Welt für ihn schaffen müssen – etwas anderes schien es gar nicht zu geben. Aber das war ja wohl zu viel verlangt. Wenn man so vom Himmel aus das Gewimmel der Menschen auf der Erde betrachtete, dann mußte Karl nur ein winziges Pünktchen sein, auf das es dem lieben Gott vielleicht nicht sonderlich ankam. Er hatte wahrscheinlich Wichtigeres zu tun, und es war unbescheiden, ihm Abend für Abend damit in den Ohren zu liegen. Schließlich wollte er auch gar nicht helfen – wer konnte es wissen? Vielleicht verlangte er aus irgend einem Grunde, daß wir selbst ihm diese neue Welt schaffen sollten. Eine Welt, in der er sich wohl fühlte, worin alles für ihn nach einem Maß gemacht war, das er begriff...

Kleiner Bruder, heute weiß ich es, was ich damals noch nicht wissen konnte. Ich hätte viel an dir gut zu machen, wäre es noch Zeit dazu! Wie war es nur möglich, daß wir bis in unser Erwachsensein hinein so nebeneinanderher lebten, jeder seine Straße wandelnd in eisiger Entfernung, wie Gestirne, deren Wege sich in alle Ewigkeit nicht berühren! Du warst mir ganz verstellt durch die Gewalt und den Anspruch des Vaters, der dich nicht ausließ und gutmeinend immer Neues ersann, das dir zum Unguten ausschlagen mußte. Nie kam eine Klage über deine Lippen. Wie hätten auch Worte hingereicht für den Ansturm deiner Not! Und ich? Brauchte ich

nicht meine ganze Kraft, um mein eigenes Leben aus Dumpfheit und Enge herauszuführen, in der es, wie das deine, unterzugehen drohte? Und später, noch später? Ach, wenn mich auch mein Gewissen freisprechen will, weil ich selbst so verstrickt war in mein eigenes schlimmes Geschick – ist da nicht doch die Schuld eines Herzens, das dich allein ließ, allein bis zu jener selbstvernichtenden Tat – wiewohl es das einzige Herz war, das deine Not erkannte.

Die Familie

Es blieben nur die kranken und genesenden Kinder zum Spielen, das Dörtchen und der kleine bucklige Willi, der so lustige Sprünge machte und dann wie ein komischer Zwerg aussah. Wenn sie auch nicht auf Bäume kletterten, ihre Glieder meist nicht voll gebrauchen konnten, und man auf dieses und jenes Rücksicht nehmen mußte und ganz neue Spiele zu erfinden gezwungen war – was half's!

Zaghaft klinkte ich die Tür zum Kindersaal auf. Das Eintreten war immer das Schwerste: Den vielen Augen standzuhalten, die mir aus allen Betten entgegenstarrten, und in denen das Verlangen brannte, gleich mir gesund herumlaufen zu können, und dann den Geruch auszuhalten, diesen ungelüfteten, säuerlich-muffigen, vor dem ich jedes Mal zurückfuhr. War das überstanden, ging nachher alles leicht und von selbst. Ich brauchte nur mit den Augen zu winken, einen Apfel, ein Säckchen Murmeln, eine Puppe in der Hand zu halten, und wer halbwegs laufen konnte, kam mit hinaus.

Kam ich jedoch zur unrechten Zeit – und oft genug dachte ich nicht an die Stunde des Verbandwechsels – dann erspähte mich gleich die alte Kathrine, die auf einem Bettrand saß und massierte und verband. „Komm nur herein und hilf ein bißchen! Gib mal Paul den Thermometer, du weißt ja, wie er liegen muß. Und dann wickle die Binden hier auf, roll sie auf deinem Schenkel – sieh, so – aber gib erst mal Hänschen den Schieber. Dann müssen wir Annas Fistel versorgen, du kannst mir die Gaze halten. Ich bin allein. Luise ist in die Baracke gezogen – nichts wie Scharlach und Diphtherie – unsereins...“ Aber das sagte sie mehr zu sich selbst und es verlor sich im Gemurmel.

Dann war es für diesen Tag nichts mehr mit dem Spielen. Es dauerte ja immer lange, meistens bis zur Abendbrotzeit. Aber ich half. Wenn es auch galt, die Zähne zusammenzubeißen, Wunden zu sehen, die ein merkwürdiges Gefühl in den Eingeweiden verursachten, und auf Schreie gefaßt zu

sein, so fühlte ich mich doch bei diesem Tun um viele Jahre erwachsener. Ich war nicht mehr das „arme Bißchen“, wie die Tanten immer sagten, sondern zu etwas nütze wie die Großen.

Ich hielt die Gaze und sah, wie in eine kleine, sich harmlos gebende Öffnung eines kindlichen Schenkels, von einer Sonde geführt, diese weiße Gazestreifen verschwanden, die kein Ende zu nehmen schienen. Längst glaubte man, das ganze Innere von Anna müsse damit ausgefüllt sein. Hörten sie aber dann plötzlich auf, wenn man es schon gar nicht mehr erwartete, so schrak ich immer zusammen und holte tief Luft. Für eine Weile hatte ich ganz zu atmen vergessen und mein Blut, das sich in den entferntesten Winkel meines Körpers zurückgezogen hatte, kehrte überstürzt und in großen Wellen in seine Bahnen zurück.

Wenn ich feige war und nicht hinsah, war es bei weitem schlimmer. Denn nun sah ich es erst recht, wenn auch der Blick draußen auf den Ahornbäumen ruhte, mit denen die Sonne ihre Licht- und Schattenspiele trieb. Ich sah es mit nicht zu überbietender Deutlichkeit vor dem inneren Auge wie durch ein Vergrößerungsglas, übersteigert in seiner Schrecklichkeit. Es war schon ratsamer, sich an die Wirklichkeit zu halten und zu gewöhnen.

Matt und ganz wächsern lag Anna in ihren Kissen. Sie war so alt wie ich, neun oder zehn Jahre und hatte am ganzen Leib solche Wunden. Voller Stolz und Freude zeigte sie mir jedes Mal, wie andere Kinder ihre Murmeln und Perlen zeigten, die Knochensplitter, die sich aus ihrem Leibe gelöst hatten und ihn langsam auflösten in Eiter und Geruch. Anfangs hatte man sie mit ihrem Bett noch manchmal in die Sonne gestellt – aber das war schon eine Weile her. Jetzt lohnte es sich wohl nicht mehr. Das Försterskind würde sterben, hatte Kathrine zur Mutter gesagt.

Kam ich von solchen Ausflügen wieder in die Gemeinsamkeit der Familie, so kehrte ich zurück wie von einer weiten Reise.

Verwirrt und verwundert sah ich mich in diesem Kreise um: der Vater mit seiner langen Pfeife, in blaue Tabakwolken wie in seinen finsternen Ernst gehüllt, die Mutter bei ihrem Zeitungsroman und ihrem Glas Eierbier, das sie wie eine Medizin jeden Abend zur Stärkung trank, die Tanten stumm und ergeben Strümpfe stopfend – ein Bild abendlichen häuslichen Friedens, vertraut und doch...

Es mochte wohl die Ruhe und die dicke Stille sein, im Gegensatz zu dem lauten Aufruhr in meinem Innern, daß mir bisweilen alle ganz gläsern vor kamen, daß ich an „lebende Bilder“ bei Schulfesten denken mußte oder an

die Figur der Karussellorgel, die taktierend den Arm auf und ab hob und den Kopf nach links und rechts ruckte und ein Zwischending war von tot und lebendig.

Manchmal saßen auch schon alle beim dampfenden Essen und der Vater raunzte: „Wo hast du gesteckt? Du hast zum Essen pünktlich zu sein, verstanden?“

(Noch viele Jahre später, als alles längst vergangen war, irrte ich manchmal in meinen Träumen durch ein altes finsternes Haus, suche den Ausgang, gerate an lauter verschlossene Türen. Schließlich öffnet sich eine, die letzte, und ich sehe mich einem Kreis Menschen gegenüber, die schweigend bei dampfenden Schüsseln sitzen. Und jedes Mal schließe ich die Tür, halb mit einem beklemmenden, halb mit befreitem Gefühl: Es ist ein Traum und lange vergangen.)

Oft zeigte sich auch, daß das, was man draußen zu lassen hoffte, hier keineswegs halt machte.

Wenn ihn die Lust dazu ankam, erzählte mein Vater in seiner kargen und steifen Art von den Ereignissen des Tages, an denen ja alle teilnahmen, mit Mitgefühl, mit Gruseln und Neugier. Von den Schwierigkeiten einer Operation sprach er, von unerwarteten Zwischenfällen. Denn es gehörte zu seinen dienstlichen Obliegenheiten, bei Operationen die Narkose zu machen. Was gab es aber auch alles! Blut konnte aus Adern spritzen wie aus Fontänen. Mancher brauchte Unmengen Chloroform bis er bewußtlos war, andere starben schon an einem Wenig. Solche gab es, die in der Narkose ihre geheimsten Gedanken verrieten oder den Arzt hemmungslos beschimpften.

Anscheinend hörte ich gar nicht besonders zu, während mir doch kein Wort verloren ging, und ich hinter einer gleichmütigen Miene leidenschaftlich bemüht war, mir all das Ungereimte zu reimen.

Aus der Enge dieser Abende erwuchs mit zunehmendem Alter langsam und stetig die unbändige Sehnsucht ins Weite, so wie ich sie vor dem Bild im Doktorzimmer spürte, bei den Liedern aus den Krankensälen oder auf den Bäumen, wenn ich die Landstraße auf und ab schaute in Erwartung von Wundern und Abenteuern. Oft, wenn wir alle so zusammensaßen, ging mein Blick zur Türe, in der Hoffnung, jetzt, genau in diesem Augenblick, müsse sie sich auftun und jemand hereintreten, der mich an der Hand nahm und mit sich fortführte, als sei die Kraft meines Wunsches allein imstande, dieses Wunder zu vollbringen. Aber niemand kam. Keine Stimme

rief aus dieser stummen Wirklichkeit, keine leitende Hand streckte sich mir entgegen. Wer hätte auch kommen sollen – in dieses Haus – und zu mir?

Was meine Seele empfing, kam nicht von den Menschen. Es floß mir aus dem Haus zu, und dieses Haus war eine Welt für sich. In seine Abgeschnürtheit drang nichts vom lauten bunten Leben da draußen, und was sich in ihm begab, drang nicht über seinen Bereich hinaus. Vor seinen Toren machte die Welt halt. Jeder, der nicht kommen mußte, mied es, und es war ja auch nicht dazu angetan, Menschen anzulocken. Sie gingen alle am Zaun vorbei und warfen nur scheue und neugierige Blicke und hatten genug am Anblick seiner maskenhaft starren Fassade, hinter der sie sich wohl alles Erdenkliche vorstellten. Man sah es ihren Gesichtern an.

Still und versonnen lebte ich inmitten der Familie, und so sehr ich mich darin geborgen fühlte, es war doch immer, als gehöre ich nicht ganz dazu. Es fiel mir manchmal schwer, zu glauben, daß ich das wirkliche Kind meiner Eltern sei. Wie verwunschen und vertauscht kam ich mir vor, vielleicht von Zigeunern vor die Haustür gelegt? Eines Tages kam die goldene Kutsche! Vielleicht auch vom Himmel gefallen, wie die Mutter oft sagte.

Die Mutter! Sie war da wie die Luft, die man atmete. Sie war in keiner Weise fortzudenken. Aber hatte sie jemals Zeit für mich? Ihre Hausarbeit brauchte sie ganz auf, und mit den Jahren wurde sie immer schemenhafter, als ob der ewige Wasch- und Kochdunst sie immer dichter umhülle und immer unsichtbarer mache. Wie oft flüchtete ich vor ihrer Ungeduld, vor ihrem unwirschen: „Geh aus dem Weg, Kind. Lass mich zufrieden. Später. Nachher.“

Nein, auch die Mutter erkannte nicht das stille Verlangen nach ein wenig Zärtlichkeit, einem guten Wort. Manchmal im Winter, in der Dämmerstunde, als Karl noch kleiner war, wiegte sie ihn auf dem Arm und im Zimmer auf- und abgehend sang sie das traurige Lied von den Blümelein, die draußen zitterten. Ihre Stimme war wie ein Vogel, der stieg und fiel und wieder stieg.

War es die Dämmerung, die alle Dinge so traurig machte, der zuckende Feuerschein auf den Dielen – mehr noch war es wohl das nie beschwichtigte Verlangen, auch einmal auf den Arm genommen zu werden, was mich plötzlich weinen machte, so daß ich unter den Tisch glitt und unter der tief herabhängenden Decke meinen Kummer verbarg.

Auch die beiden im Hause lebenden Tanten waren immer von Eile bedrängt. Sie weckten mich morgens, kleideten mich zur Schule an und brachten mich auch manchmal abends zu Bett, wenn ich mich gar zu sehr

fürchtete, allein in mein dunkles abgelegenes Kämmerchen zu gehen. Aber kaum daß ich einmal, wenn schon die Kerze gelöscht war, fragen konnte, woher die Kinder kamen. Dann kicherten sie nur und liefen umso schneller davon.

Es waren junge Schwestern meiner Mutter, noch nicht lange der Schule entwachsen, lebensfroh und allzeit zu übermütigen Faxen aufgelegt, wenn sie die strengen und mißbilligenden Blicke von Schwester und Schwager nicht auf sich fühlten. Ich hätte da manchmal gern mitgetan, aber sie gingen ihre eigenen Wege. Etwas umschwirrte sie, an dem ich keinen Anteil hatte, Geheimnisse wohl, die sie ängstlich hüteten, und von denen ich nur manchmal einen Zipfel erhaschte, wenn sie mich baten, der Mutter nicht zu verraten, daß sie abends noch einmal in den Park gingen. Eine Bitte, die mir ganz überflüssig schien, denn was konnte die Mutter gegen so etwas Belangloses einzuwenden haben? Es war auch sonst leicht zu merken, daß sie der Mutter nicht alles sagten, was sie taten, und daß sie Angst vor dem Vater hatten, wie alle im Hause. Seinen Zorn zu erfahren war aber auch schrecklich. Dann steigerte sich der harte Befehlston zu einem Löwengebrüll, das jeden in ein Mauseloch scheuchte, auch wenn er sich keiner Schuld bewußt war.

So wie ich die Gegenwart meiner Mutter suchte, so mied ich die des Vaters. Seine strenge Stimme, sein Räuspern schon, scheuchte mich, vernahm ich es nur von weitem, in das dichteste Gebüsch, auf den höchsten Baum. Alles an ihm schien hart zu sein, aus Stein oder Eisen oder sonst einem zähen Stoff. Mein Erinnern weiß nichts von einem freundlichem Wort, einem frohen Lachen mit ihm. Wenn er einmal lachte, dann war es mir eher zum Weinen. So, als er den Uhu vom Baum schoß, diesen putzigen Vogel, der nun, bei Lichte besehen, eher komisch als unheimlich aussah, und den er allen, den Kranken und Gesunden, die ihn um des guten Schusses willen bewundernd umstanden, mit stolzem Lachen zeigte.

Er lachte auch, wenn einer der gefällten uralten Baumriesen des Parks zu seinen Füßen lag, die er umhieb, „um Ordnung in die Wildnis zu bringen“. Ein Anblick, bei dem mich ein so lähmender Schmerz ergriff, daß für Augenblicke alles dunkel und wirr vor meinen Augen wurde. Und er lachte, wenn er die langen Zweige der Trauerweide verschnitt, die doch mitten auf einer Raseninsel niemandem im Wege waren, und ich wild vor Entsetzen ihm in den Arm zu fallen suchte. Wenn ich dann mit Heftpflaster und Mullbinden die abgeschnittenen Zweige wieder anheftete, so flackerte zwar das Lichtlein der Vernunft in einem Winkel meines Kopfes wie von

einem leisen Luftzug bewegt – aber warum sollten sie nicht einmal wieder anwachsen – machte man bei Rosen nicht etwas Ähnliches? Es war auch mehr, daß bei solcher Gelegenheit meine Natur der meines Vaters einen stummen aber energischen Widerstand entgegensetzen wollte. Sie waren nicht allzu selten, diese Gelegenheiten... Allmählich, mit den Jahren, wurde daraus ein Dauerzustand.

Waren die Gärten auch weit und dicht genug, hatte im Winter das Haus genügend Schlupfwinkel, mich zu verbergen, so mußten doch täglich die gemeinsamen Mahlzeiten überstanden werden, mit wie viel Herzklopfen ich auch immer zu Tisch kam und so schlimm sie auch oft für mich ausgingen. Schon das Vorgefühl der Szenen, die ich bei fettem Fleisch, bei Sago-suppe oder „Leber mit Röhrchen“ heraufziehen sah, schnürte mir die Kehle zu. Mein Vater packte mir stets selbst den Teller voll, und der Anblick dieses Berges von Essen nahm mir vollends jedes Hungergefühl. Ich hielt mich lieber an das Gemüse und Obst, das draußen in großen Mengen reifte, nährte mich von Möhren und Kohlrabi, die ich aus der Erde zog, vom Obst, das zu erreichen mir kein Zaun zu hoch war.

„Iß mehr, daß du ein Kerl wirst“, donnerte der Vater. „Siehst aus wie Hunger und teure Zeiten! Bei dem guten Futter, was du hast – du müßtest vierschrötig sein wie ein kleines Gartenhaus! Nicht mehr zur Tür herein müßtest du passen! Das Fleisch wird gegessen, verstanden?“ Und schon würgte ich an meinen Tränen wie an dem verhaßten Fleisch. Denn wie ein Gartenhaus auszusehen, mich durch alle Türen zwingen zu müssen und vielleicht einmal dazwischen stecken bleiben, nicht vor- und nicht rückwärts können – diese Vorstellung erfüllte mich mehr mit Angst und Abscheu, als daß sie mir Ansporn gewesen wäre.

Wenn mich dann mein Vater vor den Augen der nebenan in der Küche essenden Leute prügelte, wenn ich durch meine Tränen alle auf mich gerichteten Blicke sah: die mißbilligenden von Fritz, die mitleidigen der alten Katherine, die hämischen von Ludwig und die neugierigen der Mägde, so fühlte ich mich von seiner Gewalt unsagbar gedemütigt, weit über den körperlichen Schmerz hinaus. Eine drohende, eine heiße, gefährliche Flamme schoß in mir auf. Nie, nie würde ich das vergessen!

Nun, wenn ich tot war, würde er es schon bereuen, so mit mir verfahren zu sein. Es war ein kleiner Trost. Nein, es war keiner.

Der Schreiner würde kommen und Maß nehmen. Ich würde in einer schwarzen zugenagelten Kiste liegen, die man in die Erde vergrub, und nie mehr würde ich durch die Gärten laufen und Bäume sehen. Vielleicht war

ich aber auch scheintot. Es ging mir wie jenen, von denen abends in der Küche erzählt wurde, die im Grabe wieder aufwachten, sich herumwälzten und brüllten, ohne gehört zu werden. Bei dieser Vorstellung brach mir der Schweiß aus allen Poren. Die Mutter sagte aufseufzend: „Nun iß endlich!“ Der Vater hob von neuem drohend die Hand. Hatte auch nur einer eine Ahnung von meinen Qualen? Könnte ich einmal der Mutter mein Herz ausschütten. Der Mutter? Sie würde ganz einfach sagen: „Wie kommst du zu solchen Hirngespinnsten!“ und die Sache war abgetan.

Nach Tisch, wenn es mir nicht gleich gelang, mich unsichtbar zu machen, mußte ich den Vater auf seinem täglichen Spaziergang begleiten, der Tag aus, Tag ein, ein Jahrzehnt und länger, immer den gleichen Weg führte: durchs Böhmetal zur Blauen Kuppe, einem aus der Ebene aufwachsenden Basaltkegel, in dessen Tiefe Arbeiter werkten. Mit Hämmern, Karren, Hacken und Schaufeln holten sie das harte blaue Gestein herauf. Die schroffen Wände waren dräuend wie bloßgelegte Wunden. Der Blick in die Tiefe verursachte ein seltsames Ziehen in den Eingeweiden und im Herzen einen Schauer, der einen verstummen ließ. Am schönsten war es hier, wenn die Heide blühte und die Luft von Hummeln summt, freilich auch im Frühling, wenn die Lerchen hoch im Blau standen und der Wind über die grünen, seidigen Breiten der Wintersaat strich.

Öfters trafen wir auf diesem Weg den Schäfer mit seiner Herde und seinen Hunden. Er stand inmitten seiner Schafe wie ein Baum, ohne sich zu rühren, daß man meinte, er sei hierher gepflanzt und wartete nur auf die Vögel, die sich auf ihm niederlassen sollten. Und ich war nicht sicher, daß sie es nicht wirklich taten. Manchmal saß er auch am Wegrain. In seinem Mantel, der die Farbe des Mooses, der Rinden und der Steine hatte, sah er von weitem wie ein Hügelchen Erde aus. Auch sein Gesicht war braun wie Erde und so voller Furchen. Ich erschrak immer ein wenig, wenn sich dieser kleine Erdbuckel im Näherkommen als ein Mensch erwies. So ganz mit rechten Dingen konnte das kaum zugehen.

Er saß da und strickte. Hatte man schon mal einen Mann stricken sehen? Oder er sah nach dem Himmel und den Wolken. Ich glaube, er konnte auch die Winde sehen und noch anderes, was nicht da war. Mein Vater sprach immer ein paar Worte mit ihm, über die Saat oder das Wetter, das der Schäfer lange vorauszusagen wußte durch irgendwelche Zeichen. Währenddessen kamen bellend die Hunde herangeschossen, gefährlich aussehende Tiere, die ihre weißen Gebisse zeigten und die sich mein Vater mit dem Stock vom Leibe hielt. Dem Schäfer gehorchten sie aufs Wort, auch von mir

ließen sie sich streicheln. Unweit aber stand der zweirädrige märchenhafte Karren, des Schäfers Haus, sein Bett, seine Höhle, in die er abends schlafen ging auf freiem Felde, inmitten der Herde und bewacht von seinen Hunden, die alles Böse fern hielten, die wilden Tiere wie die wilden Menschen. Er konnte sein fahrbares Haus zum Waldrand schieben oder Hügel auf und Hügel ab, wenn es ihm so gefiel, ja, um die ganze Welt. Öffnete er das winzige Guckloch, kam der Mond zu ihm herein, der Wind und die Sterne.

Ja, außerhalb der Gärten hörte die Welt keineswegs auf. Hier war sie weiter und geräumiger. Es nahm einem fast den Atem, wie groß sie war. Auch andere Pflanzen und Blumen wuchsen hier als in den Gärten. Manche kannte der Vater mit ihrem Namen, so den Enzian und die Herbstzeitlosen, die ihre blassen Kelche aus den farblos gewordenen Wiesen hoben, wenn der Wind schon über die Stoppelfelder ging. Plötzlich standen sie da, ohne daß man vorher ihre Knospen gesehen hatte.

Vor allem war auch der Himmel hier anders als unter Bäumen. Alles Weiche, Dämmernde war fort. Wie eine Glocke auf dem Teller, so ruhte er auf der Erdscheibe. Große Wolkenungetüme ballten sich und segelten davon – wohin? Wohin? Bis ans Meer vielleicht. Bis nach Amerika. Und was kam hinter Amerika? Warum ging der Vater immer nur diesen einen Weg, wo doch die Welt so groß war und man nach allen Seiten hineinlaufen konnte. Ihm war es anscheinend gleich, wo er ging. Er wollte nichts Neues sehen wie ich. Er fragte auch nicht, was hinter Amerika lag, dort wo die Luft zu Ende war. Er stellte keine Fragen, auf die es keine Antwort gab. Er wollte nur „Bewegung“ haben, während es mich nach allen Richtungen hinzog, und ich mir hundert Beine wünschte, um hundert Wege zugleich zu gehen. Er hatte auch niemals Lust, seine nackten Zehen in die Strudel und Wirbel des Baches zu halten, der neben unserem Pfad dahinquirlte. So erlaubte er auch mir nicht, Schuhe und Strümpfe auszuziehen.

Es gab breite helle Felder hier, kleine Birkenwäldchen mit moosigem Grund, Käfer und Schmetterlinge, denen ich gern nachgejagt hätte. Aber der Vater hielt mich fest an der Hand und hörte mir das Einmaleins ab und redete von Prozenten und pari, von Hypotheken und preußischen Konsols, rätselhaft-gespenstische Dinge, mit der Ermahnung: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not. Viele Wenige machen ein Viel und wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert. Es ist keinem an der Wiege gesungen, wie's ihm im Alter geht, das merk dir - verstanden?“

Sparen war das am häufigsten gebrauchte Wort, und da ich alles wörtlich nahm, glaubte ich nicht anders, als daß wir ständig vom Hungertod

bedroht seien. Nie wagte ich deshalb, um einen Fünfer für Süßigkeiten zu bitten, bezwang tapfer alle Gelüste nach „Rox“ und jenem sonderbaren weißen Zeug aus der Apotheke, das man „Jungfernlleder“ nannte, eingedenk der Mahnung: „Wohlschmack bringt Bettelsack“. Nein, niemand sollte mir nachsagen, daß ich die Katastrophe verschuldet habe, wenn sie eines Tages über uns hereinbrach.

Ach, diese Spaziergänge! Warum waren sie nie, wie ich sie mir wünschte! Warum riefen sie nur immer Langeweile und Überdruß hervor, während doch die ganze Natur um mich herum frohlockte und ich gern ein Gleiches getan hätte! Meine bunten Träume wurden in Gegenwart meines Vaters noch glühender und verschwiegener, als gälte es, eine Welt zu hüten, die seine Nähe in Gefahr brachte.

Vaters ernstes, ja finsternes Wesen, die dumpfe bedrückende Schwere, die von ihm ausging, lag wie ein Schatten über dem kleinen Kreis der Familie. Ein Schatten, den auch das matte Lächeln der Mutter nicht aufzuheben vermochte. War es das Haus, das mit dem bitteren Rätsel der Vergänglichkeit auch in der Seele meiner Mutter langsam und stetig seine Wirkung tat – oder irrte ich, daß es vordem, ganz früher, eine Zeit gegeben hat, in der sie fröhlicher war? Das Leben innerhalb der Familie sickerte dahin wie ein unterirdisches Rinnsal, von keinem frischen Luftzug bewegt. War es nicht genug, daß wir hinter diesen freudlosen Mauern leben mußten, Wand an Wand mit Not und Tod? Mein Vater baute noch höhere, noch stärkere Mauern um sich, um uns alle. Bollwerke gegen das Leben, in denen er alle Luken verschloß, durch die das Licht dringen, durch die man ins Weite und Helle hätte sehen können. Und die harten Taler, die er Jahr um Jahr auf die „hohe Kante“ legte, waren die Krönung dieses Bollwerks, die letzte und größte Sicherung gegen Sturm und Flut und Gefahr.

Das war es wohl, was die Luft hier so drückend machte, eine Luft, die einem den Atem nahm, schwer und schwül wie kurz vor Gewittern. Wenn gleich es niemals zu einem Ausbruch kam, wenigstens nicht vor meinen Ohren. Und da sich meine Mutter ganz den Ansichten und Stimmungen ihres Mannes fügte, so hat es wohl auch wirklich wenig Anlaß zu Entladungen gegeben. Wenn sie dennoch manchmal verweinte Augen hatte, so meinte Tante Anna, die ich nach der Ursache auszuforschen trachtete, es rauche eben in jeder Küche einmal. Ich wäre in solchen Augenblicken gern zärtlich zu meiner Mutter gewesen, aber der Arm, der sich erhob, um sich ihr um den Nacken zu schmiegen, die Hand, die streicheln wollte, sie blieben in der Luft hängen und griffen ein zufälliges, nicht gemeintes Ding. Ich

fühlte, daß es mir nicht zustand, sie zu trösten, und daß von mir nichts weiter verlangt wurde, als mich blind zu stellen. Darin aber bekam man Übung in diesem Haus.

Als die ganz seltenen, wenn nicht einzigen Gelegenheiten, in denen das starre Gleichmaß und die schwerfällige Ruhe der Familie etwas ins Wanken geriet, stehen in meinem Erinnern die Augenblicke, in denen der Arzt einmal frühzeitiger als gewöhnlich zu seiner Visite erschien. Sein Besuch war jeden Morgen der von allen – Gesunden wie Kranken – mit Spannung erwartete Augenblick des Tages, in dem das ganze Haus den Atem anhielt.

„Der Doktor kommt!“ Dieser Ruf flog ihm laut und leise jeden Morgen voraus. Er entfachte in den Herzen Hoffnung oder Angst oder auch nur ein unbestimmtes Unbehagen. Mein Vater wischte sich den Morgenkaffee aus dem Bart, die Mutter strich sich nervös über das Haar, Fritz räumte irgendwo noch schnell etwas beiseite, die Wärterin segelte mit aufgeregtem „ach Gott, ach Gott“ über ihren Flur und wir Kinder wurden ermahnt, artig zu sein und möglichst aus Sichtweite zu gehen – eine Ermahnung, der es bei mir nicht bedurfte, denn ich mochte ihn nicht, diesen Doktor, der solch einen Wind verursachte und auf seinem Rundgang immer so schnell ging, daß mein Vater ihm kaum zu folgen vermochte und immer einen halben Schritt hinter ihn geriet, was mich tief kränkte. Dieser Doktor, der in all den Jahren nicht einmal ein Wort oder auch nur einen Blick für uns Kinder hatte.

Aber kam er nun einmal zur Unzeit, gar zu einer Stunde, da mein Vater noch zu Bett lag, so erschien mir der Tumult, der nun ausbrach und der das elterliche Schlafzimmer zum Schauplatz hatte, als etwas ungewohnt Vergnügliches, wiewohl nicht zu übersehen war, wie wenig vergnügt den Hauptbeteiligten dabei zu Mute war, und es geboten erschien, auch mit der eigenen Freude zurückhaltend zu sein.

Vater war mit ungeahnter Geschwindigkeit aus dem Bett und in seinen Hosen. Die Mutter hielt Rock und Weste zum Einschlipfen bereit, Tante Else rief nach Schuhen und Tante Anna kleckste Gummilösung auf die Pflästerchen seines Toupets und pappte es dem Vater auf die Glatze, ohne sich viel um vorn und hinten zu kümmern. Alle schrieten, riefen und rannten durcheinander. Karl, von diesem allgemeinen Aufruhr angesteckt, warf Kissen und Decken aus dem Bett. Ich stand unbewegten Gesichts, „stur“ wie es hieß und „mit Augen wie Untertassen“, jedem im Wege, von den Tanten mit Knüffen beiseite geschoben. Nie hätte ich zu lachen gewagt,

aber in mir lachte es, ganz locker saß es im Hals. Warum war es nicht immer so lustig bei uns?

Warum diese Freudlosigkeit, unter der wir alle dahinkümmerten. Warum nicht einmal ein froher Scherz, ein herzliches Lachen! Ging es uns denn nicht gut, gab es keinen Grund, froh zu sein? Aber Frohsinn galt dem Vater gleichbedeutend mit Leichtsinn – und „Leichtsinn ist die Wurzel allen Übels“. So suchten beide Eltern den schweren Ernst ihrer Lebensauffassung auf ihre Umgebung, besonders aber auf uns Kinder zu übertragen, indem sie uns täglich in den düstersten Prophezeiungen Angst vor dem Leben machten. Vor dem gefährlich drohenden Leben, das da draußen mit tausend Gefahren und Fallstricken lauerte, nur darauf bedacht, uns zu verderben. Schlimme Beispiele, auf die man uns verwies, gab es ja genug im Hause.

„Euch muß man den Galgen auf den Rücken binden, damit ihr nicht zu üppig werdet! Seid froh, daß ihr noch die Beine unter meinen Tisch strecken könnt! Ihr werdet euch umsehen! Ihr wißt nicht, was es heißt, auf eigenen Füßen zu stehen. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Laßt euch erst einmal den Wind um die Nase wehen, dann werdet ihr gewahr werden, wie gut ich für euch Sorge! Es ist keinem an der Wiege gesungen, wie’s ihm im Alter gehen wird!“

Obgleich diese Ermahnungen an uns alle gerichtet waren, den jungen Tanten ebenso wie Karl und mir galten, so fühlte doch nur ich mich davon betroffen und bedrückt. Denn wenn hier jemand „üppig“ zu nennen war, das heißt, unzufrieden mit dem Gegebenen, neugierig und verlangend nach etwas, das anders und darüber war, so war ich es. Das Herz schlug mir bang, und mit schlechtem Gewissen gedachte ich der ängstlich gehüteten wilden Wünsche dieses Herzens, die ja alle dahin gingen, mir einmal den Wind recht kräftig um die Nase wehen zu lassen. Die Tanten, die wie alle im Hause in Furcht und Respekt vor dem Vater lebten, fanden immer noch Zeit und Gelegenheit genug, sich schadlos zu halten und Frohsinn und Fröhlichkeit einzuheimsen. Sie ließen bei solchen Predigten ihre Köpfe nur etwas tiefer auf die Stopfarbeit sinken, um sich das Kichern zu verkneifen, und Karl war ja überhaupt nicht imstande, etwas davon zu begreifen. So fielen sie nur mir ins Herz und machten es schwer und angstvoll. Ich nahm sie wörtlich, diese düsteren Ermahnungen, so lange, bis ich ihren Druck nicht mehr ertragen konnte und dann einfach alles ablehnte, was mir von dieser Seite zukam und ganz in Widerspruch zu meinem Vater geriet.

Das war aber ein langer und mühsamer Prozeß, der mit viel Hilflosigkeit einherging.

„Die Leute“

In diesem Krankenhaus um die Jahrhundertwende gab es keine geschulten Schwestern mit weißen Häubchen und keine Frau Oberin, so wenig es einen Röntgenapparat, elektrisches Licht oder ein Telefon gab. Auch jene komplizierten nickelglänzenden Apparaturen und kniffligen Untersuchungsmethoden gab es noch nicht, noch Wände voll Karteikästen oder Bibliotheken mit Krankengeschichten, in denen die Wirklichkeit des kranken Menschen zwar beschrieben, aber nicht erklärt ist. Damals hat sich der Arzt noch mehr an Tatkraft und Intuition bewähren müssen, sich mehr seiner geschärften Augen und Ohren bedient und auf das Feingefühl seiner Finger verlassen, auch wohl mehr auf jene innere Weisung und Stimme gehört, die ihn erst eigentlich zum Arzttum befähigte, und die nun mehr und mehr von den mechanischen Apparaten verdrängt wurde. Ich möchte annehmen, daß dabei die Kranken nicht schlechter gefahren sind. Sie sind gesund geworden oder gestorben, wie sie auch heute noch gesund werden und sterben. Ich weiß nicht, ob sich mit dem Aufkommen der Neuerungen so viel dran geändert hat. Die Krankenhäuser sind ja nicht, wie ich es als kleines Mädchen hoffte, aus der Welt verschwunden, sie sind im Gegenteil von Jahr zu Jahr größer geworden.

Die Wärter und Pflegerinnen, denen die Obhut der Kranken anvertraut war, waren meist einfache bäuerliche Menschen aus der ländlichen Umgebung, die nicht einmal diesen Beruf erlernt hatten, sondern sich die pflegerischen Handgriffe erst während ihrer Tätigkeit aneigneten. Und wenn vielleicht anfangs auch ein Verband nicht gleich so vorschriftsmäßig saß, wie er sollte, so trug doch ein anderer Umstand nicht minder zur Heilung und Genesung bei. Nie kam hier, bei allen gelegentlichen Späßen, die auch vor dem Kranken und seinem Zustand nicht halt machten, jene kalte unpersönliche Atmosphäre auf, die einen Krankensaal heute einem Fabrik-saal so peinlich ähnlich macht. Hier war der Kranke noch nicht eine Nummer, ein „Fall“, nach seiner Diagnose benannt: der Tumor, das Ulkus. Hier lagen Willi Schäfer aus Grebendorf oder Berta Holzapfel aus Neuerode und ihre Freuden und Leiden, ihre Sorgen und Ängste waren nicht nur den nächsten Bettnachbarn bekannt. Sie wurden abends in der Küche bespro-

chen und bedacht, und dann bekam eine ledige Mutter Wäsche und Windeln, alte Männer erhielten auf Fürsprache einen Platz im Siechenhaus, das zehnte Kind einer Tagelöhnerfamilie wurde mit durchgefüttert oder ein Bauernmädchen auf Staatskosten zur Hebamme ausgebildet.

Wenn ich in jene fernen Tage zurückschaue, so sind es die Gestalten einiger dieser einfachen und treuen Menschen, die dem Bild Halt und Umriß geben. In dem ewigen Kommen und Gehen des Hauses, in dem Auftauchen immer neuer Gesichter waren die von Kathrine und Fritz, von Luise, Marlies und Ludwig die bleibenden und verlässlichen, deren Zugehörigkeit länger als ein Jahrzehnt außer jedem Zweifel stand und die in unser Kinderdasein einbezogen waren wie Eltern und Tanten, auch gleicherweise Respektspersonen, denen wir zu gehorchen hatten.

Dazu kamen noch die in der Küche hantierenden Mägde, die jedoch öfter wechselten, weil sie sich verheirateten oder ihnen andere verlockende Dinge winkten. Sie hinterließen nur die Erinnerung an viel lachende und singende junge weibliche Wesen, die fast alle Kathrine hießen und zum Unterschied von der „alten Katherine“, der Wärterin, die „junge“, die „große“, die „kleine“ Katherine genannt wurden.

Alle taten in redlicher Treue ihren schweren und verantwortungsvollen Dienst, Tag und Nacht, gegen einen geringen Lohn, den aufzubessern sich mein Vater Jahr um Jahr angelegen sein ließ, wie überhaupt sein strenges Regiment auf Wohlwollen, Gerechtigkeit und Fürsorge für seine Untergebenen gegründet war. Ich hörte es oft sagen.

Da war Luise, die rothaarige Wärterin, eine große stattliche Frau. Wenn ich sie sah, mußte ich immer an ein Segelschiff in voller Fahrt denken, denn alles an ihr bauschte und blähte sich, wenn sie vom Isolierhaus durch den Garten heranwehte oder durch die Gänge flog: die riesige weiße Schürze, die langen Röcke und auch die umfangreichen Wölbungen ihres Körpers waren wie von einer unsichtbaren Macht geschwellt. Ihr Gesicht glühte, ihre roten Haare flammten, ihr schnaufender Atem verstärkte vollends den Eindruck von Wind und Wogen. Sie war immer in Eile und Aufregung, und was ihren Kurs kreuzte, wurde überrannt.

War einer ihrer Pfleglinge dem Tode nahe, mußte schnell der Arzt aus der Stadt geholt werden, so war es, als risse ein Strudel dieses stolze Schiff in den Abgrund. Ganz aufgelöst trieb sie auf einem Ozean von Angst, und alles, was in ihre Nähe geriet, wurde von dem Wirbel mit erfaßt. Ließ sich aber der Kranke dadurch nicht in seinem Tun beirren, starb er trotzdem, „mir zum Tort“, wie sie dann sagte, so glich sie nun einem armseligen

Wrack mit zerbrochenem Steuer und gekapptem Mast, das in einer seichten Traurigkeit dahindümpelte, die jeweils dem Fall angepaßt war. Tagelang sprach sie von nichts anderem. Es war, als müsse sie sich gegen eine von irgendwoher erhobene Anklage verteidigen. Dabei war es doch ersichtlich, daß der Tod bald hier, bald dort zuschlug. Ich begriff nicht, warum sie darauf bestand, daß er gerade vor ihrer Tür halt machen sollte.

Sie sei sehr tüchtig, sagte die Mutter. Aber mich machte sie ganz verzagt. Wenn Tüchtigkeit sich so äußerte, dann bestand wenig Hoffnung für mich, es jemals zu werden.

Marlies dagegen, eine Helferin, die nur in Notzeiten zur Aushilfe kam, hatte das Auftreten eines Phantoms. Machte es ihr Zwergenwuchs, daß sie wie das „bucklig Männlein“ immer gerade da auftauchte, wo man sie am wenigsten erwartete und wünschte? Bestand sie aus einem Körper ohne Beine oder aus Beinen und Kopf ohne Körper? Es mochte auch sein, daß sie sich auf geräuschlosen Rädern fortbewegte oder einfach aus dem Boden wachsen konnte. Wenn ich gar zu selbstvergessen ihre langen Röcke musterte, die das Geheimnis verbargen, so beförderte mich eine Kopfnuß und ein giftig gezischeltes: „Friß mich nur nicht auf mit deinen grünen Augen, du Hexe!“ wieder in die Grenzen des Schicklichen. Ihr Gesicht glich einer Walnuß. Es war ihr nicht zu trauen. Kinder mochte sie wohl überhaupt nicht leiden. Sie wischte ihnen immer eins aus, wo sie konnte.

Manchmal glaubte ich, mein Herz der alten Kathrine zuwenden zu können, dieser kleinen betulichen Frau, die ich niemals lachen sah, zu der ich aber noch am ehesten mit meinen Nöten kommen konnte, die mir Splitter aus den Fingern zog, Wunden verband, Beulen und verstauchte Gelenke massierte.

Wenn ich mit einem solchen Anliegen zu ihr kam, verweilte ich immer ein wenig länger in ihrem Zimmer. Stand scheu und verlegen herum und betrachtete stumm das Kruzifix, das von einem Kranz weißer und roter Wachsrosen umgeben über dem Bett hing. Ließ auch wohl einmal meine Finger über die Perlen des Rosenkranzes gleiten und bekam dann gewöhnlich eins der frommen Bildchen oder bunten Hauchblätter geschenkt, die sich – o Wunder – auf der warmen flachen Hand zusammenrollten. Kathrine war eine fromme Katholikin. Sie hatte ein Kind, eine große Tochter, die irgendwo in der Welt war und ihr Kummer machte. Es gab mir zu denken, daß selbst ein Kind, das den Heiligen Geist zum Vater hatte, wie ich in der Küche sagen hörte, seiner Mutter Kummer machen konnte. Man sagte, sie sei ein „Flittchen“. Wenn ich auch keine genaue Vorstellung hatte,

was das sei, so malte mir doch das Wort etwas Leichtes, Flatteriges. Ich dachte dabei an die „fliegenden Herzen“, die im warmen Sommerwind schaukelten und beschloß, auch ein Flittchen zu werden.

Im Wesen sowohl wie in der Stube der alten Kathrine war allerdings von leichten und losen Dingen nichts zu spüren. Es herrschte dort eine ebenso musterhafte wie standhafte Ordnung. Die Bettkissen unter der blau-roten Waffeldecke waren wie mit Lot und Zirkel ausgerichtet. Da wagte sich nicht einmal der Gedanke hervor, daß sie vielleicht am Morgen zerwühlt aussehen könnten. Die Gardinen aus schneeweißem Verbandmull, die Häkeldecke auf der Kommode, auf der ein Christus mit furchtbaren Wundmalen und eine Vase mit Pfauenfedern und Zittergras stand, das war eine solide gefügte Welt, jahrein, jahraus. Nur wünschte ich jedes Mal, wenn ich hier verweilte, daß die Fenster offen stehen mochten, weit offen! Denn immer hing hier so ein Geruch im Raum, der mir den Aufenthalt verleidete und mich bald wieder davonlaufen ließ.

Und doch umschwebte auch Kathrine so etwas wie ein Geheimnis. Sie war in jungen Jahren einmal in der weiten Welt gewesen – in Montevideo. Ich wußte nicht, wo dieser Ort war, aber er mußte wohl sehr weit fort sein, er klang so wunderbar fremd und fern. Was alles zauberte dieser Name hervor! Einen unendlich blauen und hohen Himmel, Gärten, in denen immer die Sonne brannte, kühles blaues Wasser daneben, bunte Vögel über seltsamen Gewächsen.

Oft in der Dämmerung der Herbst- und Winternachmittage saß ich in einem Winkel der Stube und starrte auf die Streifen von Licht und Schatten, die das zuckende Feuer oder der von draußen einfallende Laternenschein auf die Dielen warf. Dann war ich auf der Reise nach Montevideo begriffen. Die dunklen Stellen waren das Land, die hellen das Wasser, auf dem mein Traumschiff seinem Ziel zustrebte. Schritt jemand in der Stube über diesen Streifen, war plötzlich das Helle ausgelöscht, so hatte eine Katastrophe das Schiff verschlungen, und ich mußte meine Reise wieder von vorn beginnen... Trug es mich je zu den geträumten Ufern, mein Schiff?

Die Tatsache von Kathrinens Weltreise, die nur als Legende an mein Ohr gelangte, verursachte mir ein ehrfürchtiges Stauen und gab Kathrine in meinen Augen einen Stich ins Abenteuerliche, der schlecht zu dem alten Weiblein passen wollte. Daß über diese Reise nichts Näheres in Erfahrung zu bringen war, so geschickt ich auch die Erwachsenen (mit Ausnahme von Kathrine selbst) aushorchte, machte sie umso rätselhafter. Vielleicht war gar kein Geheimnis damit verbunden, ich bildete es mir nur ein, weil ich

immer nur Andeutungen hörte, Bruchstücke von Erklärungen, mit denen nichts anzufangen war. Aber war das nicht bei allem so, wenn ich einmal fragte?

So witterte ich immer mit allen Sinnen, wenn ich oben in ihrem Zimmer war. Etwas von der Weiträumigkeit der Welt mußte sie doch noch umgeben! Aber aus den Falten ihrer Kleider kam nur der ungelüftete Geruch der Krankenzimmer und das Fluidum bitterlicher Medikamente.

Wenn jetzt beim Schreiben Menschen und Bilder wie die bunten Glasstreifen einer Laterna magica an meinem inneren Auge vorbeiziehen, erhellt vom Lichte der Erinnerung, die das lang Gewesene noch einmal in leuchtende Schatten bannt, so steht ganz im Vordergrund dieser Bilder ein kleiner verwachsener Mensch, dem meine besondere Liebe galt. Was wäre die Kindheit ohne Fritz gewesen!

Er war als kranker Junge in das Haus gekommen, und da er keine Eltern mehr hatte, nach seiner Genesung dageblieben. Er war klein und schwächling, wie man sich ein Waisenkind vorstellt, mit einer etwas windschiefen Gestalt und einer Nase wie ein Habicht. Wenn er auch in dreißig Jahren vom Jungen zum Mann gewachsen war, so war ihm das doch kaum anzusehen. Er hatte weder Farbe noch Alter.

Fritz besorgte die täglichen Wege zur Stadt, aber er tat noch vieles andere. Wo es etwas in Haus und Hof zu tun gab, wurde er gerufen. Er schnitt Sträucher und Hecken, harkte den Kies, wusch Geschirr und schaufelte Kohlen. Im Sommer holte er die ersten Kirschen vom Baum, im Winter schob er den Schneepflug bis in die hintersten Gartenwinkel. Er setzte schadhafte Puppenwagen und Schlitten wieder in Gang, hing die Schaukel auf, nagelte Stelzen, leimte Zerbrochenes. Er schürte auch die Höllenglut des Dampfkessels und warf den Riemen über das sausende Schwungrad des Motors, der mit rülpsendem Geräusch Wasser aus der Tiefe der Erde pumpte. In diese Tiefe ließ er mich manchmal sehen, wenn er den im Fußboden des Motorenhauses eingelassenen schweren Eisendeckel mit Aufbietung all seiner Kraft hochhob. Es war eine grausige, unvorstellbare Tiefe, Finsternis und Feuchte. Warf man einen Stein hinab, so dauerte es lange, bis man ihn aufplumpsen hörte. Fritz meinte, daß dort unten ein Wassermann hause, das war durchaus möglich und eher einzusehen, als daß die kleinen Kinder von dort kämen, wie die Mägde manchmal sagten.

Ja, Fritz konnte alles, und er war nicht einmal böse, wenn ich mich unversehens wie eine Katze vom Baum auf seinen gebeugten Rücken fallen

ließ und dabei seine schöne pomadisierte Frisur zerstörte, auf die er sich viel zugute tat.

Fritz, der nicht mehr Vater und Mutter hatte, hätte wenigstens seinen Namen behalten müssen, meinte ich. Denn eigentlich hieß er Karl. Aber wer wußte das! Er selbst vielleicht kaum noch. Die Mutter hatte ihn zur Unterscheidung vom kleinen Bruder so genannt, und allmählich war sein wahrer Name in Vergessenheit geraten. Die Mutter meinte, Fritz oder Karl, das sei gleichgültig. Ich weiß nicht, wie er darüber dachte. Ich wußte nur von Tante Eva, daß es sie kränkte, weil Mutter sie in Else umgenannt hatte, und es war so, daß ich sie auch nicht recht über den Verlust ihres Namens trösten konnte, weil auch mir Eva schöner dünkte, und weil ich meinte, ein Name gehöre zu einem Menschen wie seine Hände und Füße. Aber vielleicht war es Fritz wirklich nicht darum zu tun. Vielleicht tauschte er ihn gern für das Zuhause ein, das er nun bei uns hatte, vor allem gegen seine Stube in dem Stallhäuschen. Ja, dafür konnte man schon seinen Namen opfern! Wie liebte ich dieses windschiefe Gebäude, wieviel hätte ich darum gegeben, darin wohnen zu dürfen – auch meinen Namen. Auch den allabendlichen Gang durch den nächtlichen Garten hätte ich auf mich genommen, an den dunklen Tannen des Eiskellers vorbei, in denen das Käuzchen sein „kiwitt, kiwitt“ schrie, obwohl das gewiß keine Kleinigkeit war. Wie viel besser mußte es sein, mit Tieren unter einem Dach zu schlafen als mit kranken und sterbenden Menschen! Und abends sein kleines Licht ganz für sich allein zu haben, statt es mit vielen teilen zu müssen. Käme einmal eine gute Fee, die mir einen Wunsch gewährte, so wäre es dieser!

Manchmal benutzte ich eine Gelegenheit, hier einzudringen, erbeutete Streichhölzer, Pomadendöschen oder Lakritzen, und immer im Verweilen nahm ich Besitz von diesem Kämmerchen, dessen Armseligkeit nicht überboten werden konnte. Gardinen sollten an die Fenster kommen und Blumentöpfe. Die Wände, von denen überall der Kalk bröckelte, mußten neu getüncht werden. Ich würde das gern selbst machen, oft genug hatte ich solchen Arbeiten zugesehen. Den Fußboden schrubben und frischen Sand streuen. Ein Bett, ein Tisch, ein Bild an der Wand – es war anzunehmen, daß man nichts weiter brauchte, um glücklich zu sein.

Und so konnte ich einmal der Lust nicht widerstehen, hier etwas verschönernd zu wirken, grub eine Blume im Garten aus und stellte sie auf das Fensterbrett, schnitt von der großen Rolle Verbandmull einiges für Gardinen ab, die ich mit Reißzwecken anheftete, und neben die Postkarte mit der schönen Dame im rosa Trikot mit Augen aus winzigen Glasperlen, die an

dem fleckigen Spiegelchen steckte, hing ich ein Bild, ausgeschnitten und aus Pappe geklebt, einen Männerkopf, der es mir angetan hatte. Denn es war ein Zauber mit diesem Bild. Wenn gestern [seine] Augen noch lächelten, so weinte heute sein Mund. Nie wußte man, wie man es antreffen würde. „Hugo von Hoffmannsthal“ war darunter zu lesen. Aber ich wußte nicht, wer es war. Es war noch keine Kunde von ihm in mein Leben gedrungen.

Gesang und Riekchen

Gleich einem gespenstischen Reigen aus dem dunklen Wald der Zeit treibt das Heer der Kranken an meinem inneren Gesicht vorüber. Obwohl sie vornehmlich nur am Rande meines Lebensweges die Zelte ihres Daseins aufschlugen und sie wieder abbrachen, wenn ein übergeordneter Wille es fügte, so entfalteten sie doch ihr volles Gewicht und warfen es in die ohnehin bis zum Rande gefüllte Schale meiner Seele.

Fremde Leben und Schicksale streiften mich, und ich begriff, wie diese Leben oft in einem einzigen Augenblick von einer blinden Gewalt zerstört worden waren. Die fahlen, vergränten Gesichter waren zu Masken gefroren, denn ihr Unglück ging weit über das hinaus, was sie hätten ausdrücken können. Es umgab die Betroffenen als ein völlig ungemäßes Element, dem sie sich mit fremden und vorsichtigen Gesten anzupassen suchten. Aber jeder Schritt schien sie nur umso hoffnungsloser darin zu verstricken. Dann – bisweilen – war es, als fielen sie, fielen immerzu und immer tiefer in ihr Unglück. Man sah es an der Bestürzung, die über die starren Gesichter zuckte. Es war ein Stürzen ohne Aufhören, und es war wohl keine Hand da, die sie hielt.

Und wenn ich dies auch damals nicht in Worte hätte kleiden können, so flutete doch das Wissen darum in meiner Seele hin und her, gestaltlos, aber deshalb nicht weniger fühlbar. Denn ich brauchte ja nur zu denken, daß mir ein Gleiches widerfahren wäre, um ganz in ihnen und ihrem schlimmen Geschick zu sein.

Sage ich zuviel, wenn ich sage, daß sie alle in mein Herz fielen und sich dort schwer machten, als wollten sie nie wieder diese Stätte verlassen. Ich trug diese Geschehnisse mit mir herum und wurde selbst ganz dunkel und schwer davon, so erfüllten sie mir Kopf und Herz. Sie fielen mich oft an wie böse Tiere. Längst führten sie ein selbstständiges Leben in mir. Wie konnte man auch Gewalt behalten über so viel Gewalten! Ich kämpfte mit ihnen,

ich schlug geheime und gewaltige Schlachten. Alles kam ja darauf an, die Dinge zu zwingen, die ihr böses Spiel trieben. Stark mußte man werden, sie niederhalten, sie fest in sich verschließen. Denn jedes Wort machte sie gültig, gab ihnen vom eigenen Leben, ließ sie wuchern – Gott weiß, wohin es führen würde! Wäre jemand um mich gewesen, mit dem ich darüber hätte reden können! Aber es war niemand da. Es war ein schlimmer Zustand. Nichts blieb als die Flucht in die bunten Träume.

Wenn ich meinen Blick zurückgehen lasse, so ist ein Drängen und Wogen von Gestalten um mich, aus deren unendlicher Vielfalt sich nur einige Wenige abheben, wie aus einem verblichenen Wandteppich noch hier und da eine Figur in einem unverwischten Rot oder Blau aufleuchtet und das Auge bannt. Aus diesem wunderlichen Figurenteppich, in den so viele Schicksale eingewoben waren, große und kleine, erhebende und düstere, sind es vornehmlich zwei, die sich in meiner Erinnerung bewahrt haben: der Landstreicher Gesang und das gelähmte Riekchen.

Es hatte sich wohl in der Zunft der Hausierer und Landstreicher herumgesprochen, daß dieses Haus ein guter Rastplatz war, wo niemand von der Schwelle gewiesen wurde, wo es für jeden einen Teller Suppe und einen Kanten Brot gab, und wo man auch, wenn einen das Reißen plagte, für einen ganzen Winter eine gute Unterkunft fand.

Und so kamen sie alle, einer nach dem anderen: der Leierkastenmann und der Scherenschleifer, die Kesselflicker, Besenbinder und Mausefallenhändler, Hausierer mit Bürsten und Korbwaren, hoch auf den Rücken getürmt und Weiblein mit Spiegeln, bunten Bändern, Perlenketten und Pomade in der Kiepe. Auch andere kamen, von denen man nicht wußte, wovon sie lebten, die bettelten und vielleicht auch stahlen, Strolche und Schwachsinnige, Entlassene aus Zuchthäusern und Gefängnissen, durch irgendetwas aus der Bahn geworfen und nun der Landstraße verfallen für alle Zeiten, vielleicht auch auf ihr geboren. Solche auch, denen das Wandern im Blut rumorte, die um die halbe Erde gewalzt und sich längst jede Seßhaftigkeit abgewöhnt hatten.

Sie kamen und gingen. Sie wärmten sich und aßen das Dargereichte, und ihre Augen schienen immer in die Ferne zu sehen. Sie saßen gewöhnlich auf der breiten Steintreppe, die hinunter zum Küchengeschoß führte. Den Eßnapf auf den Knien löffelten sie scheu und geduckt, gierig und schweigend ihre Suppe. Und scheu und geduckt schlich ich an ihnen vorbei, sorgfältig vermeidend auf die Treppenstufe zu treten, auf der sie saßen. Denn dies war ihr Stuhl und ihr Tisch, und es war nicht nötig, das volle

Maß von Demütigung und Verstörung, das man bei ihnen ahnte, durch Unachtsamkeit zum Überlaufen zu bringen. Insgeheim betrachtete ich sie aus einem Winkel in guter Entfernung, ohne von ihnen gesehen zu werden. Ein Unbehagen wie von Scham oder Schuld beschlich mich bei ihrem Anblick. Warum ließ man sie hier draußen auf der Treppe sitzen – war nicht Platz genug in der Küche? Und wenn es, wie die Mutter sagte, nicht möglich war, weil sie Ungeziefer hatten – warum hatten sie Ungeziefer? Warum hatten sie kein Zuhause? Warum gab ihnen niemand ein Bett, einen Tisch, Arbeit und Geld? Hatten sie überhaupt einen Namen? Vielleicht war er längst vergessen, weil ihn niemand mehr rief. Es war schwer, sich vorzustellen, daß sie auch einmal Kind gewesen waren und eine Mutter sie an der Hand geführt. Ich spürte den Unterschied zwischen ihrem Leben und dem meinen und mir war nicht wohl zu Mute. Was ging vor hinter diesen verwitterten Stirnen, was verschwiegen die blassen Münder? Warum richteten die Großen, die an ihnen vorbeigingen, nicht einmal ein freundliches Wort an sie, fragten sie nach Woher und Wohin, schenkten ihnen ein Lächeln? Und warum tranken manche so viel, daß sie den Verstand verloren? Es hieß, man müßte gut sein, um vor Gott zu bestehen. Wie stand es um diese hier – waren sie alle böse? Es stand nicht gut mit ihnen, das sah man, und was man nicht sah, das wußte man so.

Müde und frosterstarrt, meist um die Zeit des Spätherbstes, schleppten sich Kranke und Heimatlose durch den Vorgarten, wie Zugvögel, die mit letzter Kraft Wärme und Obdach suchten.

„Landstreicher, Herumtreiber“, sagte mein Vater mißbilligend, „arbeitsscheue Elemente, die immer an Rheuma oder einer sonst schwer nachweisbaren Krankheit leiden...“

Aber wer wie sie in jedem Wetter heimatlos auf den Straßen herumirren mußte, warum sollte der nicht wirklich krank sein. Und wer so aussah wie diese mit ihren zersausten grauen Bärten, den erloschenen Augen, den gekrümmten Rücken – wem die morsche Kleider so um die Glieder schlotterten, die nackten Zehen aus den Schuhen schielten – war der nicht tausendfach leidend und bedürftig?

Zu mir waren sie freundlich, viel freundlicher als sie aussahen. Sie schnitzten mir Flöten aus Holunderholz und Spatzenklappern, sie lehrten mich auf einem Kamm blasen und hielten geduldig ihre Hände zu Fadenspielen hin, und ich sah bald ein, daß sie nur das Unglück hatten, arm zu sein.

Und einer von ihnen, der Jahr um Jahr wiederkam, um die harte Zeit unter diesem schützenden Dach hinzubringen, war Gesang, ein Landstreicher. Man konnte sich schon vor ihm fürchten, wenn man ihn so sah mit seinem roten Stoppelbart, den verquollenen Äuglein und der dicken roten Nase. Den Kopf hielt er ein wenig schief, und von Zeit zu Zeit ruckte er mit seiner Schulter, die auch schief hing, als sei sie ihm herabgerutscht und er möchte sie wieder zurechtrücken.

War er dann gebadet und steckte in sauberem Drillichzeug, so war meine Scheu verflogen, und er war wieder der vertraute Freund vom Vorjahr.

Gesang kannte die besten Holzarten für Flitzbogen, und auch die Knallbüchsen aus Holunderrohr, die er im Frühjahr fertigte, waren schöne Erfindungen und besser als die lackierten Dinger, die es manchmal zu Weihnachten gab, mit ihrem armseligen Knall, an denen zum Überfluß auch noch der Korken an einem Bindfaden hing.

Gesang konnte von weitem Messer werfen, daß sie mit zitternder Klinge in einem Baum stecken blieben, auch seine Treffsicherheit im Spucken war unerreicht.

Einmal schnitzte er mir ein Häuschen mit einem Windrad, auf dessen Dach ein Schornsteinfeger den Kamin putzte, auf-ab, auf-ab, wenn der Wind in das Rad blies. Es war lange Zeit mein liebstes Spielzeug, und wenn Gesang heimlich an den Wandschrank ging und Brennschwein trank, so betrachtete ich angelegentlich das Treppengeländer oder einen Fleck an der Decke, um mit gutem Gewissen sagen zu können, ich hätte nichts gesehen, wenn der Vater danach fragte.

Er war auch ein Meister im Pfeilschnitzen und Drachenbau. Lange Nachmittage saßen wir zusammen in der Waschküche, wo er das Gerüst des Drachens verfertigte und mit Leinwand bezog, während ich die Papierbündelchen für die Arme und den Schwanz machte, die ihm die nötige Ruhe geben sollten. Dann fluchte er oft gotteslästerlich über den „schiechen Vogel“, den ein bißchen Stoff zuviel auf der einen Seite, ein ungenaues Hobeln auf der anderen schon aus dem Gleichgewicht warf. Glückte alles zu seiner Zufriedenheit, so pfiff er vergnügt vor sich hin, und das Pfeifen ging allmählich in eine Art Gesang über, wenn man es so nennen wollte, was sich seiner rissigen Kehle entrang. Sein Liederschatz bestand nur aus zwei Liedern, und sein Gedächtnis hatte davon auch nur eine Strophe bewahrt. Aber es genügte vollauf, einen Nachmittag damit auszufüllen. Es war ein Lied, das ich immer auf den im Werden befindlichen Drachen bezog:

Er hängt an keinem Baume,
er hängt an keinem Strick,
er hängt nur an dem Traume
der deutschen Republik...

Gesang steigerte sich mit immer größerer Inbrunst in den Traum der Republik, aus dem er von selbst so leicht nicht wieder herausfand und einmal laut, einmal leise, tief brummend und hoch quiekend, immer die gleichen Worte wiederholte, so daß ich ihn schließlich zaghaft antippte: „Sing doch auch mal das andere, das vom Grafen, ja?“

Schien er dann endlich zu hören, so hob er den Kopf und ruckte die Schulter: „Das vom Grafen? Ja so – das vom Grafen...“ Rasselnd kam es aus der Tiefe seiner Brust:

Es schlief ein Graf bei seiner Magd
bis an den hellen Morgen.
Bis daß der he-e-lle-e Tag anbrach,
da fing sie an zu weinen.
Weine nicht, weine nicht, mein lie-ie-iebes Kind –
ich schenk dir meinen Reitersknecht,
dazu zweitausend Taler - -

„Zweitausend Dahler“, unterbrach er sich immer an dieser Stelle, „eine Stange Geld, Mä’chen“, wobei sein Gesicht den geplagten Ausdruck angestrengten Nachdenkens annahm, über etwas, das ihm anscheinend immer wieder entglitt, um schließlich mit heiserem Gebrüll fortzufahren:

Den Reitersknecht, den mag ich nicht,
ich will den Grafen selber - -

An dieser Stelle plagte nun mich immer ein angestrengtes Nachdenken. Ein Graf – ein Reitersknecht. Das war kein anständiger Tausch. Ganz recht, daß sie auf dem Grafen bestand. Mir hätte er auch nicht damit kommen dürfen.

Gesang saß auf dem Wasserkessel, wippte mit den Beinen und schwang den Leimpinsel wie ein Tambour seinen Taktstock. Im rot angelaufenen Gesicht schwammen die wimpernlosen verquollenen Äuglein in einem feuchten Glitzern. Etwas Fremdes, Abgründiges funkelte darin. Der Adamsapfel an seiner Kehle tanzte mit dem schütterten Bart um die Wette. Das war nicht mehr Gesang, nein, ein rotbärtiger trunkener Waldschrat

war es, in dessen Nähe mich leises Unbehagen beschlich, vor allem auch, weil nicht selten dieses Höllenspektakel Vater oder Mutter herbeilockte, die wenig erbaut von seinen Liedern waren, noch weniger davon, daß ich sie begeistert mitsang.

Ebenso konnte Ludwig plötzlich den Kopf durch die Türe stecken: „Verdammter Säufer, wo hast du wieder den Fusel erwischt“ und ihn am Kragen packen, womit dann unser Beisammensein ein jähes Ende fand. Aber solche und ähnliche Zwischenfälle gehörten zu den meist schwer deutbaren Störungen, die die Erwachsenen in ihrer Unberechenbarkeit immer wieder heraufbeschworen. Die Schläge, die ich wegen der „schlechten Lieder“ bekam (obwohl niemand sagte, weshalb sie schlecht waren, und ich mir den Kopf vergeblich anstrengte, es zu ergründen), die Fußtritte, die Gesang von Ludwig erhielt, wenn er ihn zur Tür hinausbugsierte und die schmale Kost, die Gesang wegen „Übertretung der Anstaltsordnung“ erhielt – diese gemeinsam erduldeten ungerechte Behandlung festigte unsere Freundschaft zu einem Jahre überdauernden Bund.

Wenn Gesang erzählte, so wußte ich nie genau, sprach er zu mir oder zu einem Unsichtbaren neben ihm. Seine Reden waren oft verworren, ob vom Spiritus oder einem anderen Geist. Gern erzählte er Geschichten von Leuten, die „heute rot und morgen tot“ waren. „Seele“, sagte er dann gedankenvoll, „is nich. Nur der Hering hat eine. Biste dod – is aus. Rin in die Kiste, Deckel druff. Dod biste wie Krafts Katze. Wenn mich mal das Sterben beikommt – ich geh nach Lauterbach. Da is der Kirchhof mitten im Dorf. Da sieht und hört mer doch was – da is mer nich so alleine. In Isserstedt – da mecht ‘ch nich begraben sin, da hammse so viel Grundwasser. Wenn da einer nich dod is, dann versäuft er...“

Nach diesem Sprung ins Bodenlose, den in seiner Tiefe auszuloten ich mich vergeblich mühte, kam er meist auf faßlichere und kurzweiligere Dinge zu sprechen. Er erzählte von seinen Landstreicher-Erlebnissen und teilte mir aus dem Schatz seiner Erfahrungen freigiebig so viel des Wissenswerten mit, daß ich mir bald zutraute, auch so ein freies und buntes Leben zu führen, nachdem mich ein heftiges Verlangen ergriff.

Ich erfuhr, wie man in verschlossene Scheunen eindringt oder sich in einen Heuhaufen bettet, ohne zu frieren. Auch wie man wilde Kaninchen fängt und Igel brät, kläffende Hunde zum Schweigen bringt und den Gendarmen „ein Schnippchen schlägt“. Schwieriger war es schon, die geheimen Zeichen auseinander zu halten, die der „Kennkunde“ an Türen und

Zäune malt, die Kreuze und Kreise, Sterne und Dreiecke, die dem Kundigen so viel und so verschiedenes verraten. Noch schwieriger war es, amtliche Stempel vermittlems eines Eihäutchens auf „Fleppen“ zu übertragen. Obwohl ich viel Geduld an diese Ausübung verschwendete, wollte es nie so recht damit glücken. Ich hörte von „Dittchen schapieren“ und von „Klinken putzen“, auch, daß der Pfarrer von Jestädt ein gutes Herz habe, während die Frau Lehrer in Dünzebach eines Tages der Satan holen würde. Und auch von den Schicksalen anderer Walzbrüder erzählte er, die er unterwegs getroffen und mit denen er „eine Strecke heruntergerissen“ habe.

Von diesen Belehrungen, die zu erproben ich dann doch im Leben wenig Gelegenheit hatte, hat sich dennoch eine in meinem Gedächtnis bewahrt, aus dessen Tiefe sie manchmal auftaucht. Es war seine oft angewandte Redensart, daß das Leben eine welsche Nuß sei. „Erst brauchst du eine Weile, um sie aufzuknacken, und hast du dir die Zähne daran kaputt gebissen, so merkst du, daß sie hohl ist“. „Ob du das aber mal zu erfahren kriegst?“, fragte er zuweilen zweifelnd und ruckte seine Schulter.

Über seinen Erzählungen lag der Zauber einer blauen Ferne. Es gehörten also nur ein Paar gute Beine und gute Schuhe dazu, um die Welt zu durchstreifen, um „ins Böhmsche“ oder gar „ins Welsche“ zu „machen“. Gute Schuhe hatte Gesang nicht einmal und auch alle anderen Tappelbrüder hatten keine. Und trotzdem liefen sie, liefen, liefen, tagaus, tagein. Mit Schuhen wie den meinen müßte es ja kinderleicht sein.

„Und wenn man müde ist, Gesang – was dann?“

„Haust dich eben hin, bei Mutter Grün!“

Mutter Grün. Seltsamer Name. Wo war diese Mutter Grün? Es mußte eine gute Frau sein, freundlich und fürsorglich. Es war nur nicht recht ersichtlich, wieso sie immer zur Stelle sein konnte, wann und wo man gerade müde war. Vielleicht war sie die Frau des lieben Gottes? Aber Gesang tat, als wäre sie gar nichts Besonderes, und so wollte ich auch meine Unwissenheit nicht durch eine Frage verraten. Ich wollte aber wissen, ob ich auch „Kennkunde“ werden könne. Es dünkte mich schön. Die Welt schien voll kurioser Dinge zu sein.

Aber Gesang schlug eine rauhe Lache an und spritzte braunen Tabaksaft durch seine Zahnstummel. „Soll mer’s denn fier meglich halen! Läbt wie Gott in Frankreich und will bei Mutter Grün! Dippelschicke! Schlächte Wieber! Fier dich is das nisch!“

Dann aber, mit dem Frühling, kam immer ein Tag, an dem Gesang seine nackten Zehen in die Sonne streckte, wieder in die Pantoffeln und nach einer Weile wieder in die Sonne. Ein Spiel, das sich Jahr um Jahr wiederholte, und dessen tieferer Sinn mir nicht lange verborgen blieb.

„Bale is widder so wiet.“ sagte er. Und dann stand er eines Tages da, nicht mehr in seinem blau-weißen Drillich, sondern in seinem weiten ausgefransten Rock, den zu kurzen fadenscheinigen Hosen, einer Vogelscheuche nicht unähnlich. An den Füßen trug er jetzt ein Paar bessere, von Mutter geschenkte Stiefel. Er stieß sein struppiges Kinn in die Luft und sah mit schief gelegtem Kopf nach dem Himmel, ruckte die Schulter, tastete nach seiner Brusttasche, brummte etwas von „Fleppen“ und zögerte immer noch ein wenig, indem er seinen weiten Rock hin- und herbeutelte und mit einem leisen Unterton von Bedauern feststellte, daß keine „Bienchen“ mehr drin seien, aber „so viel falsche Luft“. „Na, djüs, Kind! Wenn’s kniewet und knarret, komm ich wider!“

„Gesang!“ Plötzlich hing ich an seinen Rockschoßen. „Nimm mich mit! Nur einmal! Nur ein Stückchen! Ein einziges Mal!“ Ungehindert alle lockenden Wege gehen – überall hin, wo es schön war... Vergessen, völlig vergessen war der trostlose Anblick, den Gesang im Herbst geboten hatte. Hier stand einer, der frei wie ein König des Nachts unter den Sternen schlief, einer, von dem das Lieg sang: „Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand...“

Irgendwo im Hause klirrte ein Fenster. Ein zorniger Pfiff, der drohend geschwungene Arm des Vaters. Meine Hände ließen die Rockschoße fahren, und Gesang stapfte davon, ohne sich noch einmal umzusehen. Klein und immer kleiner wurde er auf der Landstraße.

Hingegen das Riekchen... Was sollte man von deren Gebrabbel halten, aus dem mit Mühe zu entnehmen war, daß die Liebe „Teufelswerk“ sei und auf einen „Kuhdreck wie auch auf einen Butterweck“ falle.

Das gelähmte Riekchen murmelte manches vor sich hin, wenn sie, von fremder Hand wie ein Ding an die Wand des langen Flures gestellt, steif wie ein Pfahl, im Winkel zwischen Ofen und Wasserleitung, ihre knöchigen Finger in rasendem Tanz über einem Strickzeug bewegte. Es waren gespenstige Finger, denn sie waren das einzige noch bewegliche an einem sonst starren Körper.

Manchmal, wenn ich mich zu ihr gesellte, versuchte ich unbemerkt diese Haltung nachzuahmen: den Rücken an die Wand gelehnt, die Füße ein wenig vorgestreckt – immer in Gefahr, auszurutschen oder umzufallen

und dann dazuliegen wie ein Sack – zu denken, daß man ewig so stehen müsse... Es war eine meiner Bußen, die ich mir selbst für Missetaten, für Lügen oder Apfelstehlen auferlegte, diese Stellung nachzubilden und darin zu verharren, bis ich meinen Körper starr und steif fühlte.

Riekchens Lähmung mochte allenfalls noch hingehen, schlimmer war dieser weiße breite Gazeverband quer über dem Gesicht, der sich an den Ohren teilte und am Hinterkopf wieder zu einem kleinen Knoten zusammenfand. Er bedeckte barmherzig eine Nase, die keine Nase mehr war. Ich kannte sie längst. Ein Etwas war es, ein winziger Rest aus rohem Fleisch, ein kleiner Höcker mit einem Loch, schief und verzerrt.

Dieser weiße Streifen im Gesicht war wie eine ausradierte Stelle auf einem grauen und verknitterten Blatt, die den Text unterbrach. Was darüber und darunter stand, waren krause und grillige Buchstaben, nicht mehr zu entziffern. Der runde, immer offene Mund hatte etwas Versteinertes, wie der einer Brunnenröhre, und die Worte tröpfelten wie dünne Rinnsale heraus, schwächer oder stärker, verstockt und dumpf wie aus modriger Tiefe.

Auch diese Stimme schien, wie die von Gesang, nur für sich selbst zu sprechen, obwohl sie sich an mich wandte. Und es waren oft seltsame Worte, die sich da formten. Wenn ich sie auch in ihrer vollen Bedeutung nicht erkannte, so hob ich sie doch in meinem Gedächtnis auf wie in einer Truhe, für eine Zeit, da ich sie hervorholen und einsehen konnte.

„Denk an mich... kommt schon noch... bist auch eine Kreuzträgerin. Hüte dich vor dem Mannsvolk... sind flink mit schönen Worten... Liebe, pah, Teufelsdreck... Geh nicht mit ihnen hinter die Hecken, wenn der Mond scheint...“

Näher beugte ich mich dann zu ihr. Kein Wort sollte mir entgehen. Aber nun verstummte sie. Es kam nichts mehr. Würde ich mehr erfahren, wenn ich mich entschließen konnte, zu fragen? Aber es war nicht meine Art, zu fragen. Auch schien es viel sicherer, daß sie dann ganz und gar und für immer schweigen würde. Und vielleicht war es überhaupt besser, diesem versehrten Kopf keine weiteren Aufklärungen zu entlocken.

Schlimm genug, was man da hörte! Liebe – Teufelswerk! Niemals konnte das wahr sein! Wußte es Riekchen nicht besser? Oder log sie? Aber was für einen Sinn hatte es, zu lügen, wenn man kein heiles Gesicht mehr hatte!

Riekchens Finger aber tanzten nun immer erregter über dem Gestrick. Ihr schnaufender Atem ging hörbar. Die Spitzen unter ihren Händen wuch-

sen zu dicken Knäueln. Vögel entstanden darin, Blumen und Schmetterlinge und Ranken von hauchzarter Zerbrechlichkeit, die sich flohen und wieder fingen. Wahre Wunder an Zartheit und Beschwingtheit. Bis dann plötzlich Ludwig kam und sie auf seinen Armen hinwegtrug.

Lulu

So genau weiß ich es heute nicht mehr, wann sich Lulu zu mir gesellte und damit mein Alleinsein ein Ende fand. War es der Frühling, in dem ich zehn Jahre wurde? Auf einmal war eine kleine Freundin um mich, die mein Dasein mit mir teilte, von morgens bis abends, schwesterlich und durch manches Jahr.

Eine gute Weile hatten wir schon gemeinsam auf der Schulbank gesessen und waren auch manchmal den gleichen Weg heimwärts gegangen, durchs „Näppchen“ oder durch die „weiße Wand“. Zu einer Freundschaft aber kam es erst, als Lulus Eltern in eins der neuen Häuser zogen, die mittlerweile in den Nachbargärten erbaut worden waren. Eines Tages, nachdem sie sich lange unschlüssig am Tor herumgedrückt hatte, wagte sie, von meinem lockenden Werben verführt, den entscheidenden Schritt. Von diesem Augenblick an gehörte sie unzertrennlich dazu, zum Haus, zum Garten, zu mir.

Gleich mir war sie ein kleines zartes Wesen und gehörte nicht zu denen, die sich in der Klasse sonderlich hervortaten, sei es durch Lerneifer oder durch schlimme Streiche. Gleich mir war sie auch ein wenig gemieden und hinten angestellt, wohl weil sie etwas ungeschickt und linkisch war, von mancherlei Mißgeschicken verfolgt, die ihr nicht selten Spott eintrugen. Die argen Sachen, in denen sie sich verding, ob sie sich nun in ihrem Sonntagsstaat hinterrücks in den Schweineimer setzte oder ihren Kopf durch die Gitterstäbe eines Fensters zwängte, daß sie nur durch Herausbrechen eines Stabes befreit werden konnte – was bedeuteten sie nun anderes als kleine vergnügliche Zwischenfälle, über die wir lachen konnten, wenn sie, wie das meistens der Fall war, gut ausgegangen waren. Wog nicht Lulus Gutwilligkeit beim Spiel, ihre unwandelbare Treue, ihr Mut, mit dem sie sich auf dem Schulweg in Raufereien mit bösen Jungen einließ und mich oft aus einem Getümmel heraushaute, ihr bißchen Tapsigkeit längst auf? Wenn sie beim Haschen in den Springbrunnen fiel oder als Zuschauer beim sonnenabendlichen Badefest so lange auf dem Wannenrand herumturtelte, bis sie hineinplumpste (sofern Tante Anna nicht gleich auch an ihr Seife und

Bürste betätigte), so gehörten diese Ereignisse zu den mit Lachen begrüßten. Wurde sie doch nun in meine Kleider oder gar in mein Bett gesteckt, und wir konnten auch noch die Nacht gemeinsam verbringen, besonders erwünscht, wenn der folgende Tag ein Sonntag war.

Wann waren aber auch jemals die Sonntage so sonntäglich, so inwendig voller Sonne wie damals! Mochte es regnen oder stürmen, mochte es tiefer Winter sein – an den Sonntagen der Kindheit schien immer die Sonne. Zu erwachen und zu wissen: Sonntag! Schulfrei! Kein verschlafenes Aufstehen, kein frostig-grauer Morgen, kein ungeduldiges „fix, fix“ der Tanten und hastiges Aus-der-Tür-schieben: „Eil dich, sonst kommst du zu spät!“ Schmeichelnd umfing mich die Wärme des Bettes und einer schönen Wirklichkeit. Viele, unendlich lange Stunden in einer schönen Ganzheit, aus der nicht Halbe und Viertel herausgeschnitten waren, lagen vor mir zu Nutz und Gebrauch. Was alles konnte sich in ihnen ereignen! Nichts war ja wie sonst. Alle Menschen trugen heute schönere Kleider, frische Schürzen und Kittel und auch andere Gesichter, frischere und freundlichere als an den Werktagen. Sie nahmen sich auch Zeit, mir einmal im Vorübergehen übers Haar zu streichen: „Na, kleine Hexe, was machst du?“ Die Tanten hatten sich Locken gebrannt, und auch sie erwarteten Wunder und Überraschungen, wenn sie aufgeregt von einem Ball, einem Konzert am Abend tuschelten. Nein, nichts war wie an anderen Tagen. Die Luft gar war anders und das Licht. Die Sonne selbst hatte ein blankeres Glitzern. Lulu und ich brachen aus in die grüne Welt der Gärten und unser jauchzendes Geschrei hob sich mit den Liedern der Vögel in den Morgenwind.

Besonders in den Ferien lebte Lulu ein gänzlich vertauschtes Dasein, aß, trank und schlief bei uns und fand nur dann noch den Weg über die Straße zu ihrem Zuhause, wenn ihre Mutter Plinsen buk. Plinsen – das war auch für mich ein Zauberwort, das die Langweiligkeit und Enge einer Etagenwohnung vergessen machte. Diese weichen, warmen, fettigen mit Rosinen und Mandeln gespickten Kuchen – in meiner Mutter Küche unbekannt und deshalb doppelt begehrt – wann hat jemals im Leben wieder etwas so geschmeckt! Es gehörte zur Erhöhung des Genusses, sie in der „Rumpelkammer“ zu verzehren, dieser Fundgrube wunderbarer Dinge, vollgestopft mit alten Möbeln und Hausrat, die auch Lulus Spielsachen barg, die Puppenstube und das Froschhüpfspiel, und wo ich eines Tages unter mancherlei anderen Bilderbüchern auch den „Struwwelpeter“ entdeckte. Obgleich von Lulu längst mißachtet, die mein Entzücken teilnahmslos mit ansah, da es doch „ein Bilderbuch für kleine Kinder“ sei, übten seine Bilder und Verse

jahrelang einen magischen Zauber auf mich aus, einen Zauber, der mich noch heute aus dem Exemplar meiner Enkelkinder anrührt.

Lulu und ich tauschten unsere Frühstücksbrote, wir trugen die gleichen steifen schwarzen Alpakaschürzen mit den bunten Börtchen, die gleichen roten Tellermützen, sternförmig mit schwarzer und weißer Soutache benäht, und zum Johannisfest die gleichen weißen Stickereikleider über rosa oder hellblauem Unterkleid. Und wir spielten im Wandel der Jahreszeiten all die Spiele, die plötzlich ausbrachen wie die Masern und ebenso geheimnisvoll verschwanden, um von anderen abgelöst zu werden, die nach kurzem wieder für ein ganzes Jahr in Vergessenheit gerieten.

Wer holte den ersten Kreisel, den „Tanzmeister“ hervor, die Murmeln oder Perlen zum „Knipsen“, den Reifen oder die Stelzen? Wem wäre es in den Sinn gekommen, Seifenblasen zu machen, wenn gerade „Hickern“ an der Reihe war, dieses Himmel- und Höllespiel, mit dem wir Fritzens frisch geharkten Kies immer aufs Neue verunzierten. Man saugte sie wohl aus der Luft, diese Spiele. Die Spatzen zwitscherten sie uns vor, sie brachen im Frühling auf wie die Knospen und raunten im Geflüster des Sommerlaubs bis in das herbstliche Vergehen – bis der Duft von welkendem Ahornlaub und brutzelndem Speck um das Haus lag und wir uns bei sinkendem Licht von der trocken raschelnden Streu unserer Laubnester erhoben, auf der wir uns mit dem Behagen kleiner Tiere gewälzt und nun, die Gesichter an die kalten Eisenstäbe der Küchenfenster gepreßt, noch um ein Viertelstündchen Frist bettelten oder um ein Stück Brot – so kurz vor dem Abendessen und außer der Zeit nur ungern gewährt.

Aller Spiele Schönstes aber war das Mutter- und Kindspiel. In einer Laube, einer Hausecke, auf Rasenplätzen und in Gebüsch, einmal die Sonne, einmal den Schatten aufsuchend, bauten wir unsere Puppenherrlichkeit auf. Eine alte Kiste, ein wackeliger Gartenstuhl, ein paar zusammengesuchte Bretter, Lappen aus Mutters Flickenkiste waren Baumaterial und Ausstattung unserer Behausungen. Elsternhaft trugen wir alles zusammen, und nichts war vor unserem Zugriff sicher. In den Puppenwagen lagen abwechselnd Puppen, junge Hunde oder Katzen und einmal auch ein Küken, das einzige einer Schar, das den Fängen eines Marders entkommen war. Wir taufte es Trudchen. Trudchen wuchs und gedieh im Puppenwagen und trotz unserer artfremden Bemutterung zu einem Hühnerfräulein und schließlich zu einer eierlegenden Henne, die auf ihren Namen hörte und hinter uns herlief wie ein Hündchen.

Waren die Rasenstücke selige Inseln, die Wege, die um sie herumführten, Ströme und Flüsse, die nur „schwimmend“, mit heftigen Armbewegungen zu durchqueren waren, lauerten überall Gefahren, Seeräuber und Wegelagerer, die plötzlich mit Geschrei über uns herfallen konnten, unsere Kinder und Schätze zu rauben, so waren die Gebüsche, die die Wege säumten, Horte des Friedens und schenkten nichts als glückliche Geborgenheit.

Diese Gebüsche – was war nur an ihnen so Beseligendes, an diesem dichten, oft störrischen Gezweig, daß man sich hindurchzwängte, ungeachtet spitziger Dornen und filzigen Geranks. Innen aber taten sich kleine Räume auf: Nischen und Nester, Kammern, Plätze, von denen grün überwölbte Gänge sich zu neuen Höhlen wanden, und manchmal stand unvermutet ein Baum darin wie eine Säule im Dom. Die seltsame Versponnenheit und Heimeligkeit, die dunkel-gärende Wärme, der grüne Geruch – es verhexte uns in vierfüßige Kriecher mit Brumm- und Grunzlauten, in Vögel, die mit Gezwitscher und Gezirp herumflatterten, in Wilde, die sich Grasnester bauten und mit Jagd und Jubel die Büsche füllten. Ja – woher diese Seligkeit. Die Blätter, die meine Wange streiften, die meine Hände anrührten, all das vielfältige Grün – was flüsterte es dem Herzen zu? Wie viel Geruch, wie viel Geschmack hatte dieses Grün: zarten und bitteren, wilden, dumpfigen, sauren, herben und lieblichen – alle hatte ich sie durchkostet und manchmal, überwältigt von einem unnennbaren Gefühl, wenn dies alles zu bedrückend war, Glück und Überschwang nicht zu bändigen, biß ich in die Rinde, kaute Hölzernes und sog den Duft der Erde ein wie einen Zaubерtrank.

Könnte ich mit Worten heraufbeschwören, was die Kinderseele damals vor Wonnen erschauern machte! Hier im Anhauch des feucht-warmen Brodems wurde man wohl vom Naturgeist selbst in seine Bande verstrickt. Noch heute verklärt ein paradiesischer Hauch das lichte Sommerleben jener Ferientage, die wie ohne Anfang und Ende waren, in denen wir durch lange Wochen hindurch vom Morgen bis zum Abend unseren Spielen frönten, daß nichts anderes daneben Raum hatte. Gab es überhaupt noch eine Schule? Stand es noch, das graue Haus „auf dem Berge“? Nur im Traum übte es damals seine alte und kalte Gewalt.

Der Lebensstrom trug uns dahin durch die Jahre, dem Erinnern heute wie ein einziger Tag, so viele Phasen und Gestalten auch im Laufe der Zeit einander ablösten.

Glutende Julitage, der Mutter nach langem Bestürmen die Erlaubnis zum Barfußgehen abgerungen. Welche Lust, sich einmal der langen

schwarzen kratzigen Wollstrümpfe entledigen zu können! Das schöne Gefühl, Gras und Erde zu ertasten, uneingezwängt von hohen Knopfstiefeln. Oder gar mit Lulu ins Flußbad zu dürfen, wenn wochenlange vorausgegangene Hitze dies tunlich erscheinen ließ, und vielerlei mütterliche Ermahnungen dieses seltene Unternehmen vollends zu einem aufregenden und gefährvollen Abenteuer werden ließ.

Bad der Kindheit – wie anders warst du als alles, was den Heutigen Bad heißt! Des Schwimmens unkundig waren wir auf jene kleinen Bretterbuden verwiesen, die man über eine schmale Planke vom Ufer aus erreichte, stockfinstere, kistenähnliche Behältnisse, in die weder Sonne noch Mond schien. Nur durch Fugen und Astlöcher stahl sich ein schwacher Schein. Man stand immer erst eine Weile reglos da, bis sich die Augen vom grellen Sonnenlicht draußen dieser Finsternis angepaßt hatten, um nicht von dem schmalen Brett, das zum An- und Auskleiden diente, herunterzufallen. Neben uns gluckste und gurgelte schwarzes Wasser, unheimlich und gruselig schoß es vortüber. Wie, wenn es das Bündchen mit hinwegschwemmte. Warum – ich frage es mich noch heute – war der Himmel mit einem Dach versperrt? Genügten nicht die Bretterwände gegen Sicht von außen? Und trotzdem hielten wir es noch für angebracht, unsere roten Kattunanzüge anzuziehen mit Falbeln und Volants, die oben fast bis zum Hals und unten bis über die Waden reichten, ehe wir, vorsichtig nach Grund tastend, in dieses kleine Wasserloch stiegen, in dem wir gerade nebeneinander stehen konnten. Der gedielte Fußboden war glitschig, und zu den Holzsplittern, die wir uns regelmäßig in die Füße stießen, kam die Angst, zu fallen und vielleicht gar durch die Luken, durch die das Wasser hinein- und herausströmte, mit weggespült zu werden. Allerhand Zeug kam angeschwommen und trieb im Nu vorbei: Holzstücke, Grasbüschel und anderes, was im Dämmer nicht zu erkennen war und uns nur schrille Schreie entlockte. Es war alles in allem aufregend und eigentlich gar nicht so schön, wie es uns zu Hause erschienen war. Immer atmeten wir auf, wenn wir wieder draußen in der lichten Sommerwelt standen und froh, aus der strudelnden Wasserhöhle die lebende Seele gerettet zu haben, schwenkten wir unsere nassen Badeanzüge. Eilig und gar nicht mehr unheimlich schoß das sonnenbeglänzte Flüßchen dahin. Wir liefen, wir trudelten, wir hüpfen und quirlten gleich ihm und trieben voll Daseinslust auf dem schilfbestandenen Uferpfad dahin.

Dann, mit den kürzer werdenden Tagen, scheuchte uns das Wetter ins Haus. Plötzlich schien es gut, ein Dach zu haben, unter dem man sich bergen konnte. Graue Nebelgespenster zogen ums Haus. Manchmal warf der Wind eine Handvoll Regen prasselnd gegen die Scheiben. Viel Stille war nun um uns. Das leise Weben des Hausgeistes spürte man in Kellern und Kammern, in Winkeln und Wandschränken. Um diese Zeit, zwischen Nachmittag und Abend hatte auch die Küche ihre stille Stunde. Da saßen wir allein, eingesponnen im Zwielflicht über einem Märchenbuch oder fädelten bunte glitzernde Perlen auf Schnüre, unterbrochen von gelegentlichen Streifzügen in die Speisekammer, wo wir süßen Samoswein nippten, in den großen Zuckersack griffen und uns die Taschen voll Backpflaumen und Birnenhutzeln stopften.

Auch saßen wir nun öfters in Lulus Rumpelkammer, machten dort unsere Schularbeiten, spielten „Froschhüpfen“ oder sahen aus dem Fenster in die Gärtnerei, die nun, wie alles draußen, in Auflösung begriffen war. Kahle Weinranken pochten ans Fenster, die abgewelkten Sträucher duckten sich unter den Stößen des Windes und nahmen im sinkenden Licht immer mehr menschliche Gestalt an. In den Bäumen knarrte und quarrte es, es ächzte aus Lauben und Schuppen - - „da - da, eben habe ich etwas gesehen“. „Ich auch.“

Immer mehr „sahen“ wir, je trüber der Tag wurde und alles Licht schwand. Wer hätte es wagen können, jetzt heim durch diesen Garten zu gehen, so nah auch das bergende Zuhause war! Und mit einem Seufzer schickte sich jedes Mal Lulus Mutter an, mich heimzubringen.

Die weiße Wand

Wer kennt sie nicht, die Ängste der Kinderjahre, die besonders im Herbst und Winter ihre zerstörerische Gewalt ausüben, wenn draußen so viel Dunkel und Auflösung ist und Unverständliches am Himmel und auf Erden, während im steigenden Jahr mit dem frischen und wunderbaren Schmelz aller Dinge die schöne Festigkeit des Daseins außer allem Zweifel steht.

Wenn ich es bedenke, so müssen es viele Jahre gewesen sein, in denen mich die Furcht regierte und ich blind und taub in ihren Strudeln und Strömungen dahintrieb. Dumpf fühlte ich es wie Gefahr und drohenden Untergang. Es wäre gut, etwas mutiger zu werden, ja, ich sah es ein.

Auf meinem Weg zur Schule, der durch Gärten und an vielen Lauben vorbeiführte, zwang ich mich, langsam Schritt um Schritt zu gehen, wenn mir auch die Knie zitterten, und ich oft das Gefühl hatte, als müsse ich vor Schritten, die hinter mit herkamen, davonflüchten. Unklar fühlte ich, daß ein schnelleres Gehen, ein Laufen oder Rennen gar, ein Aufgeben meiner selbst bedeutet hätte, das alles nur verschlimmert, ins Maßlose und Unerträgliche gesteigert haben würde. Und während ich mich bemühte, langsam zu gehen und die Furcht nicht anzuerkennen, grübelte ich ratlos, wie es zu machen sei, daß ich ein wenig, nur ein klein wenig mutiger würde. Hatte ich etwa Angst vor solchen Sachen, vor denen sich andere Kinder graulten? Vor Gewitter oder Hunden? Lief ich vielleicht schreiend davon, wenn ein Tanzbär durch die Straßen zog? Konnte ich nicht auf die höchsten Bäume klettern, die tiefsten Gräben überspringen? Gar nicht zu reden vom Klabauter und allem anderen, was es im Hause gab. Nein, nur das, was man nicht sah, das hatte Gewalt über mich.

Dann suchte ich mir, wie zur Bekräftigung meiner guten Vorsätze, immer die breiteste Stelle des Goldbaches zum Überspringen aus, die Holzbohlen verschmähend, die zum Übergang dienten. Aber kam ich auch trockenen Fußes und froh über den gelungenen Sprung drüben an, so klang doch das Gurgeln und Glucksen des Wassers wie ein unterdrücktes boshaftes Gekicher. Denn jetzt kam ja erst das schlimmste Wegstück. Die Lauben waren längst nicht die einzige Gefahr dieses langen Schulweges.

Hier nämlich begann die „Weiße Wand“.

Was mir an diesem Weg am rätselhaftesten war und woraus sich wohl auch alle übrigen schwer zu deutenden Dinge erklärten, das war sein Name. Nirgends war eine weiße Wand zu sehen. Täglich schaute ich danach aus, in der Erwartung, sie möge inzwischen irgendwo aufgerichtet sein – und wenn sie auch nur ganz winzig wäre, nur so groß, daß ich allein sie sähe. Ich stocherte mit der Fußspitze im Gras herum. Es ließ mir keine Ruhe, es ärgerte und störte mich das Ungefähre. Denn, so meinte ich, es müsse alles seinen richtigen und vollen Sinn haben.

Am Anfang der „Weißen Wand“, in einem spitzen Winkel, den hier Bach und Weg bildeten, stand ein Häuschen mit windschiefer Tür und wackeligen Fensterläden.

Im Sommer sah man hinter der Weißdornhecke einige Blumen, die wie Strünke aussahen, von Ungeziefer zerfressene und aufgeschossene Kohlköpfe, die wie Blumen blühten. Die Wände des Häuschens waren bis unter das Dach mit Lohkuchen bedeckt, die hier zum Trocknen aufgeschichtet

waren. Es erinnerte mich an Pfefferkuchenhäuschen im Märchen, nur daß von den Lohkuchen ein wenig verlockender, strenger Geruch ausging. Aber verwunschen mochte es wohl sein mit seinen sonderbaren Blumen und Kohlköpfen, mit dem Gezank und Geschrei, das immer aus dieser Hütte drang und dem struppigen, tiefäugigen Hund, der mit wütendem Bellen an seiner Kette riß.

Oft sah man den Lohgerber bloßfüßig mit aufgekrempeelten Hosen in seinem gelben Lohbrei herumstapfen. Auch sein Haar, das wirr und borstig um den Kopf stand, war eine gelbe Lohe. Kam ich hier frühmorgens vorüber, so war auch manchmal die Frau zu sehen, wenn sie am langen Pumpschwengel hing in ihrer rosa Nachtjacke, das dünne Haar zu einem Knoten auf dem Kopf zusammengezwirbelt, der immer hin und her tanzte.

Weitaus am schlimmsten aber war Willi, des Lohgerbers Junge. Wenn er meiner ansichtig wurde, stürzte er sich auf mich, schlug mich, riß mich an den Haaren und Kleidern und nahm mir ab, was ich an Begehrtem bei mir trug: Lackbilder und Hauchblätter, das Frühstücksbrot oder den Federhalter mit dem Guckloch, durch das man den Dom von Fulda sah. Fand er einmal nichts, so spuckte er auf meine Schiefertafel, mitten hinein in die so mühsam erstellten Rechenkolonnen, oder er schickte sich an, den Hund loszulassen. Er war mein Feind. Wohl ein von Gott eingesetzter Feind, denn Gott allein mochte wissen, warum er das zuließ. Ich hatte Willi nie etwas Böses getan, weder ihm die Zunge gezeigt noch ihn „Ohrenbutzenfresser“ geschimpft, wie das Lulu zuweilen auf dem Nachhauseweg tat. Ob es übrigens wahr war, daß die Lohgerber das Mark aus den Hörnern der Rinder aßen? Ein Schauer lief mir über den Rücken.

Immer ließ es sich nicht vermeiden, diesen Weg zu gehen, und jedes Mal schickte ich ein Stoßgebet zum Himmel: Gott möge mich ungesehen von Willi vorbeikommen lassen. Nicht immer waren diese Gebete von Erfolg. Manchmal halfen die schwierigsten Gelübde nichts und nichts die waghalsigsten Versprechungen, etwa, von nun an fettes Fleisch zu essen oder meine Spatzenklapper zu verschenken. Manchmal allerdings genügte es schon, das Frühstücksbrot an den Wegrand zu legen für vorübergehende Arme. Manchmal auch, so seltsam es war, ließ sich Gott durch eine Drohung zur Hilfe bereit finden, etwa wie die, überhaupt nicht mehr zu beten, wenn er mir heute nicht beistünde. Woraus ich dann schloß, daß Gott meine Gebete zum Leben brauche so wie wir Menschen das Essen und Trinken. Dann vergrübelte ich mich in die Vorstellung, daß er von den vielen Gebeten ganz dick und unförmig sein müsse, wie ein Luftballon. Denn

die Worte, von denen er sich nährte, waren ja wohl längst zu Wind geworden, zu Luft, bis sie zu ihm drangen. An anderen Tagen wieder – ich wußte, es gab solche, an denen man nicht betete und Gott ganz vergaß – dann würde er wohl zusammenschrumpfen, ganz dünn und schlaff werden. Und plötzlich wußte ich, warum Gott so viele Krankheiten in die Welt schickte, so viel Not und Jammer: Damit die Menschen zu ihm beteten und ihn nicht vergaßen. Er würde sonst sterben müssen. Und die Welt, diese runde Kugel, die er täglich mit seinem Atem anblies und anfüllte, die würde ganz sicher dann auch eines Tages ganz dünn und dürrftig werden und vielleicht vergehen.

War ich dann an dem großen Haselnußstrauch angelangt, der seine Äste über eine schwarze Bretterplanke warf, dann konnte ich es immer schon sehen, jenes andere Haus, das ungefähr zur Hälfte des Weges stand und hell durch die Bäume schimmerte.

Wenn ich manchmal anzunehmen geneigt war, daß die „Weiße Wand“ von diesem Haus ihren Namen habe, so konnte das bei einiger Überlegung doch nicht zutreffen. Es war doch nicht daran zu zweifeln, daß ein Haus, ein Menschenhaus, vier Wände haben mußte, selbst ein so seltsames wie dieses. Aber war dies überhaupt als ein Haus im rechten Sinne anzusehen? Es war ganz unbewohnt, und das war es, was es merkwürdig und geheimnisvoll machte. Ein Haus ohne Menschen – das war ein gespenstisches Ding! Dieses stammte noch aus dem Dreißigjährigen Krieg, und wenn in der Schule davon die Rede war, ging der Lehrer etwas eilig darüber hin, sagte nur, daß der Feldherr Tilly einmal darin übernachtet habe, weshalb es nun das Tillyhäuschen hieß. Aber er schwieg über das, was sich die Kinder in der Pause mit zusammengesteckten Köpfen zuflüsterten und was auch die Tanten sagten, daß es hier nicht „geheuer“ sei. Und das war es doch gerade, worauf es ankam.

Das Häuschen hatte zwei Stockwerke, das obere von dunklem Fachwerk durchzogen, das untere infolge des Alters etwas in die Erde gesunken und nach außen gewölbt. An manchen Stellen war der weiße Kalk abgebröckelt, und gelber Lehm, in dem Strohhalme steckten, schaute hervor. Der eine große Fleck, dicht über der Haustür, hatte, wenn man auf dem Feldstein auf der anderen Wegseite stand und etwas mit den Augen blinzelte, die Form eines menschlichen Gesichts. Kein Zweifel, es war Tilly, dessen Bild sich in die Hauswand gezeichnet hatte. Oben vor dem einzigen Fenster, das das Haus nach dem Weg zu hatte, hing ein morscher Laden, der bei jedem Windstoß aufkreischte. Die schwere Holztür war mit allerlei

geschnitzten Linien verziert und mit einem großen rostigen Schloß versehen. Aber immer war sie verschlossen, und der mit der Hauswand abschließende Gartenzaun verwehrte auch von den Seiten her jegliches Eindringen.

Es gehörte zu meinen heimlichen und heftigsten Wünschen, einmal dieses Haus von innen zu sehen. Es erschien mir, so oft ich daran vorbeiging, wie ein lebendes Wesen, das lockte und rief, das drohte und sich zu allerhand Schabernack herbeiließ. Das mir unheimlich zublinzelte mit seinem einen Auge, ob es nun herrisch und verheißungsvoll aufblitzte, wenn die Sonne es traf oder ob es blind und trübe vor sich hinstarrte, wenn der Wind mit widerwärtigem Kreischen den Fensterladen wie ein Lid auf- und zuklappen ließ. Ich war überzeugt, daß es ein Geheimnis enthielt, das nur darauf wartete, von mir entdeckt zu werden. Nur einmal einen Blick hineinwerfen können! Und ich würde sehen, was sich bisher in all den Jahren verborgen gehalten hatte; Tillys Lager etwa, auf dem er in jener lang vergangenen Nacht geschlafen hatte, seine Pistole, ein vergessenes Säckchen Dukaten. Ich war auch schon mit einem abgerissenen Knopf seiner Uniform zufrieden oder auch mit einem unsichtbaren Etwas, das dort hängen geblieben war.

Einmal, im Sommer, hatte ich, von Neugier getrieben, durch das Schlüsselloch gesehen. Aber zu sehen war da nur das hohe Gras des dahinter liegenden Gartens, grell von der Sonne beschienen. Halme, so hoch wie ich selbst und höher, funkelten im gleißenden Licht wie eine Wehr von Lanzen. Das Haus mußte wohl keine Rückwand haben oder ein sehr breites offenes Tor zum Garten. Der Raum aber dicht hinter dem Schlüsselloch lag im Dunkeln. Nichts war zu erspähen. Stünde es nur einmal offen! Nur ein einziges Mal! Nur einen Blick hineintun, und wenn ich auch tot umfallen müßte! Lieber Gott, mach, daß die Tür einmal aufsteht. Nein, es ereignete sich nicht.

Die Fontäne schweigt

Am Herbst war manches unverständlich, das ließ sich nicht leugnen. Zwar wölbte sich an manchen Tagen noch der Himmel wie eine Glocke aus blauer Seide, und Georginen und Asten brannten in einer Glut, als erwarteten sie einen neuen Sommer. Aber wie die glasklare Luft alles Ferne näher rückte, so wurde auch alles Nahe ein wenig unwirklich und war nicht mehr so verlässlich.

Man brauchte nur an den nicht zu bewältigenden Obstsegen zu denken, diesen unbändigen Überfluß, der alle, die sich mit ihm befaßten, trunken machte vor froher Gier. Sie lachten mehr und anders als sonst. Selbst über Marlies' saueröpfische Miene glitt der Schimmer eines Lächelns, wenn sie in eine Birne biß und der Saft ihr aus den Mundwinkeln troff. Auch die Rede war lauter und behender – ein wenig trunken, man konnte es nicht anders nennen. Sie stießen manchmal kleine Schreie aus, pufften einander in die Seiten und haschten sich, daß die Röcke wehten. Der warme Schein der Sonne erfüllte ihre Augen mit tieferem Glanz. Ja, es war wirklich, als habe ihnen jemand Wein gegeben. Das alles machte dieser Überfluß – was sonst? Obst lag überall herum. Man trat achtlos darauf und warf sich scherzhaft damit, daß der Saft spritzte.

Abends in der Küche standen Waschkörbe voll Birnen, die geschält werden mußten. Bütten voll Zwetschgen warteten aufs Auskernen. Auch ich mußte helfen und durfte etwas länger aufbleiben und fühlte mich ganz erwachsen in meiner großen blauen Schürze.

War diese Arbeit getan, wurde Mus gekocht. In einer kleinen Kammer im Hofhäuschen, hinter der Stube von Fritz, stand der große Kessel. Düster war es dort. Schwarze Tannen standen vor dem winzigen Fenster, und viel Staub und Spinnweben mußten erst fortgefeht werden, denn nur an diesem einen Tag erwachte der Raum zum Leben. Das Mus brodelte im Kessel und wurde dunkler und dicker von Stunde zu Stunde und spritzte in braunen Fladen an Decke und Wände oder an die Arme und das Gesicht der Rührenden, die laut aufschrie und dann doch lachte. Abends blakte eine Petroleumlampe, deren Geruch sich mit dem süßen Brodem vermischte. Man konnte fast nichts mehr erkennen in dem dicken Schwalch. Plötzlich aber ging die Türe auf. Vermummte Gestalten standen und sagten komische Sprüche her oder grölten lustige Spottverse. Einmal, als Fritz um Mitternacht zu Bett ging, lehnte eine weiße Gestalt vor seinem Fenster. Die Mägde kreischten auf. Aber er war mutig, er packte zu. Es war der Klabauter! Niemand wußte, wie er dahin gekommen war.

Ja, neben seinen ernsten und traurigen Gesichtern hatte das Haus auch unbestreitbar freundliche und fröhliche, die sich jetzt zeigten, wo immer früher die Dunkelheit hereinbrach und man sich wieder mehr und mehr mit ihr befreunden mußte. Es war gut, daß es so groß und weiträumig war, daß man sich darin verstecken und ebenso allein sein konnte wie auf den Bäumen. Daß es nicht zum Stillsitzen zwang mit seinen vielen Treppen und Fluren und heimlichen Winkeln, den niemals gänzlich erforschten.

Die Bodenkammern lagen voll Äpfel, voll gedörrter Pflaumen und Birnen. Würste und Räucherspeck und wohlriechende Schinken hingen an der Decke und schwitzten ihr Fett aus, das sich in kleinen Lachen auf dem Boden sammelte. In den Kellern lagen Berge von Kartoffeln und Kohlen, standen große Fässer mit Kraut und Bohnen, und ganze Batterien von Gelee und Eingemachtem glänzten auf den Regalen.

Auch füllte sich das Haus nun mit Menschen. Wie ein Schiff belud es sich mit seiner Menschenfracht, und es wußte keiner von allen, die es aufnahm, welche Riffe es zu umfahren galt, welche Stürme und Untergänge ihm drohten, und ob es nicht zu jenen Ufern steuerte, von denen es keine Rückkehr mehr gab.

Die beiden unteren Stockwerke reichten jetzt nicht mehr aus, das dritte wurde hinzugenommen und Notbetten wurden oft noch in den Gängen aufgestellt. Auch das Isolierhaus war überfüllt, das Reich von Luise und Marlies, in dem sich die Krankheiten gewichtigere Namen gaben und sich in vornehmer Abgeschiedenheit von den gewöhnlichen Knochenbrüchen und Verletzungen hielten. Auch der Keller unter dem Wohnzimmer wurde kaum noch leer und beherbergte immer einige stille Insassen.

Dann aber, nach diesen Tagen, wenn die letzten Kartoffelfeuer verglüht waren, kamen die anderen. Jene mit dem vergilbenden fallenden Laub, das dürr und trocken raschelte, mit den öden verwüsteten Gärten, mit feuchtem Modergeruch und bauschigen Nebeln, die die bekannte Welt ein wenig in Frage stellten, in denen das Haus oft ganz verging, um plötzlich mit einer seiner Kanten wieder daraus hervorzustechen, spitz und rot wie ein Knochen aus dem Watteverband. Jene Tage mit den letzten sterbenden Fliegen, die blindlings gegen die Scheiben stießen, überall träge herumsaßen und sich fangen ließen und nach und nach vergingen.

Die Fontäne schwieg. Braune und gelbe Blätter lagen auf ihrem Wasserspiegel, der stumpf und in sich gekehrt nichts mehr von Himmel und Rosen wußte. Eine Amsel sang noch ihr letztes Lied. Das Laub der Blutbuche tröpfelte leise wehend zur Erde. Durch ihren schütterten Wipfel konnte man schon wieder den Schornstein der Lederfabrik sehen. Der wilde Wein am Laubengang glühte noch in einem stumpfen Rot, das allmählich braun und fahl wurde und davonflog. Mit seinen dürren Ranken klopfte er an die Fensterscheiben. Man selbst stand und saß so herum, mal hier, mal da, ähnlich den Fliegen, etwas träge und unlustig, als verginge man auch ein wenig, wie der Sommer und der Garten und das Jahr verging, traurig und müde und doch voll glühendem Leben, ehe man recht entschlossen war,

sich nun vom Außen zum Innen zu wenden. War es schon Zeit, die Laterna magica aus dem Kasten zu holen oder Seifenblasen zu machen? An einem der Fenster stehend, sah ich hinaus in den müden Park, in die vergehenden Gärten oder hinüber zum Zimmerplatz. Die Krähen hockten auf dem niedrigen Dach des Eiskellers, flatterten plötzlich schreiend auf und ließen sich vom Winde treiben – irgendwohin, ein schwarzes, rätselhaftes Volk, und um die sich wie Schlangen windenden Wurzeln des alten Birnbaums – huschten da nicht kleine schattenhafte Wesen?

Vom Zimmerplatz her kam ein Geruch von frischem Holz, in das hochgeschwungene Äxte sausten und lange Nägel getrieben wurden. Wieder und wieder glitt der Hobel über die langen Balken. Der Wind wirbelte in den flockigen Spänen und die Säge schnarrte. Eines Tages war es dann zu erkennen, was da aufgebretet lag: Fachwerk für ein neues Haus. Ja, bauen, das mußte etwas Schönes sein! Stundenlang konnte man diesem Werken zusehen, während die Gedanken wie Hobelspäne im Kopf wirbelten.

Nun war sie wieder da, die Zeit, die mir das Leben auf den Bäumen verwehrte, und wo sich draußen alles so veränderte. Nein, nicht nur im Sichtbaren!

Wenn die schweren grauen Wolken um den Meißner fetzten, Büsche und Bäume sich im Sturm bogen, der Regen prasselnd gegen die Scheiben geworfen wurde – welche Mächte waren da am Werke? Wer wollte dann daran zweifeln, daß eine Schar Unsichtbarer, die keineswegs gütig gesonnen, ihr wildes Spiel trieben! Kein Kuckuck rief mehr, kein Rotkehlchen sang. Die Blumen hatten Farbe und Duft verloren, die begrasten Wege lösten sich auf, die Lattenzäune wurden ein wenig morscher. Von der alten Terrasse war auch wieder ein Stein abgebröckelt – und was geschah wohl alles noch? All die bunten Versprechungen des Jahres – wo waren sie geblieben? Das Fest war aus.

Das waren die Tage, an denen es auch in den verlassenen Lauben der Gärten umging. Tage, an denen sie außer Rand und Band gerieten und ihr eigenes, keineswegs erklärbares und ordentliches Dasein führten. Die Erwachsenen, wie immer, gingen blind daran vorbei. Sie schauerten höchstens einmal zusammen, wenn es unverhofft noch im Geäst eines Baumes quietschte oder knarrte. Aber was sich hier alles in diesen Lauben begab, besonders bei einfallender Dämmerung unter dem Wehen der Winde und den niedrig dahinjagenden Wolken.

Es raschelte hier und dort aus ihnen, nicht zu ergründen, ob von Mensch, Tier oder Ding. Es konnte geschehen, daß die Falten einer Gärtnerschürze zur grinsenden Grimasse wurden, alte Kleider wie Erhängte an Nägeln schaukelten, der Wind schlotternde Rockärmel zu drohenden Gebilden aufblähte. Sah man dann im Näherkommen – sofern man den Mut aufbrachte, hinzusehen – die Wirklichkeit der Dinge ein, so war damit noch lange nichts bewiesen. Höchstens ihre Fragwürdigkeit und mangelnde Verlässlichkeit. Ja, vielfache Geister webten in der Luft und machten sie unsicher. Immer tiefer geriet alles von Tag zu Tag in Unordnung, und alle Dinge konnten ein anderes Gesicht, ein anderes Gehör bekommen, besonders jenseits der Gärten, wo die Welt begann. Das Schlimmste überhaupt schien zu sein, ihren Schutz einmal verlassen zu müssen, irgendeinmal und für immer.

Am Abend war nun die große Küche da, ein Sammelplatz für Jung und Alt, ein Raum, unter dessen niedriger Decke es sich gut sein ließ, sicher und warm, inmitten lachender und lärmender Leute. Es war, als habe mich ein fliegender Teppich in eine andere Welt getragen, in der es lebendig und lustig zuging, und wo es so viel schöner war als oben im Wohnzimmer, wo der Vater unversehens jeden Augenblick hinter seiner Zeitung auftauchen konnte, um das Einmaleins abzufragen, und die Mutter mit müder Miene in ihrem Eierbier rührte und nur hin und wieder flüsternd eine Anweisung erteilte. Selbst die allzeit fröhlich plappernden Tanten verstummten hier und suchten einen Vorwand, um hinaus, hinunter in die Küche zu gehen, von wo sie dann lange nicht zurückkehrten.

Es ging hier immer lustig und lärmend zu, denn nach des Tages Mühe fanden sich alle hier zusammen, um unter Lachen und Scherzen, unter Singen und Erzählen noch die letzten Arbeiten zu tun: Geschirr spülen, Kartoffeln schälen, Gemüse putzen für den nächsten Tag.

Ihr Singen – es waren die gleichen Lieder, die an Sommertagen aus den Krankensälen kamen und eine Fülle neuer dazu – ihr Gelächter, Geschrei und Gestampf füllte allabendlich dröhnend die Küchengewölbe. Sie sangen dreistimmig und schwungvoll und wiegten die Köpfe dazu und schaukelten in den Hüften. Nur Marlies behielt ihre grimmige Miene, die noch in dem Maße zunahm, wie man sie hänselte. Die junge Kathrine pfiiff wie ein Mann und schnalzte mit den Fingern. Ihre Augen glühten, und die von Ludwig waren zwei kleine stechende Punkte. Er kniff sie. Sie schrie. Er sagte etwas.

„Sei doch still – das Kind!“

„Versteht's ja nicht!“

„Lernt hier früh genug, was nicht nötig ist.“

Es war immer die alte Kathrine, die sich bemühte, die Lustbarkeit in geordneten Grenzen zu halten.

Fritz zog die Mundharmonika aus der Tasche und klopfte damit ein paar Mal auf sein Knie. Er stampfte den Takt mit dem Fuß: „Siehste nit, da kimmt er...“

Die Paare ordneten sich zu zwei Reihen, die auf einander zu- und wieder zurückgingen: „Lange Schritte nimmt er...“

Sie sangen und stampften, sie jauchzten und schwangen sich herum. Wer dachte schon daran, daß sich über der Küche ein Krankensaal befand.

Oben im Haus hörte man eine Türe gehen, und jemand rief erschrocken: „Ruhe, er kommt!“

Wenn dann des Vaters zorniges Gesicht in der Tür erschien und er drohend mit seiner langen Pfeife fuchtelte, saßen alle längst wieder still und emsig bei ihrer Arbeit. Er schluckte ein paar Mal, knurrte etwas und verschwand.

„Wir sind's nicht gewesen“, piepste ich ihm nach, vom Grudewinkel aus.

„Sei still, du armes Bißchen, mach dich nicht mausig“, rief Tante Anna.

„Wenn er dich sieht, mußt du ins Bett!“

Ich war gern in dieser Gesellschaft, die sich wenig um mich kümmerte. Eingesponnen in die Lieder und seltsamen Geschichten, die da laut wurden, hockte ich in einem Winkel auf der warmen Grude und machte mich klein und schmal und duckte mich in den Schatten. Was waren das aber auch für Geschichten! Das Blut ließen sie gefrieren. Von Scheintoten und Lebendigbegrabenen, vom Spuk im Tilly-Häuschen, vom „Huckauf“. Alle aber übertrumpfte Ludwig, der mit seinen Erlebnissen aus dem Totenkeller prahlte. Mit den Leichen, in die er Heu und Werg statt Herz und Lunge gestopft, und der von Toten berichtete, die nicht in den Sarg gepaßt und wie er sich da geholfen habe.

In die manchmal jäh einfallende Stille zirpten laut und schrill die Heimchen, geheimnisvolle Wesen, die niemals sichtbar wurden, so viele Entdeckungsfahrten ich auch nach ihnen unternahm. Die Gasflammen zischten und surrten. Aus dem Wandschrank zog der Geruch der vielen Brotlaibe, die darin aufgestapelt waren, und vor den unverhangenen ebenerdigen Fenstern stand die Schwärze des nächtlichen Parks. Hing da nicht eben ein helles Gesicht davor, eine weiße Hand? Eine Magd kreischte jäh auf

und wies entsetzt hinaus. „Da war eben etwas...“, und alle Augen folgten schreckensstarr ihrem Finger.

Im wallenden Wasserdampf, der dem großen Kessel entströmte und den Raum bis unter die Decke füllte, und den die Gaslampen nur in trüben Strahlen durchbrachen, formten sich Gestalten und zerflossen wieder wie Schemen, und meine Müdigkeit ließ mich alles vollends wie durch einen Nebel sehen. Nichts schien unmöglich.

All die Geschichten erwiesen ja deutlich genug, was ich längst ahnte. Daß es hinter der sichtbaren Welt noch eine andere, unsichtbare gab: die der Hexen und Gespenster, der Nightmare und Irrlichter, der abgeschiedenen Seelen von Selbstmördern und Verbrechern, die in der Ewigkeit keine Ruhe fanden. Eine gruselige, beängstigende Welt, von der man nichts Sicheres wußte. Plätze und Häuser gab es, Hohlwege und Kreuzungen, wo es von altersher umging, wo Pferde scheuten und Hunde jammerten. Wo der Rücken des Wanderers plötzlich schwer wurde, weil sich der „Huckauf“ hinaufgeschwungen hatte, wo eine weiße Gestalt um Mitternacht stand, den Kopf unter dem Arm oder ein Hund mit glühenden Augen. Alte Mordstellen, um die noch immer die lang vergangenen Schrecknisse woben, wo die Stille tiefer war, stechender die Sonne und wilder der Sturm. Wer glaubte nicht daran?! Wenn der eine oder andere auch das Dasein Gottes in Zweifel zog – wenn Gesang manchmal sagte, er glaube nur, daß ein Pfund Rindfleisch eine gute Suppe gäbe, oder die junge Kathrine sich augenblitzend um sich selbst drehte und rief: „Lustig gelebt und selig gestorben, das heißt dem Teufel die Rechnung verdorben“, und wenn Fritz für das Fegefeuer der alten Kathrine nur ein zweiflerisches Lachen hatte – an Hexen und Geistern zweifelte niemand. Sie glaubten an Zeichen und Vorbedeutungen, an Besprechungen und Behexungen, an gute Tage und böse Sterne, Amulette und Zaubersprüche.

Keiner traute sich nach solchem Abend vor die Tür. Wenn Marlies sich anschickte, wieder zum Isolierhaus zu schlurfen, sie, von der ich annahm, daß sie selbst eine Art verwunschenes Wesen sei und somit von den Über- und Unterirdischen nichts zu fürchten habe, so sagte sie wohl, Fritz möge sie mit der Laterne begleiten, sie habe keine Lust, sich die Knochen zu brechen! Auf dem schnurgeraden Plattenweg? Wer sollte ihr das glauben? Auch die Tanten wollten jetzt nicht mehr abends allein in den dunklen Park gehen. War es einmal nicht zu umgehen, so nahmen sie gar mich als Beistand mit, faßten mich mit hartem Griff ums Handgelenk und liefen mit

eng zusammengerafften Röcken und langen Schritten, denen ich kaum folgen konnte, um die Hausecken.

Jeder hatte einmal etwas erlebt oder gehört, was er sich nicht zu deuten wußte. Und ich selbst? Ich hätte ja von den Lauben genug Geschichten erzählen können, auch noch von manchem anderen. Ich brauchte nur an jenen Tag zu denken, als sich vor meinen Augen das Unverständliche begab.

Es war einer jener Nachmittage gewesen, die so schnell dahingingen und die doch alles umschlossen, was damals und für viele Jahre „Winter“ hieß. Ich hatte am Fenster des elterlichen Schlafzimmers gestanden, das der großen Kälte wegen geheizt war. Die Aussicht in diesem Teil des verschneiten Gartens bot eine willkommene Abwechslung. Alles war neu und anders: der kleine Hügel des Eiskellers mit seinen hohen, schneebeladenen Tannen, das Stallhäuschen, der große, runde Holzstoß und meine „Hütte“, aus einem alten Weidenkorb und Tannenzweigen erbaut. Hühner und Krähen waren wie schwarze Tupfen im winterlichen Wald verstreut und erfüllten die Luft mit ihrem leeren Krak-Krah. Aus der Dachrinne hingen Eiszapfen. Ich hatte meine Tasse Milch draußen vor das Fenster gestellt, um „Milcheis“ zu bekommen und sah nun zu, wie sich Kristall neben Kristall setzte. Die Nase wurde mir kalt an den Scheiben, ich wischte den Hauch fort, um besser sehen zu können.

Der morsche alte Birnbaum gefiel mir, wie er so dastand, stark und knorrig und fast ohne Äste, mit der zersausten Krone, dem rissigen moosbedeckten Stamm. Es war ein Wunder, daß er noch jedes Jahr so saftige Früchte trug, und irgendwie gefiel es mir auch, daß keine Leiter mehr die Krone erreichte, und daß man immer warten mußte, bis er von selbst seine Früchte abwarf.

Pflaumenbäume und Fliederbüsche waren nur noch ein Gewirr schwarzer Linien und Striche, Wege und Rasenflächen von so hohem Schnee bedeckt, daß sie nicht mehr zu unterscheiden waren. Die Hühner zeichneten mit jedem Tritt drei kleine Linien in die unberührte Fläche und gingen eigentümlich staksig in dem hohen Schnee. Daß es einmal eine blühende Wiese war, auf der man sich herumgekugelt hatte, das war jetzt nicht mehr recht glaubhaft. Und daß es wieder einmal eine werden würde – war das eigentlich so sicher?

Von den Tannenzweigen an meiner Hütte waren einige davongeweht. Wahrscheinlich hatte der Wind auch das Kerzenstümpfchen ausgeblasen, das, auf einen Ziegelstein gepappt, immer brennen sollte. Wenn es erst ein wenig dunkler war, und die Mutter in der Küche zu tun hatte, wollte ich

ganz schnell und ohne erst Mantel und Galoschen anzuziehen hinüberlaufen, ein bißchen auf dem Laubpolster sitzen und das Flämmchen wieder anzünden. Ich wünschte mir solch ein Ding, wie es der Laternenanzünder hatte, hoch an einer Stange trug er einen immer glühenden Funken vor sich her. Wenn er auch nicht weithin leuchtete, stark genug war er doch, um überall Licht hinzubringen.

Die weite weiße Fläche hatte etwas Einschläferndes. Wieder wischte ich den Hauch fort und sah hinauf zum Isolierhaus, von dessen flachem Dach Rauch aufstieg.

Ob wohl das Scharlachzimmer auch im Winter rot war, das Diphtheriezimmer blau, das Typhuszimmer grün? Im Sommer, ja, da konnte man sich das alles so vorstellen. Da war es wie ein Geben und Nehmen zwischen den bunten Krankheiten und der bunten Natur. Dann standen die Fenster offen, die Sonne kam herein, der Wind brachte den Duft der Blumen und der Erde und den nahen Gesang der Vögel. Er war wie Balsam und würzige Essenzen und nahm alles Kranke mit sich fort unter den weiten Himmel. Selbst der Tod mußte leichter sein unter dieser aufgebrochenen, warmen und blühenden Erde. Aber jetzt – vielleicht waren die Zimmer jetzt so weiß wie der Schnee? Vielleicht waren sie auch im Sommer weiß und nicht bunt, wie ich es mir so dachte. Nur diese Krankheiten, die blühten wohl zu allen Jahreszeiten in ihren eigenen Farben.

Wie ich so im Banne der sommerlichen Erinnerungen dorthin sah, begab sich jenseits des Gartens, da, wo das freie Feld begann, jenes überaus Merkwürdige und Unerklärbare, das man gut „Spuk“ nennen konnte.

Dort oben auf dem Felde, im milchigen Weiß des Winternachmittags, stand eine hohe schwarze Gestalt. Ein Mensch? Eine Figur? Ein Geist? Er mußte auf dem aufgeworfenen Erdhügel stehen, auf dem im Sommer der Kürbis gewachsen war, denn er ragte ein Beträchtliches über den Gartenzaun hinaus. Und nun bewegte sich diese Gestalt, dunkel, drohend, schmal und groß. Sie hob die Arme zum Himmel, ließ sie wieder sinken, schlenkerte mit den Beinen, nickte und neigte sich, einmal, viele Male, vorwärts, rückwärts in einem feierlich-komischen Tanz. Sie wuchs hoch hinauf, wurde klein und schrumpfte nun ganz zusammen.

Wie gut und fest die Wände des Zimmers mich umschlossen! Wie warm und trostvoll das Feuer im Ofen prasselte! Eigentümlich herbe roch der sommerliche Lackanstrich, der nun schmolz und in blauen Schwaden durchs Zimmer trieb. Niemals hätte ich jetzt gewagt, das Fenster zu öffnen, um meine gefrorene Milch zu holen. Denn wenn auch ein weites Stück

Land zwischen mir und dem Unheimlichen lag – wer weiß, ob es nicht darauf wartete, einen Arm so lang zu machen, daß es mich greifen konnte.

Ich rutschte von der Fensterbank. Schatten lagen in den Ecken des Raumes und der rötliche Schein des Feuers spielte auf den Dielen. Der Luftzug im Ofen rumorte, klagte anschwellend und abebbend, sank in sich zusammen und begann noch einmal wie ein leise weinendes Kind. Warum war ich so allein? Jemand sollte kommen: die Mutter, die Tanten. Da draußen, jenseits der Gärten – was war das? Riesengroß und unverständlich wuchs und schrumpfte es, dehnte sich aus und wurde zu einem Nichts. Zu jeder Zeit konnte es kommen, und nicht immer war man wohl so glücklich geborgen.

Später, ja da war die Mutter gekommen, und ich hatte sie zum Fenster gezogen und hinausgedeutet, um ihr alles zu erzählen. Aber da erwies es sich, daß mir wieder alle Worte fehlten. Ein Geheimnis, für mich allein bestimmt und nicht preiszugeben. Und draußen war nun auch nichts mehr zu sehen als ein Mückenschwarm, der sich aus den Furchen der Äcker hob und wie der Schatten flüchtiger Gedanken über die weiße Fläche strich – westwärts, der letzten Helligkeit zu.

Daß am Abend eine der Tanten, als man über die grimmige Kälte sprach, beiläufig bemerkte, der Schornsteinfeger habe heute beim Rußentleeren auf dem Felde Freiübungen gemacht, um sich zu erwärmen, brachte ich mit meinem Erlebnis in keinen Zusammenhang.

Nicht nur den Zufällen und Gewalten des Sichtbaren war man also ausgesetzt. Ein Gewirr undurchdringlicher Geheimnisse umgab uns. Wenn man nur genau zusah, war auch vieles an den lauten Tagen unverständlich. Sie waren keineswegs so zuverlässig, wie es die Großen lehrten.

Denn wer hätte etwa der Sandhexe trauen können, einer kleinen buckligen Alten, die von Zeit zu Zeit mit ihrem Karren vorfuhr, um Streusand zu bringen. Es war schlecht denkbar, daß sie in einem ordentlichen Haus wohnte, in einem richtigen Bett schlief. Gewiß hauste sie in der Sandhöhle und schaufelte sich täglich tiefer in den Berg hinein.

Oder was war mit dem Knochenmann, der jeden Sonnabend kam, um die Knochen einzusammeln. Sah er nicht aus wie ein abgieselter Knochen, grau und hager mit seinem klappernden Stelzbein?

Da war auch „Hans Gingang“, der Töpel, der mit offenem geiferndem Mund Unverständliches lallte, immer begleitet von einer Schar grölender Kinder. Er war einer der Sargträger und kam zu den Begräbnissen ins Haus. Er kam immer als Erster und ging stracks in die Küche, wohin ihn

der Hunger treiben mochte. Die Mägde machten sich einen Spaß mit ihm, immer den gleichen, ehe sie ihm etwas gaben: „Hans, steh mal stramm und guck verliebt!“ Dann legte er gehorsam die Hände an die Hosennaht und verdrehte die Augen auf eine Weise, daß sich alle vor Lachen bogen. Aber mir war er gerade dann am Unheimlichsten.

Die „tolle Amanda“ schlurfte mit zerrissenen Röcken, wirren Haarzoteln im Gesicht im Zuckeltrieb durch die Straßen und redete laut und wirr mit sich selbst, ein Gespött der Kinder. Daß sie auf dem Friedhof wohnte und dem Totengräber beim Ausschaufeln der Gruben half, machte sie nicht anziehender. Wußte man, was in einem solchen Menschen steckte? Dieses Gräberschaukeln – es haftete wohl nicht nur an den lehmbeschmierten Kleidern. Bei Amanda schien es in die tiefsten Winkel ihres Wesens gedrungen zu sein – bis ins Gehirn...

Und wie sollte man sich nicht vor einem Mann grauen, der „Holzworm“ hieß und immer den Toten die Särge anmaß?

Ach, ob ich einen Stein aufhob, unter dem sich Würmer wanden oder in der Erde grub, wo Engerlinge und weißliche Larven ihren rätselhaften Schlaf schliefen – ob ich im Zwielficht vor dem Spiegel stand und Grimassen schnitt oder lange in das Innere einer Rose sah – es war die gleiche Bedrängnis.

Wie kam es nur, daß den Erwachsenen alles so selbstverständlich war? Sahen sie nichts oder wollten sie nichts sehen? Immer taten sie, als wäre nur das Sichtbare das allein Gültige und nicht das, was man dahinter lauern fühlte. War es ein stillschweigendes Übereinkommen oder ein sehr hartes Gesetz, dem sie sich unterwarfen? Wie stark mußten sie sein, daß nie ein Wort davon über ihre Lippen kam, während mir es so viel Mühe machte, alles stumm mit mir herumzutragen. Wirbelte es in ihren Köpfen nicht ebenso bunt und vielfältig durcheinander wie in dem meinen? Ein brodelnder Aufruhr, nicht zu bändigen, daß man innen ganz schwer davon wurde und dunkel wie ein Stein aus dem Basaltberg. Es war doch nicht anzunehmen, daß ich allein so voll von Dingen war, für die es keine Namen gab! Ein Gedanke, der in die nackte Verlassenheit führte. Noch mehr als bisher beobachtete ich die Großen. Unverwandt hingen meine Augen an ihren Gesichtern, kein Wort, keine Geste, kein Schweigen sollte mir entgehen. Noch in ihren Blicken suchte ich zu lesen, um zu ergründen, was mir so viel Unruhe schuf. Aber vielleicht mußte man erst groß werden, damit alles einfach wurde. Die Großen schwatzten und lachten ja leicht über alles hin. Allerdings – vieles merkten sie wohl erst gar nicht oder sie vergaßen

es im nächsten Augenblick, weil es ihnen nicht wichtig war. Sie redeten zwar viel, aber sie gaben nichts preis. Ihre Antworten – ich glaubte sie im voraus zu kennen – sie würden alles ungesagt lassen, worauf es mir ankam. So mußte man wohl die Dinge auf sich beruhen lassen. Anscheinend lebte man nach dieser Art. Man mußte sich noch mehr im Schweigen üben, immer noch mehr...

So kroch ich ganz in mich zusammen und preßte die Ellbogen in die Seiten, um mir Mut zu machen, wenn von oben der Mutter Stimme rief: „Zu Bett!“ und ich nun über dunkle Flure und Treppen huschte, hinauf in das Bodenstübchen, vorbei an den Krankensälen, aus denen schmerzgefüllte Laute drangen. Das Kerzchen in der Hand warf unruhige Schatten an die Wände, und ich beeilte mich, den Schlüssel umzudrehen, um alles draußen zu lassen, was nicht Eintritt haben durfte – besonders die Angst.

Dann aber lag ich noch wach und flüchtete in die Erwartung eines Lebens, in dem alles wie Spinnweben vergehen würde, was jetzt so dicht und verhangen war, eines Lebens, in dem es nicht Angst noch Unruhe gab, in dem sich alles Wirre lösen würde zu einem warmen und guten Glück. Immer höher und heller wurde diese Erwartung. Es war ein schwebender Zustand auf einem schmalen Grat zwischen Wirklichkeit und Traum. Ein Dasein, das die Flamme des Gefühls nährte und die große Geduld, aus der alle Kraft wuchs und alle unausgesprochenen Gelübde, zu denen das Haus verpflichtete.

Winter

Bald war auch das letzte Laub aus dem Park in Haufen zusammengetragen und wurde vom Winde wieder verspielt und vertragen. Beklemmend rasch schwand nun das Jahr, verging in tobenden Winden, in Schnee- und Regenschauern. Längst hatte der bunt flammende Ahorn ausgeglüht. Der Wind zersauste den Nebelgespenstern die graue Mähne und spielte noch mit den paar letzten Ebereschensbeeren, die braun und schrumpelig an den Zweigen hingen, ehe er sich müde in den Hecken zur Ruhe legte. Die Erde roch modrig, kühl ging es von den Füßen in den Körper. Verlangte sie nun die Kraft und Wärme wieder zurück, die sie einen Sommer lang gespendet? Morgens lag glitzerndes Weiß auf Wiesen und Dächern. So führte der Reigen der Tage zum Weihnachtsfest hinüber.

Fritz scheuerte die steinernen Treppenstufen durch vier Stockwerke hindurch und streute neuen weißen Sand darauf. Die Messinghähne und

Griffe blitzten, die alten Öfen in den Gängen erstrahlten in tiefem Schwarz, und der Duft von frisch gebackenem Kuchen und Schmierseife, der durchs Haus zog, übertrumpfte jetzt alle anderen Gerüche.

Ein paar Tage vor dem Fest war die Weihnachtsfeier für die Kranken. Wie im Schlaraffenland wurde in der Küche Schokolade in riesigen Kübeln gekocht. Kistenweise standen die Tafeln herum und mußten zerrieben werden – eine Arbeit, die ich mir nie entgehen ließ, durfte doch das letzte Bröckchen, das nicht mehr durch die Reibe ging, ohne daß die Finger zerschunden wurden, in den Mund wandern. Der herrliche Duft, der das Erdgeschoß durchzog, lockte alle an, die in die Nähe kamen. Jeder suchte sich etwas in der Küche zu schaffen zu machen und gab mit schnüffelnden Ahs und Ohs seiner Befriedigung und erwartungsvollen Freude Ausdruck. Das Gebäck allerdings, das gleich der Schokolade gestiftet worden war, war mit dem von Mutter gebackenen nicht zu vergleichen. Es schmeckte, wie ich jedes Jahr aufs Neue enttäuscht feststellte, „wie abgekratzte Kalkwand“.

Am Abend kamen der Arzt und der Pfarrer und einige wohlthätige Damen aus der Stadt. Auf ihren großen Hüten wippten lange buschige Federn, prächtige Pelzboas hingen über den Schultern und an den Händen trugen sie Ringe mit unfassbar glitzernden Steinen. Sie rauschten und raunten, sie tuschelten miteinander und gaben laute und harte Befehle. Das ganze Haus summt von ihrem Gespreize und Geflatter, ihrem Geknister und Gebausche und Geklunker.

Die Mutter war in Aufregung. Alle Kathrinen waren in Aufregung, die Tanten und die Mägde. Ludwigs Gesicht war noch verklemmter als sonst, und wer etwas von Fritz begehrte, lief Gefahr, von ihm angeraunzt zu werden, ganz gegen alle Gewohnheit.

Ein brennender Lichterbaum wurde von Stockwerk zu Stockwerk getragen. Weit standen die Flügeltüren der Korridore offen. Der Baum schwankte über Ludwigs Kopf und knisterte bedenklich. In feierlichem Zug folgten die fremden Gäste.

„Na, willst du nicht mitkommen?“ fragte die alte Kathrine Jahr um Jahr, wenn sie mich erwartungsvoll irgendwo herumlungern sah. Ich hatte immer nur ein stummes Kopfschütteln zur Antwort. Lieber genoß ich diesen prunkenden Aufzug von einem unsichtbaren Winkel aus, durch den Türspalt des Wandschranks an der Treppe, in dem ich lange vorher hockte, eingeklemmt zwischen Scheuereimern und Besen, oder durch die kleinen roten und blauen Glasscheiben der Flurtür, durch die gesehen alles noch unwahrscheinlicher, noch magischer wurde. Nein, daran teilzunehmen, in

der Nähe dieser so furchtbar vornehmen Damen, deren Sprache eine andere, deren Lachen so einschüchternd war – diesen Wunsch hatte ich nie.

Anders war es schon mit dem wirklichen Feierabend, der alljährlich alle zur Bescherung in der „großen Stube“ vereinigte. Der Christbaum flammte verheißend. Auf einem langen weiß gedeckten Tisch lagen die Geschenke: Kathrines Wolljacke, die Schlipse, Socken und Zigarren für Fritz und Ludwig, die Umschlagtücher und Nachtmäntel für die Mädchen, die seidenen Blusen für die Tanten. Dazwischen standen Teller mit Nüssen und Lebkuchen und Äpfeln aus dem oberen Garten.

Losgelöst von ihrem Alltagssein, von feierlichem Kerzenschimmer überflutet, standen sie alle da, ein wenig links und verlegen. Sie hatten ihre Sonntagsgesichter aufgesetzt und wagten nicht, ihre Geschenke anzusehen. Die Mutter ging herum und erklärte und fragte, ob es so das Richtige sei und ob es auch gefiele. Und dann traten die Mägde vor den Spiegel und banden ihre neuen Schürzen und Tücher um, die Männer steckten sich eine Zigarre an, Marlies schlüpfte in ihre Hausschuhe und ein zufriedenes Grinsen ging über ihr Walnußgesicht.

Karl, der mit brennenden Augen in den Lichterglanz sah, hatte einen Pferdestall und eine Mundharmonika. Das böse Bild hing heute ganz im Dunkeln – hatte er es wirklich vergessen?

Meine Puppe, von der Mutter zu meinem heimlichen Kummer der „Lederbalg“ genannt, hatte wieder einen neuen Kopf mit echten Haaren und Wimpern, einmal blond, einmal schwarz.

Es gab an dem verlängerten Sofatisch Kaffee und Kuchen. Alle sangen miteinander „Stille Nacht“ und „O du fröhliche...“ Ludwig mit furchtbar starker Stimme, Vater ließ seinen „ersten Tenor“ erklingen, aber auch die anderen standen keineswegs zurück, sangen zwei- und dreistimmig, daß das Zimmer brauste. In aller Augen mischte sich der Glanz der Kerzen mit dem der Freude. Dichte blaue Tabakswolken durchzogen den Raum. Die Kerzen brannten tiefer und tiefer und tropften rot und gelb und blau auf das Dach des Pferdestalls. Karl blies seine Mundharmonika, und ich schob meinen Puppenwagen um den Tisch. Das neue Kleid des Lederbalgs war leider wieder hinten zugenäht und nicht zum Ausziehen.

Dann war das Fest zu Ende. Einer nach dem anderen stand auf, nahm seine Sachen und bedankte sich und wünschte „Gute Nacht“. Aus der Küche aber kam noch lange danach Lärmen und Lachen, da wurde es wohl erst richtig lustig.

Und dann war es wieder vorüber, das Fest, mit seinem Glanz, mit seinem Tannengrün und den bunten Kerzen, mit dem Duft von Pfefferkuchen und Schokolade, und der Winter wehte durch die Welt.

Nur heimlich wagte ich mich jetzt manchmal in den tief verschneiten Park, um den Vögeln Futter zu streuen und manchmal auch, um ein paar Augenblicke frostklappernd in meiner „Hütte“ zu sitzen, kauerte dort und startete in das zuckende Kerzenflämmchen. Dem Tag schien etwas zu fehlen, wenn ich einmal nicht hier gewesen war.

Auch die Bäume, diese vertrauten Gefährten schönerer Tage, durfte man jetzt in Eis und Kälte nicht allein lassen. Sie schliefen wohl, aber sie lebten. Sie warteten mit angehaltenem Atem. Sie zeigten erst jetzt wie sie wirklich waren. Schwarz standen ihre nackten Stämme gegen das Porzellanblau des sinkenden Tages, der mit Rändern eines sanften Rot verglühte. Manche schossen geradewegs in die Höhe, ganz ohne Umschweife und ohne Bedenken zielten sie in den Himmel. Andere schienen auf ihrem Wege abgelenkt und unentschlossen. Sie wuchsen zögernd, bekamen hier einen Knick und dort einen Knorpel und verzweigten sich in vielen Richtungen. Sie sahen wohl wunderlich aus und doch so, als könne es gar nicht anders sein als es war. Alle waren sie schön. Im Astwerk, das wie zarte Spitzen in den Abend verwoben war, hingen noch ein paar welke Blätter, die dem Sturm getrotzt, gleich verspäteten Vögeln, von ihren Genossen verlassen und vergessen, lautlose leise Wesen, die nun starr und steif und still geworden waren. Auch die verlassenen Vogelnester zeigten sich jetzt hoch im Geäst und die Kronen der Bäume knarrten mit klagenden Lauten. Was hatten sie auch alles erlebt, erlitten und überstanden! Sonne und Regenschauer, Dürre und Finsternis, Wind, Sturm und Stille waren über ihre Wipfel dahingezogen und der Wechsel von Tag und Nacht. Manche reckten in schmerzlich bewegter Gebärde ihre Arme nach oben und andere malten die Schönheit ihrer Linien als eine zierlich-krause Schrift an den verlassenden Himmel, die das Dunkel des Abends langsam verwischte. Was aber sagte diese Schrift, diese Gebärden oder die vom Erdreich entblößten Wurzeln, die sich so kraftvoll und knorrig wanden?

Noch konnte ich es nicht entziffern. Noch wußte ich nicht, daß es Aufruf war zu Tapferkeit und Ausruhen, zu Treue und Geduld, zu einem „Dennoch“ und „Trotzdem“, zum Wagnis des Lebens, das alles in sich schloß, das Werden wie das Vergehen, die Freude wie die großen Stürme, die Schönheit und den Tod. Und doch – wie nahe war ich allen Offenbarungen, wie beredt waren diese Geheimnisse! Wie durchsichtig und zerbrechlich

der Zufall, der mich von ihnen trennte! Floß nicht auch Blut in ihren Adern? Wir hatten unsere Wurzeln im gleichen Grund und die gleichen Lüfte umspielten uns. Schmolz nicht ihre Rinde unter meinen Händen und zerbrach nicht das dünne Gespinst, das mein Leben von dem ihren schied? Die Wange an den Stamm geschmiegt, hörte ich den Saft unter der Rinde pochen – oder war es mein eigenes Herz? Lautlose Kunde ging von ihnen zu mir, und ein Glücksgefühl, das ich nicht zu deuten gewußt hätte, durchströmte mich.

Nein, das Leben in den Gärten hörte auch jetzt nicht auf. Es war nur verschwiegener. Wenn ich genau zusah, so gaben sie auch jetzt noch etwas davon preis, von dem geduckten, vorsichtigen, versteckten Leben. In den Runen der Baumrinde waren Käfer und allerlei winziges Getier, es gab die Verstecke der Eulen und Eichhörnchen und im Schnee die Fährten von Schwarzamseln und Meisen, von Krähen, Hühnern und Hasen. Ich nahm teil an allem Kommen und Gehen und drückte auch meine Hand im Schnee ab, um meine Spur einzugraben. Es war beruhigend, zu denken, daß dieser Abdruck nicht fehlte zwischen all den anderen und daß ein höheres Wesen, ein Engel vielleicht, der vorüberkam, zu einem anderen sagte: „Und dies ist die Spur von Liesel, einem kleinen Mädchen“.

Ich lebte ja mit den Unsichtbaren auf vertrautem Fuß. Manchmal an solchen Winterabenden wagte ich ein paar Schritte in den nächtlichen Garten, besonders um die Weihnachtszeit. Ich wollte „nach Engeln sehen“. Wenn überhaupt, so mußten die jetzt sichtbar werden, in solchen Nächten, in denen der Himmel wie blauer Samt war, mit vielen Sternen bedeckt, von denen manchmal einer quer durch die Unendlichkeit schoß.

Der verzehrende Wunsch, hinter das Geheimnis des Weltalls zu kommen, das kühl und undurchdringlich hinter den Sternen brannte und der Kinderseele in solchen Augenblicken fühlbar wurde, ließ mich erschauern. Möchte sich Gott mir einmal zeigen, nur damit ich wußte, daß er da war. Auf meine Verschwiegenheit konnte er sich ja verlassen. Ich würde es ganz für mich behalten und bewahren so lange ich lebte. Und wenn ein Engel erschiene, ich würde mich nicht fürchten und schreiend davon laufen, ich fühlte mich stark genug, ihm zu begegnen. Wenn die Himmlischen einen Auftrag für mich hätten – ich wartete ja nur darauf und würde ihn ausführen wie befohlen.

Der Schnee funkelte. Oben gingen still und mächtig die Sterne um. Da stand ich und blinzelte gen Himmel und wartete, um vielleicht einen Zipfel

des göttlichen Gewandes zu erhaschen. Und wenn ich wieder ins Haus ging, war ich bisweilen überzeugt, Gott in seiner Gestalt begegnet zu sein.

Aber mit diesem Glauben, wunderbarlich gemischt, waren gleichstarke Zweifel an Gott, an seiner Allmacht und Güte, an seiner Existenz überhaupt. Beides – Glaube und Zweifel – bestanden lange Zeit hindurch treulich nebeneinander, ohne daß es mich gepeinigt hätte. Ich bediente mich ihrer, wie ich es brauchte.

Langsames Wachsen

Das Leben im Haus ging seinen Gang. Die Tage waren eingebettet in den Rhythmus der Jahreszeiten, und nichts vermochte, das Gleichmaß des Tagesablaufs zu erschüttern. Das Läuten der Glocke teilte den Tag in gleiche Abschnitte von drei mal vier Stunden. Kaum um Minuten verschob sich diese eherne Ordnung. Höchstens daß einmal die unverhoffte Helligkeit länger gewordener Frühlingstage mit der drängenden Gartenarbeit Schuld daran war, daß sich die Abendmahlzeit etwas verspätete. Daß dann einer der Männer, Ludwig oder Fritz, die Taschenuhr zog und etwas von „Kohldampf“ murmelte. Worauf sich die Mutter aus der gebückten Stellung des Erbsen- und Bohnenlegens aufrichtete und, die Hand aufs schmerzende Kreuz pressend, mit einem Seufzer die Mädchen anhielt, schnell Feuer unter dem großen Suppenkessel zu machen.

Es kamen die Frühlinge in jedem Jahr mit dem gleichen Gepränge einhergezogen. Der Schneeball schaukelte seine weißen Bälle in der seidig blauen Luft. Die Steinterrasse lag voll weißer Kirschblüten. Rote Knospen der Mandelbäumchen standen wie kleine Flammen auf den Zweigen, es läutete die gelbe Forsythia, Jasmin duftete fremd und gefährlich, und in den Fliederbüschen schlugen die Nachtigallen. Am Abend spielte man mit den langen Schatten der sinkenden Sonne, die die eigne Figur so wunderbar verzerrten. Hob man nur ein wenig den Arm, so griffen sie gleich in die obersten Äste des Ahorns, und die Beine gehörten dem Riesen mit den Siebenmeilenstiefeln. Ich stellte mir vor, daß ich auf diese Weise ins Ungemessene wüchse, nirgend mehr anfangen noch aufhören. Man mußte sich geschwind zurücknehmen, wollte man sich nicht Unannehmlichkeiten aussetzen.

Unmerklich glitten die Tage in den Sommer und waren nun wie Brücken über ungeheuerere Räume gespannt. Goldblaue Tage, dem Ewigen zugewandt, voll Durchsichtigkeit und Langmut, voll flammender Schwüle,

mit Mittag, an denen die Zeit zu schlafen schien und erquickenden Abenden, von deren schenkender Fülle man nie genug bekam. Wie hätte man Schlaf finden sollen, wo es noch so hell, so warm und so schön war, wo der Duft aller Blumen wie nie am Tage verströmte und Kühle aus den grünen Gründen des Parks aufstieg. Auf den Bänken, die sie sich in den letzten Sonnenstrahl rückten, saßen noch Genesende. Die Gesunden aber werkten im Garten, füllten Kannen und Eimer zum Gießen am Springbrunnen und lieferten sich lustige Wasserschlachten. Frohe Rufe gingen hin und her, Lachen klang auf und Scherzworte flogen wie schnelle scharfe Bälle. Noch in den Schlaf hinein plätscherte die Fontäne, gurrte das Lachen verliebter Mägde, wob der Duft von Heliotrop und Levkojen, klangen die Töne einer Ziehharmonika oder das Üben des Trommler- und Pfeiferchors aus den nahen Feldern. Es klang nicht klar und ordentlich. Wirr und wild klang es, bald nahe, bald ferner, schwächer und lauter schwebte es herzu, lockte und wehrte und gehörte zum Sommer wie das Schrillen der Grillen und war ebenso geheimnisvoll wie dieses. Denn – sah man auch nur einmal in so vielen Jahren die Musikanten? Es war, als brächte die sommerliche Flur diese Töne hervor, der Goldbach, das Böhmatal, die große Linde mit ihrem Brunnen. Als wäre das Gequirl von pfeifenden und trommelnden Tönen der pochende Herzschlag des Sommers, Pans eigne Flöte.

Und höher stieg die Sonne. Tage kamen, da fuhren krachend schwere Wetter hernieder. Blitze zuckten aus dunklen Wolkenwänden, und der Himmel brüllte auf. Der Park rauschte mit allen Zweigen und Wipfeln. Sie bogen sich zur Erde, sie bäumten sich gen Himmel. Die kleinen Büsche – wie immer – zitterten und duckten sich in Furcht und Schmerz. Regenfluten verwandelten sich in reißende Bäche, die den Kies fortschwemmten und breite Risse in den Weg gruben, in denen Holz und abgeschlagenes Astwerk trieben.

Ich sah vom Fenster eines der langen stillen Korridore dem Aufruhr des Himmels und diesem beunruhigenden Strömen zu. Kam jemand vorüber, so schüttelte er mißbilligend den Kopf. Die Tanten sagten „Hexe“, und die alte Kathrine schlug jedes Mal ein Kreuz und sagte: „Du solltest lieber beten!“ Beten – ich zuckte unwillig die Schultern. Ich vertrug es nicht, wenn man dieses Wort laut sagte.

Später dann, wenn der Regen nur noch sanft und gleichmäßig rauschte, wenn durch die Flieder- und Holunderbüsche, die wie lebende Wesen mit ihren Armen gewinkt und gefleht hatten, nur noch ein zartes Erschauern ging, an den Fensterscheiben glitzernde Perlenschnüre herabrieselten und

in Springbrunnen und Pfützen schon wieder ein perlmutterner Schein lag, wenn im Haus wieder die Fenster geöffnet wurden, Türen gingen, Schritte schlurften, Klingeln läuteten und das Leben und Treiben, das einen Augenblick lang den Atem angehalten hatte, wieder alles Versäumte nachholte, dann rannte ich wie erlöst mit großen Sprüngen ins Freie. Die letzten Tropfen sollten mir ins Haar regnen. Auch ich wollte wachsen. Auch auf mir hatte die Schwüle des Tages als eine fühlbare Last gelegen und hatte das Blut in meinen Adern stocken lassen, und ich hatte nach Regen gelehzt wie die staubigen Äste und der verdurstende Rasen. Ich bog das Gesicht dem Winde entgegen und kostete die Kühle und frische Feuchtigkeit, die belebend in alle Poren drang, und es zog wie ein Schwellen durch meinen kindlichen Leib. Ich fühlte mich leicht und frei und tanzte und sprang herum. Ein Windstoß fuhr noch einmal in die Wipfel, die von Nässe überladen, funkelnde Perlen sprühten. Er zerteilte auch das letzte schwere Gewölk, das die scheidende Abendsonne verbarg. Und nun brach eine rosige Glut aus dem Himmel, umfaßte Haus und Garten, steigerte sich zu einem alles verzehrenden, urweltlichen Brand.

Was ging vor in diesen überirdischen Welten? Waren es Klänge, waren es Bilder, Stürme oder Taten des Lichts? Offenbarungen aus einer anderen Region der Schöpfung? War Geborgensein dort oder Gefahr? Immer neue Tore öffneten sich zu immer neuen Herrlichkeiten. Immer tiefer sah man hinein in diesen strahlenden Lichtplanet, und ich wünschte mir Flügel, mich da hineinzuschwingen, um wie ein Wölkchen darin aufzugehen. Ein Abglanz davon verklärte die Erde, die nun neu war, nagelneu und glänzend wie eben geschaffen. Selbst das Blaue glühte in einem warmen Rot wie von innen.

Aber langsam schoben sich wieder graue Tore davor, und der Tag sank. Nichts blieb, als ein leises Heimweh nach etwas Verlorenem.

Niemals änderte sich etwas in diesen Jahren. Niemand dachte daran, daß sich etwas ändern könne. War es nicht gut so, wie es war? Man wurde geboren, verheiratete sich, starb. So ist das Leben – nicht anders. Man machte Pläne auf weite Sicht: In einem Jahr werde ich d a s tun, in zehn Jahren – so Gott will – werde ich s o weit sein. Ein wenig langweilig, meinst du und denkst an Abenteuer und die Süße der Welt, an die Weite, das Unbekannte, an das Helle und Große. An Freude, Freude. Wann würde das alles kommen? Einstweilen gehörte man hierher – wohin sonst?

Aber änderte sich wirklich nichts? Bewegte sich nicht doch dieses Leben, langsam und in unmerklichen Rhythmen? So wie die Zeiger über einem riesigen Zifferblatt – nur wenn man nicht immer hinsah, konnte man erkennen, daß sie wieder ein wenig weitergerückt waren. Und so kam auf leisen Sohlen auch in dieses scheinbar Unveränderliche die Veränderung, durchbrach einmal hier, einmal dort ein Stückchen des festen Gefüges, ließ winzige Risse und Brüche entstehen. Wollte man danach greifen, faßte man ins Leere. Nur das innere Ohr vernahm das freie Rieseln und Knistern. Alles schien nicht mehr so fest und sicher, eher so, als stünde man auf Treibsand.

Es fing wohl damit an, daß das Gesicht am Tillyhäuschen eines Tages verschwunden war. So merkwürdig dies war, aber auf einmal war es nicht mehr da, das Tillygesicht. Als ich nach den großen Ferien wieder hier vorüberkam, war es nichts als ein häßlicher Fleck über der Türe. Ich hielt an. Ich stellte mich auf den weißen Feldstein, wie ich es immer getan und blinzelte mit den Augen. Umsonst – es war fort. War inzwischen etwas mehr vom Kalk der Wand abgebröckelt oder hatte sich an anderer Stelle etwas mehr Moos angesetzt? Hatte der Regen die Umrisse verwaschen – oder warum war es plötzlich nicht mehr da?

Es war ein Sommerabend. Ich stand da mit einem Brief in der Hand, den ich schnell und „ohne Maulaffen freizuhalten“ zur Post tragen sollte. Schon war es ein wenig schummrig, und ich mußte mich beeilen, damit die Helligkeit noch für den Heimweg ausreichte. Manchmal lockte es ja, gefährvolle Wege zu gehen. Ja, es lockte. Denn ob man sich klein und schmal machte und sich an den Hecken entlang duckte, damit einen das Schlimmste nicht zu fassen kriegte, oder ob man mit wilden Sprüngen, Stoßgebete zum Himmel jagend, mitten auf dem Weg dahinschoß, allem preisgegeben und jeden Augenblick gewärtig, daß sich eine kalte Faust auf den Nacken legte – so oder so – immer war es dann herrlich, wieder in vertrautes Revier zu kommen, geborgen in schützenden Gärten.

Ich setzte meinen Weg fort, steckte den Brief in den Kasten, hörte einen Augenblick dem Aufplumpsen nach und sah mich scheu in dieser städtischen Straße um, die so anders war als meine Welt der Gärten und Felder, mit vornehmen Häusern und hohen Balkonen, in denen gewiß so vornehme Menschen wohnten, daß ich nie mit ihnen zusammentreffen würde.

Versonnen trat ich den Heimweg an. Tilly war tot. Der Verlust machte mich ein wenig traurig. Ja, es war ein Verlust, ich spürte es. Bis auf wenige Schritte war ich wieder an das Tillyhäuschen herangekommen. Und da –

ich verharrte mit offenem Mund. Stand da nicht ein Schubkarren, hochbeladen mit gemähtem Gras, und an Stelle der ewig verschlossenen Tür gähnte ein Loch? Die Tür – wahrhaftig, die Tür stand offen!

Der Atem stockte mir und das Herz tat ein paar rasende Schläge. Jetzt! Der seit Jahren ersehnte Augenblick war gekommen! Alles würde ich jetzt sehen! Mochte da nun Tillys Gespenst in einer Ecke hocken, eine züngelnde Schlange Dukaten bewachen – ich fürchtete nicht Tod noch Teufel. Nur sehen wollte ich jetzt.

Und im Näherkommen sah ich alles zugleich: das breite offene Tor der rückwärtigen Wand, dahinter den Garten, in dem eine alte Frau Grasschwaden aufsammelte, eine weiße Ziege, an einen Pflock gebunden, und vorn im Inneren an der Lehmwand den Rechen, dem ein paar Zinken fehlten, den zerfransten Strohhut, einige Fäden Bast und auf dem Boden ein paar alte, mit Staub bedeckte Holzschuhe. Ich sah auch noch die Spinne, die eilig über ein erdiges Grabscheit flüchtete und nahm die alte Treppe wahr, die geländerlos nach oben ins Dunkle führte. Und es war nicht Furcht, was mich jetzt abhielt, ein paar Schritte zu tun, nach oben, in Tillys Zimmer.

Wie ich dies alles mit einem Blick übersah, ging etwas Unerklärliches in mir vor. Einen Augenblick war es fast, als würde mir ein Splitter aus dem Finger gezogen oder ein Zahn, der schon lange wackelte. Es tat ein wenig weh und dann war es gut. Ich hatte auf einmal keine Lust mehr, in das obere Stockwerk zu gehen. Ganz deutlich sah ich alles vor mir: Staub- und Spinnweben und leer – entsetzlich leer. Eigentlich habe ich's ja schon lange gewußt, ging es mir durch den Sinn. Und langsam trottete ich heimwärts...

Jedenfalls war das der Anfang einer Reihe von Ereignissen, die anders anhoben als sie ausgingen, die sich gleichsam unter den Blicken, unter den Gedanken veränderten. Unmerklich, nicht zu fassen und doch spürbar, verwirrend und leise beunruhigend. Wenn etwas verging, niemals kam es so wieder – wenn es überhaupt wiederkam! Alles schien, wie die Wolken, in immerwährender Verwandlung und Wanderschaft begriffen. Wohin? Wohin?

Acht Sommer waren nun dahingegangen und acht Winter, seit dieses Haus mein Heim geworden war. Acht Frühlinge hatten ihren sieghaften Einzug gehalten und die Herbstes Fülle und Segen gespendet. Ich war nun zwölf Jahre alt und „kein Kind mehr“, wie ich öfters jetzt zu hören bekam. Warum war ich kein Kind mehr? Ja, ich war alt, uralte und verloren in dem Getümmel von Erwachsenen, zu denen ich doch nicht rechnete. Die Tanten

riefen mich „Hexe“, denn Augen, die die Farbe wechselten, das bedeutete etwas und nichts Gutes. Solchen Wesen war nicht zu trauen.

Sah ich dann prüfend in den Spiegel, so konnte ich nichts Auffälliges entdecken. Mein Gesicht sah aus wie jedes andere. Zwar entsprach es nicht den süßen Kinderbildern, noch den hinreißend schönen lockenköpfigen Frauen, die auf Postkarten gemalt rund um den Spiegel steckten und die man nur wie ferne Gestirne bestaunen konnte. Es hätte gewiß schöner sein können, mein Gesicht. Aber was war da zu machen? Ich liebte es trotzdem und hoffte nur manchmal, noch ein anderes zu haben, ein heimliches, das niemand kannte, nicht einmal ich selbst, das vielleicht nur des Nachts sichtbar war, im Traum, wenn dieses hier wie eine Maske von mir fiel. Bei Tage taten ja alle Dinge harmlos, um sich in der Nacht zu verändern – warum nicht auch die Menschen!

Noch immer ging ich täglich zu meiner Hütte, zu den einsamen Augenblicken, wie zu einem Stelldichein. Ich liebte dieses Alleinsein, in dem ich mich mit Genuß einer gegenstandslosen Trauer hingab, von niemandem gestört in meinem Grübeln und den sehnächtigen Fantasien. Vielleicht war die Welt ein Ort, wo man Dinge sah und hörte, ohne etwas anderes tun zu können als zu warten, und wenn man nur geduldig genug wartete, dann konnte es ja nicht ausbleiben, daß einem eines Tages klar wurde, worauf man gewartet hatte.

So kauerte ich auf meinem Moos, verbarg mich und wünschte mir einen Menschen, der von den vielen Millionen Menschen auf der Welt mir allein von Gott zugeordnet war. Er würde kommen – irgendwo war er schon auf der Welt. Er wuchs mir entgegen und ging auf mich zu. Durch weite Zeiten und Fernen kam sein unbeirrbarer Schritt. Eines Tages würden wir uns die Hände reichen: „Da bist du ja endlich. Mein Herz kennt dich schon lange!“

Ich wußte es nicht, daß mir um diese Zeit wirklich ein Mensch zuwuchs, freilich in einem ganz anderen Sinne als ich es meinte. Keiner aus der Welt der Erwachsenen, wie ich gehofft hatte, keiner, der mich führte und leitete, dem ich alles sagen konnte und der für alles eine Antwort wußte – der aber dennoch mein Dasein umwandelte zum Tätigen hin, ihm eine Richtung, einen vollen Inhalt und Sinn gab.

Es war ein Morgen im frühen Sommer, einer jener unvergeßlichen strahlenden Morgen im Mai oder Juni, die in der Erinnerung ganze Jahre überglänzen und die Schuld daran sind, daß man später meint, damals, in jenem Sommer habe es keinen einzigen trüben Tag gegeben.

Ich erinnere mich dessen so genau, weil alles, das ganze Blühen und Strahlen dieses Tages zum Hintergrund einer schweigenden Tragödie wurde, die ich stumm und mit mir allein auszufechten hatte.

Sechs Worte nur, von einer vorwitzigen Magd mir ins Ohr geflüstert, und aller Glanz dieses Morgens war ausgelöscht, der blaue Himmel eingestürzt und ich selbst kopfüber in eine dunkle bodenlose Tiefe gefallen, aus der ich glaubte, nie wieder an das Licht des Tages zu kommen. Sechs Worte, die mich in die heftigste und aufwühlendste Erschütterung stürzten: „Du, deine Mutter bekommt ein Kind!“

Ein Kind? Wie - ein neues Kind? Viel zu ungeheuerlich, um es gleich zu fassen! Ein kleines neues Kind? Das bedeutete ja noch weniger Liebe, noch weniger Zeit für mich! Wenn die Mutter Zeit für ein kleines Kind hatte, warum nicht für mich, die ich doch mit meinen zwölf Jahren viel weniger beanspruchte! Noch ein Kind! Das war Verrat, ein Treuebruch war es, ein Unrecht, das in keiner Weise gutzumachen war. „Du lügst, du lügst“, ich schrie es wie von Sinnen. Und schon war ich mit meinen zehn Fingern in ihrem Haar verkrallt und schlug wie eine Wilde auf sie ein. „Huh, du Hexe, laß los“, lachte sie, „wirst schon sehen!“ Da war ein Mensch, der noch lachen konnte, während mir das Herz in tausend Stücke sprang.

„Lieber Gott, laß kein Kind kommen! Laß es sterben, lieber Gott!“ Was hatte sie gesagt, diese schreckliche Kathrine? „Wirst schon sehen!“

Und nun sah ich es auf einmal. Magnetisch hafteten meine Blicke auf dem hohen Leib der Mutter, mit einem Gefühl von Ekel und Grauen. Nun ging ich auch ihr aus dem Weg, wo ich nur konnte.

Aber jeden Morgen, wenn ich geweckt wurde, fragte ich nun mit ängstlicher Stimme die Tanten, ob das „neue Kind“ schon da sei. Entrüstet verboten sie mir solch naseweise Fragerei, und so versuchte ich, es aus ihren Gesichtern zu lesen. Sie würden es ja nicht verbergen können, ich wußte es. Sei es, daß sie einsahen, die Storchlegende vor mir nicht mehr aufrecht erhalten zu können oder daß meine bohrenden Blicke sie dazu zwangen – sie bequemen sich allmählich, wenn ich sie so stumm und fragend ansah, zu einem ebenso stummen Kopfschütteln – ein Spiel, das sich Morgen für Morgen wiederholte.

Es war eine elende und verworrene Zeit, in der ich so dahintrieb. Nur die Bäume waren meine Gefährten, zu ihnen konnte ich flüchten. Ihre Blätter rauschten geheimnisvollen Trost und Zärtlichkeit lag in ihrem Wehen.

Dann aber kam ein Morgen im August, an dem mich die Tanten erregt und verwirrt aus dem Bett zogen, mich zur Ruhe ermahnten und hastiger

noch als sonst zur Schule fertig machten und mich zur Tür hinausschoben, noch ehe ich mit dem Frühstück fertig war. An diesem Morgen wurde unser stummes Spiel überflüssig.

Es war schon hoher Mittag, als ich zur Mutter durfte, als ich mich mit zagenden Schritten ihrem Bett näherte, und mir die alte Kathrine ein kleines, weiß gewickeltes Bündel in den Arm legte, aus dem mir ein paar große schwarze Augen entgegensahen. Ein Wirbel, ein Schreck, der mich wie eine Offenbarung lähmte, erfaßte mich. Ein Strom von Wärme und Glück machte mein Herz brausen und fegte alles hinweg, was sich darin an trotziger Ablehnung und Eifersucht gestaut hatte. Wie war es möglich, daß ich mich jemals gestraußt hatte gegen ein so göttliches kleines Wesen!

Ich kniete vor dem Bett der Mutter, wühlte meinen Kopf in die Kissen und überließ mich einem unbezwinglichen Weinen. So viel hatte ich ihr abzubitten, so viel böse und lieblose Gedanken. Alles wollte ich gut machen. „Mutter“, schluchzte ich, „Mutter!“ – „Ja, Kind, du freust dich wohl nicht?“ – „Doch, Mutter, doch. Sehr!“

Da hatte ich nun ein lebendiges Wesen, an das ich meine Herzlichkeit verschwenden konnte, das ich lieben und umsorgen konnte, führen und leiten! Die Mutter, bald wieder an ihre Arbeit gefesselt, überließ mir in der schulfreien Zeit seine Aufsicht und Wartung. Hingegen an das holde Wunder, das sich da unter meinen wachenden Augen und Händen vollzog, versank alles, was mich beschwert hatte. Die Schulstunden erschienen noch mehr als bisher verlorene Zeit, deren Ende ich täglich mit Ungeduld erwartete. Nie mehr in meinem Leben wollte ich etwas anderes tun, als diesen kleinen Bruder wiegen, lieblosen und großziehen!

Kam ich aus der Schule, atemlos vom raschen Laufen, und beugte mich über den Wagen, der, von weißem Tüll umflattert, bis zum späten Herbst hinein im Garten stand, so sahen mich zwei schwarze Augen an, die gar bald in einem Erkennen aufleuchteten. Zwei Ärmchen streckten sich mir entgegen, griffen in mein Gesicht, zart und täppisch. Mit Armen und Beinen zappelnd, begehrte Klein-Konrad aufgenommen zu werden, und ich trug ihn herum, bis mir der Arm lahm wurde, gab ihm seine Flasche, fütterte ihm seinen Brei und wusch seine Windeln, bis er eines Tages an meiner Hand die ersten Schritte tat und seine ersten Worte lallte. Ach, es war schon etwas anderes als die leblosen Puppen oder Trudchen, das Küken. Es war ein immerfort schenkendes Geschenk, mit nichts vergleichbar. Wohin war alle Eifersucht! War er nicht einzig da, um geliebt zu werden?

So war auch dies ein Ereignis, das anders anhub als es schließlich endigte. Und wieder hatte ich dabei das vage Gefühl, als griffe eine unsichtbare Hand nach mir und entließ mich wieder, nicht, ohne mich verändert zu haben. Etwas ging in mir vor, ging über mich hinweg, das mich nicht fragte. Man konnte es nicht nennen, nicht einmal klar denken konnte man es. Es bewegte sich nur im Inneren, aber es war gegenwärtig und wirksam.

In diesem Jahr war das gelähmte Riekchen gestorben, und Gesang, der alte Kamerad – „Galgenvogel“ nannte ihn Ludwig – wurde zum ersten Mal vergeblich erwartet, als der Winter hereinbrach. Hatte er ein anderes schützendes Obdach gefunden oder war auch seine Wanderschaft für immer zu Ende? In der Küche wurden allerlei Mutmaßungen laut über dieses Ende und den Ort seiner letzten Ruhe: Ob es nun Isserstedt sei mit dem vielen Grundwasser oder Lauterbach mit seinem Friedhof mitten im Dorf, wo er noch von den Lustbarkeiten umgeben war. Alle aber waren sich einig, daß er sich „zu Tode gesoffen“ habe, und die alte Kathrine meinte, nun würde er wohl an der Himmelstür „Klinken putzen“ – vergeblich natürlich, denn die Hölle sei ihm gewiß. Ich hatte wieder einmal meine eignen abweichenden Gedanken. Sang nicht das Lied, das Wanderburschenlied... „nichts hat er genossen vom irdischen Glück – hat er vollendet die irdische Bahn, so tritt er eine andere Wanderschaft an...“ Nein, sie konnte schwerlich in die Hölle fahren, diese letzte Wanderung. Ich hoffe im Stillen, daß es ihm gelingen möchte, dem Teufel ebenso ein Schnippchen zu schlagen wie den irdischen Gendarmen.

Das war auch die letzte Weihnacht gewesen, in der ich mit Lulu den Vögeln im Garten ein Tannenbäumchen geschmückt hatte. Lulu verließ bald darauf die Stadt, um auswärts eine Schule zu besuchen, und ich hörte nichts mehr von ihr.

Auf Wunsch meiner Eltern trat ich einem Kreis gleichaltriger Mädchen bei, die sich zu einem „Kränzchen“ zusammengeschlossen hatten. Vater begann allmählich zu fürchten, daß ich ein „närrisches Frauenzimmer“ oder gar eine „alte Jungfer“ werden könnte. Mein Sträuben half nichts und das Gefühl, den anderen aufgedrängt worden zu sein, verlor sich auch dann nicht, als ich freundlich aufgenommen und als zugehörig betrachtet wurde.

Wir kamen jede Woche einmal zusammen, vertilgten Berge von Kuchen, versuchten uns im Zigarettenrauchen, fertigten Handarbeiten für die Hamstertruhe, spielten „Schwarzer Peter“, 66 oder das beliebte Orakel: Ringelblume klein und groß, deine Blätter zupf ich los... Auf dem Klavier

erklang das „Gebet einer Jungfrau“ und Sindings „Frühlingsrauschen“ und bisweilen hörten wir auch den zarten Klängen einer Spieldose zu, die die Zeit unserer Großmütter heraufbeschworen und zum Träumen verführten. Aber zum Träumen war man in diesem Kreis wenig geneigt. Es ging immer laut und lebhaft zu, die Zungen standen nicht einen Augenblick still. Aufregende Erlebnisse gab es genug, sei es, daß man sich heimlich mit einem Gymnasiasten getroffen, einen abendlichen Schwatz mit einem Schüler vor der Haustür gemacht oder gar mit ihm am hellen Tag über den Stad gebummelt war – Erlebnisse, die in allen Einzelheiten besprochen werden mußten. Der Umstand, außerhalb der Stadt zu wohnen, schloß mich von vielem aus. Ich tat wohl mit, so weit es mir möglich war und war doch gleichzeitig immer wie mein eigener Zuschauer. Ich liebte vor allem Elisabeth, die ich gern für mich allein gewonnen hätte, aber ihr sprödes Wesen ließ keine Annäherung zu. So liebte ich sie jahrelang mit einer wunderlichen Liebe, die ich tief in mir verschloß.

Einmal um diese Zeit kam auch Bertha, die Tochter der Kathrine, die man in der Küche das „Flittchen“ nannte. Sie hatte Augen, die einen verlegen machten, man wußte nicht warum, und um den gar zu roten Mund ein Lächeln. Ihre Bewegungen waren flink und eidechsenhaft, tausend ungenannte Dinge schienen sie zu umschwirren. Sie zauberte Unruhe in meinen Kopf und eine leise Verwirrung. Ihr Anblick erinnerte mich wieder an die „fliegenden Herzen“ und an die weite wilde Welt, die ich durchmessen wollte. Aber alles blieb nur als Unruhe in mir, in der ich dahintrieb, als vage Sehnsucht nach einem vollen und wesenhaften Leben.

Bücher, Bilder und Gedichte

Das war auch die Zeit, in der ich plötzlich ins Lesen geriet. Es kam wie eine jener Krankheiten aus heiler Haut. Eine Art Fieber, das mir abwechselnd kalte Schauer über den Rücken oder eine Hitze auf die Wangen jagte. Ich las alles, was an Gedrucktem in der kleinen Bücherei des Hauses erreichbar war: die Marlitt und Zola, den Gösta Berling und die Memoiren des Marquis de Sade. Balladen und Gedichte. Ich erbrach die Schubladen des väterlichen Schreischranks und durchwühlte die Papierkörbe nach weggeworfenen Broschüren und Katalogen medizinischen Inhalts, wie auch die Lade im Kämmerchen von Fritz, in der manchmal ein Groschenheft blutrünstigen Inhalts zu finden war. Und die Welt schien wie aus lauter bunten Flickern zusammengesetzt, wie der Mantel der Allerleirauh!

Was für Ausflüchte und Schliche aber mußten erfunden werden, um dieser Lesewut frönen zu können! Ich hatte ja alle gegen mich: Vater und Mutter, die Tanten und alle Kathrinen. Jeder, der mich mit einem Buch ertappte, nahm Anstoß an diesem Anblick, machte mißbilligende Bemerkungen von „Faulheit“ und „dem lieben Gott die Tage stehlen“ und „Müßiggang ist aller Laster Anfang“.

Ich stahl mich in des Gartens fernstes Revier, hinter das alte Hofhäuschen, in eine Wildnis von Brennesseln und Schöllkraut und alten bemoosten Pflaumenbäumen, über die dunkle Tannen ihre Wipfel breiteten. Hierhin kam niemand. Manchmal wurden mir jetzt auch die Gärten zu eng. Dann kletterte ich an einer versteckten Stelle über den Zaun, das Buch an einem Strick um den Leib gebunden, lief damit zur Linde im Böhmetal oder lag am Bach im Grase, wo kein Rufen mich erreichte.

Wenn ich dann, wie aus weiter Ferne kommend, vom Buch aufschaute, war wieder ein langer Nachmittag dahingegangen. Flüchtige weiße Wolken glitten über das Blau, türmten sich zu zauberhaften Schlössern, wuchsen zu riesigen Tier- und Menschenleibern, die ineinander verschmolzen, um sich unmerklich wieder zu lösen. Alles war in Wandlung und auf Wanderschaft begriffen: die Wolken, das Wasser, die Sonne, der Tag. Nur die Menschen standen still und beharrten auf ihrem Fleck – wenigstens glaubte ich das damals noch.

Wie ich vor Jahren ganz in dem schlimmen Geschick Mariechens steckte, so jetzt in dem der Maria Stuart, deren „eilende Wolken, Segler der Lüfte“ mich zu Tränen rührte. Ich erlitt das Schicksal der unglücklichen Marianne Sinclair, hingestreckt in einer Winternacht auf der Schwelle des elterlichen Hauses, ausgesperrt im Ballkleid in Eis und Schnee von einem unerbittlichen harten Vater, und ich weinte mit dem kleinen Savoyardenknabe, der vor Heimweh nach seinem blauen See verging. Ja, in welchem Buch war das eigentlich?

Wehmütiger Augenblick, in dem wieder ein Buch ausgelesen war! So muß es dem Mädchen im Märchen zumute gewesen sein, das in den Brunnen fiel und sich nun in einer neuen Welt wiederfindet, einer zwar vertrauten, aber doch verwandelten Welt, die in einem anderen Lichte schimmerte, und in der plötzlich alle Dinge reden können: die Bäume, die Blumen und das Brot, und es anrufen. Und denen es antwortet in seligem Wiedererkennen. Wo waren sie, die Gestalten, die mich so nah und vertraut umgaben, mit denen ich wie mit Freunden, mit Geschwistern gelebt? Die mich bei der Hand genommen und mir ein großartiges Leben vorgelebt. Die die Tore zu

einer Welt aufgetan, in der alle bekannten Alltäglichkeiten die Sprache einer neuen Wahrheit redeten. Wo sollte ich sie suchen? Es genügte mir nicht, zu wissen, daß sie fortan in meinem Herzen ihre Wohnung haben würden, wo sie sich allerdings ganz eigentümlich und auf lange Dauer einrichteten, so daß ich sie mir immer wieder zu Gast laden konnte, so oft mich danach verlangte. Aber ich fühlte mich verlassenener als vordem, und es war mir oft recht kläglich zu Mute. Auch begehrte ich zu wissen, wie ein Mensch aussah, der so etwas machte: ein Gedicht, ein Bild oder Bücher schrieb und den geliebten Gestalten zum Leben verhalf. Es wurde zu einem immer wiederholten Spiel meiner Fantasie, mir ungewöhnliche, ja tollkühne Möglichkeiten auszudenken, die zu solchen Begegnungen führen konnten, um schließlich zu einer jener glückhaften Begebenheiten zu werden, wie sie zuweilen in den Büchern vorkamen, die, wenn schon alles verloren und ohne Ausweg schien, imstande waren, das Leben von Grund auf zu ändern.

Da lag ich nun in dieser blühenden Frühlings- und Sommerwildnis, und es war so, wie es der Dichter erlebte:

Ich liege still im hohen grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,
von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß,
von Himmelsbläue wundersam umwoben.

Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; –
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

Halblaut sagte ich mir diese Strophen vor. Ja, Gedichte, die vor allem, liebte ich. Ich hatte eine ganze Mappe voll gesammelt, aus Zeitungen und Zeitschriften abgeschrieben, die ich sorgfältig ausgesucht nach ihrem Inhalt, ihrem Klang und nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen vermochte. Da gingen die Stunden dahin, während in alle Nerven dieser seltsame Schauer rann. Erfüllte, einsame Stunden, deren Abglanz mich noch lange beglückte und erwärmte. Hatten Menschen diese Verse erdacht? Es war eher, als seien sie aus der Luft entstanden oder als eins der Wunder der sommerlichen Erde. Wie Wasser und Feuer waren sie – man konnte ganz darin versinken und verbrennen.

Wenn ich mich abends im langen Nachtgewand mit feierlichen Schritten auf dem schmalen Raum zwischen Bett und Wand bewegte und Worte laut werden ließ wie:

Gelassen stieg die Nacht an Land,
lehnt träumend an der Berge Wand.

oder:

Es läuft der Frühlingswind durch kahle Alleen...,

wenn ich ihren Sinn auskostete und mit zaghaften Gesten diese Klänge zu unterstreichen suchte, oder wenn die Worte:

Weh mir, wo nehm ich, wenn es Winter ist
Die Blumen, und wo den Sonnenschein und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn sprachlos und kalt,
im Winde klirren die Fahnen.

Visionen heraufbeschworen, die das Herz in einem Wehgefühl zusammenpreßten und lange noch wie eine Glocke in mir nachschwangen, ohne daß ich ihren geheimnisvollen Sinn voll erfaßte (ja, vielleicht waren sie gerade deshalb so anziehend), dann fühlte ich mich von einem schwellenden Gefühl getragen, fühlte: dies ist die Ferne und die Heimat, die Weite, die Unendlichkeit, ist Glanz und Glück und Gloria! Hier sind die „fliegenden“, auch die „tränenenden“ Herzen genannt. Auch an diesen Versen hing jenes kleine Pendel wie eine Träne – es mußte wohl so sein. Acht Jahre in diesem Haus – vom Erdenjammer war mir nichts verborgen geblieben. Auch hier standen die Mauern „sprachlos und kalt“.

Auch Bilder schnitt ich aus, aus Zeitschriften und Katalogen, wie sie besonders um Weihnachten ins Haus kamen. Sie trugen Unterschriften wie „Sommerabend am See“, „Frühling in den Bergen“, „Dorf in der Heide“, Titel, die selbst schon wie Gedichte waren.

Es waren winzige, schlecht gedruckte Wiedergaben, aber unter den Blicken wurden sie groß und bekamen Farbe, und man ging in sie hinein zu diesen heiteren schönen Menschen, die sich da in herrlichen Landschaften ergingen, auf dunklen Waldweihern in Kähnen fuhren, am Ufer fröhliche Spiele spielten. Je länger ich sie anschaute, desto mehr hatte ich die Empfindung, durch ein schmales Fenster in eine schönere Welt zu schauen, zu anderen Menschen, als mir jemals begegnet waren. Ich zweifelte nicht daran, ob alles nur die Erfindung des Malers sei, verschönt und verlogen,

oder ob es der Wirklichkeit entspräche. Die kleine Stube weitete sich zum Weltenraum, und oft meinte ich, es müsse ein Zeichen geschehen, ein Wunder, in dem sich alles bestätigte.

Der Meister des Webstuhls

Ich ging nun ins vierzehnte Lebensjahr und wenn ich jetzt manchmal auf der Station verbinden half, von der alten Kathrine mit einem besonders schwierigen Verband betraut oder gar Luise in der Isolierbaracke helfen durfte – ausnahmsweise – und mich gegen jede Ansteckung gefeit fühlte, so kam ich mir ganz erwachsen vor. Doch je mehr ich mich meiner Umgebung anzupassen und nützlich zu machen suchte und danach strebte, Anerkennung statt Kopfschütteln zu ernten, umso mehr war ich genötigt, meine innere Welt zu verschließen, für die es keine Anpassung gab. Immer verworrener wurden die Dinge, immer unentwirrbarer schien alles mit den zunehmenden Jahren zu werden. Wurde man je des bedrängenden Ansturms Herr? Durch Grübeln? Aber liefen die Gedanken nicht ständig im Kreise? Es waren der unverständlichen Dinge zu viele. Aus einem wurden gleich zehn – ein hoffnungslos verwirrter Knäuel, wie der des Strickzeugs, wenn er einmal ins Rollen gekommen war.

Es dämmerten bleiche Maiennächte herauf, von Sternen und Blüten durchzogen, viel zu wunderbar, um sie zu verschlafen. Nächte, in denen ich auf der Fensterbank saß, das Gemüt bewegt, bedrängt von den Fragen einer Lebensneugier, die dem Nachthimmel alle Geheimnisse entreißen wollte. Wie ein Vorhang hing er vor meinem künftigen Leben, durchscheinend und verhüllend. Irgendwo dort oben in dieser blausamtnen Schwärze begab es sich, mein Schicksal. Es erfüllte sich mit jedem Augenblick. Mit jeder Sekunde kam es auf mich zu. Es sollte schon morgen, schon jetzt alles da sein! Aufgeschlagen vor mir liegen wie eine Landkarte mit der Wahl der Wege und Ziele, mit ragenden Gebirgen und unermeßlichen Ebenen und dem weiten Horizont der Meere. Wohin würde mich mein Schicksal führen? Nur heraus aus der Enge – irgendwohin, wo es groß und weit war.

Das alte Häuschen auf dem Hofe glänzte weiß und verwunschen. Im hellen Wasser des Brunnens gleißte der Mond. Schlaferstarrt standen Büsche und Hecken. Ein paar verspätete Vögel flatterten von ihren Zweigen, machten ein paar hastige Flügelschläge und duckten sich wieder tief in Zweige und Büsche und allerlei Versteck. Im Park schlugen Nachtigallen, aus nahen Lauben klang Gelächter. Was hinderte mich, mich ganz solcher

Nacht zu verschenken, in der Sehnsucht sich in Leben wandelte, und in der ich die Schönheit der Welt noch für ihren Sinn, für ihre Wirklichkeit nahm!

Auch frühe Morgen gab es im Sommer, die ähnlich waren mit ihrem Duft, mit ihrem Prunk und der leisen Beunruhigung, daß man sie nützen müsse – zu einer Tat, zu einem Glück – oder wozu? Nur nicht für dieses Sitzen in den dumpfen Schulstuben, in den harten, immer noch zu hohen Bänken. Nein, dafür waren sie wohl nicht gemeint. Alle Verse, die ich gelesen, fielen mir dann ein. Sie kamen zu mir, als wären sie in mir zu Hause und erhoben mich in Bereiche, die weit weg lagen von Extemporalen und unregelmäßigen Verben.

So verrauschte dieser Sommer anders als die vorhergegangenen, voller und reicher. Gelöster, schien es, standen die Rosen im Beet, verzehrender dufteten Levkojen und Heliotrop und vermehrten die Unruhe, die in mir herumtrieb, hervorgerufen von den kleinsten Anlässen.

Daran änderte auch der Herbst nichts, der nun einsetzte. Unruhe und Grübeln hielten mich abends lange wach. In diesen Nächten, erfüllt von Sturm oder Stille, einer falschen und trügerischen Stille, in der doch ununterbrochen die heftigsten und blutigsten Kämpfe ausgefochten wurden, Wunden aufbrachen oder sich schlossen, Menschen genasen oder vergingen, da kam alles Geschehen des Tages wieder zu mir, fordernd und bedrängend. Alle geschauten Bilder erschienen wieder, alle rätselhaften Worte der Erwachsenen klangen auf und verlangten nach Deutung. Warum half man einander nicht? Warum verließen sich alle auf den lieben Gott, der doch offenbar nicht wollte oder den es vielleicht gar nicht gab?

Wenn die Stürme brausten oder ein weinerlicher Wind um den Giebel fuhr, wenn die Käuzchen ihr mißtönendes „kwitt-kwitt“ schrieten und die Tanten sagten: „Da stirbt wieder einer“, da fühlte ich, wie es ganz still in mir wurde, und in dieser Stille fühlte ich es auf mich zukommen durch alle Wände, durch weite Zeiten und Räume. Stimmen riefen. Riefen sie mich? Warum mich? Was sollte ich tun? Es mußte ein Dunst, ein Qualm, ein dichter Brodem sein, der von der Erde aufstieg und sich vor Gottes Angesicht niederschlug. Hatte er kein Mitleid, kein Einsehen? Warum nur hatte er die Menschen mit Krankheit und Gebrechen geschlagen, mit Armut? Warum hatte er sie nicht besser gemacht, wenn er allmächtig war? Daß nur Leid und Unglück die Menschen bessern sollte, welcher Sinn, welche Gerechtigkeit war darin zu finden? Es war leicht zu denken, daß es die Menschen böse machte.

In den Büchern wurde auch den Dingen eine Seele zuerkannt. Vielleicht hatte dieses Haus auch eine. In solchen Herbstnächten schien sich ja alles, was sich je darin an Qual und Grauen begeben hatte, zu verdichten. Es war als wenn alle, die jemals in ihm gelitten und gestorben waren, sich unter seinem Dach versammelten. Sie waren nicht vergangen. Sie lebten im Ruf der Nachtvögel, wie im wallenden Nebel vor dem Fenster, im Knistern unter den Dachbalken, im blechernen Liedchen der Regenrinne. Sie hockten im alten Birnbaum, der knarrend seine Äste gegen die Scheiben stieß, sie heulten im Wind und erfüllten die Luft mit klagenden Lauten.

Es hatte viele Stimmen und Gesichter, das Haus, und vielleicht hatte es auch mehrere Seelen. Es war doch immer, als ob Gott und der Teufel darin miteinander stritten, und bisweilen erwog ich, ob man ein Buch darüber führen könne, um die Siege des einen und die des anderen, wie auch die Niederlagen, schwarz auf weiß zu haben. Denn nur so schien es möglich zu erfahren, wer hier der Mächtigere war.

Aber genau besehen, war dies ein schwieriges Unterfangen. Denn wenn man die Lebenden und die Toten zählte, die dieses Haus verließen, so war ja wohl der Tod immerhin der Unterlegene. Aber – dieses Haus verlassen, das bedeutete ja keineswegs, daß nun alles wieder war, wie es sein mußte, daß der vorher gültige und klaglose Zustand der Gesundheit wieder hergestellt war. Wenn man zum Beispiel an Willi dachte mit seiner silbernen Hirnschale – ein Wagenrad war ihm über den Kopf gegangen – oder an die Bäuerin mit den schrecklichen Brandmalen im Gesicht, das sich nie wieder glätten würde, an Morkaut, dem man beide Beine abgenommen und der tagelang geschrieen hatte: „Gebt mir einen Revolver! Barmherzigkeit! Meine Beine! Gebt mir meine Beine wieder!“

Es war kaum auszuhalten. Die Mutter wurde immer bleich. Die Mägde hielten sich die Ohren zu und schlossen die Küchenfenster, und Fritz meinte, man solle ihm wirklich eine Kugel geben...

An solchen Tagen schien das Haus zu wachsen, die Gärten ganz zu verdrängen und alle Grenzen zu sprengen, die vernünftigerweise ein Haus haben sollte. Dann half es wenig, sich auf einen Baum zu flüchten, in dichtes Gebüsch zu kriechen. Es dröhnte noch gellend in den zugehaltenen Ohren.

Freilich – dann war auch ein Tag gekommen, an dem aus allen Fenstern neugierige, zweifelnde und staunende Gesichter gesehen hatten. War es denkbar? Morkaut ging davon mit zwei neuen Beinen! Alle versicherten, daß man gar nichts sähe und was für ein Glück er doch habe, und sie freuten sich und lachten und riefen ihm zu, wie er an zwei Stöcken den Weg

hinunter torkelte. Sahen sie wirklich nicht, was das für ein Gang war? Taumelnd, wie der eines Hampelmannes oder einer mechanischen Spielfigur, die man aufzog und abschnurren ließ. Und wie die Hosen in den Kniekehlen so anders einknickten und so leer Falten schlugen, und wenn er sich auszog – wie mochte das erst sein?

Konnte überhaupt ein Mensch wieder das sein, was er vorher gewesen, der einmal in die Gewalt dieses Hauses geraten war? War er, der mit zwei Armen oder Beinen gekommen und dann nur mit einem davonging, ein Sieg Gottes oder des Teufels? Sichtbar oder unsichtbar trug jeder sein Mal, seine Narbe, sein geheimes Zeichen.

Lange lag ich in der Dunkelheit wach und lauschte. Von fern her trug der Wind Räderrollen, und das sehnsüchtige Uuuuuh einer Lokomotive erzählte von fremden Ländern und Menschen. Der Zauber, der noch immer vom Bild im Doktorzimmer ausging, verdichtete sich dann zu einem Heimweh nach einem anderen Ort, einem anderen Dasein. Ich saß in einem hell erleuchteten Zug, der über hohe Brücken donnerte und durch finstere, hallende Tunnel raste. Städte und Landschaften flogen vorüber, Gebirge und Meere. Fröhliche Menschen, mir zugewandt, grüßten von Hängen und Hügeln. Alles das gab es in der Welt. Alles lag ausgebreitet und war wirklich wie meine Gärten. Warum war es nicht hier, wo ich war oder warum war ich nicht dort? Es war doch gar nicht zu denken, daß man das alles versäumen sollte – so viel Welt, so viel Glück! Man wußte warten. Ja, das Großwerden dauerte lange.

Angelockt vom Licht der Kerze wiederholte der Uhu vor dem Fenster den Maschinenruf auf eine höhnende Weise. Der Wurm tickte in den morschen Dielen, die Finsternis brauchte mich ganz auf. Erschreckt und von ungewisser Furcht geschüttelt, löschte ich das Licht und kroch unter die Decke. Denn das Bett war, nächst den Gärten, noch der zuverlässigste Schutz gegen alle Gefahren.

Äußerlich aber floß die Zeit ereignislos dahin, in der ich vom Kind zum Mädchen wuchs. Der Teppich der Jahre trug weiterhin sein Muster in gedämpften oder glühenden Farben. Der Meister an diesem Webstuhl, „wo ein Tritt tausend Fäden regt“, schoß immer wieder ein prangendes Rot, ein scharfes Blau, den düsteren Akzent eines Schwarz durch sein Gewebe, ließ hier einen Faden abreißen und knüpfte dort einen neu.

Aus Frühlingen wurden Sommer und Winter folgten den Herbstern. Aus Jahreszeiten wurden Jahre, durch deren Kette die immer gleichen Fäden

des Geschehens schossen, in denen sich um einen düsterfarbenen Hintergrund auch mancherlei krause und lichte Ranken spannen. Unmerklich, aber unaufhaltsam zogen sie ins Land, Jahre, die keiner zählte, schwerelose Jahre, die leicht wogen im Leben der Menschheit. Klio verzeichnete sie nicht. Sie hielten glücklichen Kindern gleich ihr junges Antlitz in den Weltenraum, mit einem Lächeln, mit dem sie am Ende ihres Laufes wieder in die Arme der Ewigkeit sanken. Sprach man eigentlich davon, daß die Zeit verging? Glaubte es manchmal einer feststellen zu müssen, so tat er es mit staunendem Lächeln, das nichts Schmerzliches hatte. Alles schien ja von ewiger Dauer, und die Menschen schwangen im Rhythmus der Tage, mit dem Auf und Ab des steigenden und fallenden Jahres wie in einer Wiege. Krankheit war nichts anderes, als was die Gärten im Herbst erlitten, und der Tod war wie das Hinsinken des Korns im August.

Es änderte sich nichts in jenen Jahren. Es trug sich auch nichts zu, was sich nicht schon immer begeben hätte: Daß den Geheilten oder Gestorbenen andere folgten, die geheilt wurden oder starben, um Neuen Platz zu machen. Mochte da draußen in der Welt auch manches passieren: Die Russen und Japaner sich bekriegen, der Kaiser nach Palästina wallfahren, ein Komet am Himmel auftauchen, der den Weltuntergang verhieß – das alles berührte nicht dieses Haus. Es hatte seine eigenen Kämpfe und Siege, eigene Wallfahrten und Untergänge. So einförmig sich auch die Tage aneinanderreichten, so lang und inhaltsreich waren sie doch insgeheim für die Insassen dieses Hauses, in dem Dinge geschahen, die niemals jemand erfuhr.

Denn es war eine Welt für sich, das Haus. Die Kranken zumal lebten auf einer Insel, an der die Wogen des Lebens leise verebbten. Sie saßen in den Lauben und Grotten des Parks und sahen den Vögeln zu, die auf dem Kiesweg herumhüpften und piepten und dachten der Dinge, die ihr Leben ausgemacht hatten. Sie lehnten aus den Fenstern und schauten nach den blauen Bergen, hinter denen ihr Heimatdorf lag, und in ihre schmerzdurchwachten Nächte flimmerten kalte Sterne. Sie standen am Zaun und sahen die Straße hinauf und hinab und hielten Ausschau nach der Welt, aus der sie gekommen waren und in die sie wieder hineingehen wollten. Aber jetzt hatten sie nichts mit ihr zu tun. Manchmal sangen sie: „Im Krankenhaus ist Trübsal und Schmerz, hinaus in die Freiheit sehnt sich mein Herz“. Ja, sehen mochten sie sich, nach Gesundheit, nach allem, was sie verlassen hatten. Dieses Stück ihres Lebens war Brachland, das viel Dornen und Disteln trug: Groll auf ein widriges Geschick, Sorgen, Verzweiflung, Unruhe und

Ungeduld oder stumpfe Ergebenheit. Oder ging doch da und dort in einem Herzen ein Samenkorn auf, das Frucht trug, war etwas wie ein innerer Gewinn damit verbunden, ein Sichbesinnen, eine Einsicht, ein guter Vorsatz – wer will es sagen?

Die Wende

Die Tanten hatten eines Tages, vielmehr eines Nachts, in aller Heimlichkeit das Haus verlassen. Hatte es ein Zerwürfnis gegeben oder hatten sie die Freudlosigkeit nicht länger ertragen? Sehnten auch sie sich nach der Welt? Ich erfuhr es nicht. Die Eltern sprachen wenig darüber. Nur manchmal in Andeutungen und verurteilendem Ton, in dem etwas von „Undank“ klang. Aber ich wußte, es war nicht die volle Wahrheit.

Ostern hatte ich die Schule verlassen und war nun angehalten, in dem großen Hauswesen die Stelle der Tanten einzunehmen. Ich stand bei Tagesanbruch mit den Mägden auf, arbeitete in Haus und Küche, half im Garten und wenn es Not tat auch im Krankensaal und wartete den kleinen Bruder. Ich tat wohl alles nicht schlechter als andere. Es machte mir Freude, nun, wo ich dem Schulzwang entronnen war, meine jungen Kräfte spielen zu lassen. Die Tage wurden gelebt, tätig und rührig, bis die Nacht sank, und das Rennen und Laufen treppauf und treppab hielt mich in Atem. Doch jeder Schritt war ja Glück, Glück des gesunden Leibes und innerer Beschwingtheit. War es doch immer, als bedürfe es nur eines geringen Anstoßes, um dieses leise Verhaftetsein an die Erde aufzuheben. Dennoch weiß ich von manchem mütterlichen Seufzer, und mein Sehnen über den Tag und seine Anforderungen hinaus, die gärende Unruhe nach Welt und Leben stand mir selbst oft hinderlich im Wege. Ich freute mich auf den Abend, auf das Alleinsein in meiner Kammer, wenn draußen die Nacht stand und über das Haus tiefe Ruhe gekommen war, als lausche einer den Atemzügen aller Schlafenden. Ich sah in den schweigenden Park und fernhin zu den dunklen Bergwänden. Der Garten, bei Tage vertraut bis auf jedes Zweiglein an Baum und Strauch, war nun fremd. In jedem Winkel kauerte Schwärze, und der Geruch von Erde und Gras, der heraufwehte, konnte mich zu Tränen erschüttern. Aber eigentlich war es wohl nicht dies – nicht Erde und Gras – es war das Geheimnis des Lebens, das mich anrührte mit seiner Gewalt.

Später holte ich ein Buch hervor, um noch einige Seiten zu lesen, bei Kerzenschein und dicht verhangenem Fenster. Und so im Verborgenen

nährte ich weiter die Flamme meines geheimen Lebens. Was aber wollte ich? Ich wußte es nicht. Ich wußte nur dieses Leben um mich und dieses Haus, in dem ich geborgen war – wohl für alle Zeit. Aus dem ich mich dennoch fortsehnte, weil es nicht „die Welt“ war und nicht „das Eigentliche“, das ich überall suchte.

Meine Vorstellung von der Wirklichkeit war in diesen Jahren und noch lange danach eine ungemein vage. Kein Hinweis auf die Notwendigkeiten des Lebens war stark genug, mich auf der Erde Wurzel schlagen zu lassen. Alle gelesenen, geträumten, gedachten Dinge fesselten mich weit mehr als die Erfordernisse des Lebens, die, wie ich glaubte, sich einmal irgendwie von selbst erledigen würden.

Wenn ich jetzt manchmal unter den Bäumen dahinging, an denen mein Leben gewachsen war, die Wege entlang, deren Buschwerk mich wie eine Mauer umstand und für Augenblicke selbstvergessen den Vogelstimmen lauschte – wenn ich am Giebelfenster meine Blicke über die friedvoll im Sonnenglanz liegenden Berge schweifen ließ, die da von Ewigkeit zu Ewigkeit das Tal behüteten – wenn unten im Garten die blassen Kranken saßen, auch sie eine Art ewiger unvergänglicher Wesen – wenn die immerwährenden Lieder aus den geöffneten Fenstern an mein Ohr schlugen, die Stimmen emsig schaffender Mägde, die in der Küche hantierten, das Knirschen der Harke auf dem Kies, Springbrunnengeplätscher und Hühnergegacker, all die vielfachen Geräusche des Lebens, die mir vertraut waren, so lange ich denken konnte, so wußte ich, daß ich dies alles liebte, daß ich an allem hing mit dem verzehrenden Wunsch, es möge dauern, denn jede Veränderung würde Schmerz bedeuten. Längst war auch ich zu einem Bestandteil des Hauses geworden. Ich lebte in ihm wie es in mir lebte. Alles hatte sich in mein Herz eingepreßt, unverlierbar, alle großen und kleinen Dinge, das Winzigste und das Unscheinbarste hatte darin seinen Ort gefunden.

Alle Klänge, alle Töne und Farben, Gerüche und Geräusche sind unvergänglich in mir eingegraben, alle Elemente, die vom Keller bis zum Boden in seinen Mauern geisterten. Noch könnte ich seine Zimmer malen und alle Winkel in ihren Einzelheiten, die Tapetenmuster der Räume zeichnen. Das der großen Stube mit seinen gelben großblumigen Buketts und die des kleinen Wohnzimmers, die oft wechselten, aber immer die gleichen trist-grau gestreiften blieben. Das blau-weiße meines Kämmerchens wie das dunkle Ranken- und Vogelmuster des elterlichen Schlafzimmers, in das man kam, wenn man krank war, und das man zählen mußte, immerzu zählen. Mit aller Deutlichkeit entsinne ich mich der Dinge, die in den Verschlügen und

Wandschränken ihr verstaubtes Dasein führten und vermeine noch, alle Gerüche zu riechen, die so verschiedenartig waren und an die das Wesen der Räume gebunden schien. Von all den Gerüchen jener fernen Zeit aber gibt es einen, bei dem ich, wenn er mich heute manchmal anweht, die Augen schließe, und wo alles wieder da ist wie es war, vor so vielen Jahren. Nicht nur das Haus! Ach, das ganze kindliche Dasein, fest gefügt trotz aller Ängste, die sich an seinem Rande sammelten, klar begrenzt, reich an Kräften und mit dem Ausgreifen der Seele ins Grenzenlose. Es ist der Geruch an manchen frischen Morgen im Frühling oder Sommer, dieses einmalige, unnennbare Gemisch aus Erde, Ozon und Blüten, das mich damals so selig die Kindernase blähen ließ und mich durchdrang mit der ganzen Wonne der Schöpfung und des Erschaffenseins. Einen Hauch der Ewigkeit führt er mit sich, der von den Mysterien des Alls kündet und mich heute noch wieder zurückführt in diese verlorene Vergangenheit, und mit dem alle Zeit, die dazwischen liegt, spurlos verweht. Dann weiß ich auf einmal – und es ist wie Balsam auf alle Wunden, die das Leben schlug – das unter allem Vergänglichem, das unser Dasein enthält, auch ein Unvergängliches ist.

Ich sehe die Dinge, aber ich sehe noch unendlich mehr, als ich jemals sagen könnte. Ich käme nicht damit zu Ende, wollte ich es beschreiben, und es würde doch wenig von dem aussagen, was es in meinem Herzen so unvergänglich macht. Denn dafür gibt es keine Worte. Und die Klänge und Gerüche – sie sind mehr Klang und Duft einer Zeit als eines Ortes. Einer Zeit, deren lebendige Atmosphäre für immer dahin ist, und von der doch keine Tönung, nicht die leiseste Einzelheit, dem Herzen verloren ging.

Aber vielleicht bleiben überhaupt alle Worte für den Uneingeweihten ein leerer Schall, und alles, was ich auf diesen Blättern aufzeichne, ist nichts als eine unbeholfene Skizze, wenn ich es mit den hellen und farbigen Bildern im Inneren vergleiche. Müßte ich nicht auch den Zeitgeist, die Weltanschauung, den tiefen gleichmäßigen Atem der Erde, den wundersamen Frieden, der die damalige Zeit behütete, aufzeichnen? Die heitere Würde, die über dem Dasein lag, eine Würde, die mir heute in der Erinnerung wie der Abglanz der Antike erscheint – all das Ungreifbare, das einer Zeit eigen ist und nur ihr, ohne je so wiederzukommen, den besonderen Hauch, der über allem lag – den einmaligen und letzten seiner Art, den die leidgequälte Menschheit vor dem Einbruch der Katastrophen genoß, die den Erdball erschütterten wie nie zuvor. Aber nur in armselige Worte vermag ich das lang Gewesene zu bannen, Worte, die wie dürres Laub rascheln.

Damals aber überfiel mich immer öfter die Frage: Wird das alles so bleiben? Spult sich hier in alle Ewigkeit jeder Tag auf die gleiche Weise ab und wird mein Lebensfaden mit abgehaspelt bis – ja, wie lange wohl noch? Die Frage, der Zweifel barg wohl schon die Ahnung, daß auch dies fest gegründete wandelbar und vergänglich sei – irgendwann und irgendwie.

Das war kurz vor der großen Veränderung. Denn um diese Zeit bereitete das Schicksal schon die Wende vor, die uns durch die Versetzung meines Vaters in die Großstadt alle betreffen sollte. Es war ein Ereignis, das uns tief bewegte und das immer wieder besprochen wurde, Tag um Tag, mehr mit Befürchtungen und Klagen als mit froher Erwartung. Denn nach Ansicht meines Vaters bedeutete es den Verlust aller guten Dinge. Meine Mutter schien zwiespältiger Meinung zu sein. Von ihr wurde eine Last genommen, die längst ihren Schultern zu schwer geworden war. Manchmal war ihr anzumerken, daß sie sich freute und daß sie geradezu auflebte in dem Gedanken, fortan nur ihren kleinen Haushalt betreuen zu müssen, statt des großen Küchenwesens.

Und ähnlich ging es mir. Leicht war es nicht, hier fortzugehen ins Neue und Ungewisse. Aber warum sollte man diesem Neuen nur mit Mißbehagen oder Angst entgegensehen? Man konnte ja auch an das Schöne einer großen Stadt denken: an prächtige Bauten, spiegelnde Schaufenster mit kostbaren, nie gesehenen Dingen, an Theaterbesuche und Bibliotheken mit unübersehbaren Wänden voller Bücher mit nie gehörten Titeln. An Entdeckungsreisen in alle Winkel der neuen Stadt. Man würde durch die Straßen gehen, als gehöre man von Anfang an dazu. Niemand würde einen kennen. Das allein war schon sehr großartig! Man konnte sich in Jungenskleider stecken und, ein Spazierstöckchen schwingend, in den Anlagen promenieren und alle Welt zum Narren halten. Oder auch einen dieser riesigen Federhüte aufstülpen und die Röcke raffen und so mit den Schultern wackeln wie Kathrinens Tochter. Und keiner würde lachen und sagen: „Das ist ja die Luise Schmidt! Schau nur her, sie ist übergeschnappt!“ Und all den vielen Menschen, denen man auf der Straße begegnete, konnte man forschend und fragend ins Gesicht sehen: Wer bist du? Bist du auch so allein? Könnten wir nicht Freunde werden? Ja, so war das. Und vielleicht gäbe es einen unter den vielen, den man lieben oder zu dem man sagen könnte: Hier hast du Stoff! Mach etwas aus mir! Denn wenn irgendwo, so mußte es ja in der Großstadt die Menschen geben, wie sie in Büchern und Bildern lebten, nur in Eschwege lebten sie nicht. Hier konnten sie wohl nicht gedeihen.

War nicht mit einem Schlag das Tor zur Welt wie mit Zauberhänden aufgetan, ein Tor, das in ein neues, reiches Leben führte mit nie gekannten Entzückungen und großartigen Geheimnissen?

In solchen Gedanken ging ich die alten Wege im Park, der schweigend im winterlichen Weiß lag, und die Vorfreude auf das Kommende war mit dem Verlust, der mich erwartete, wunderbarlich gemischt. Es war ja mehr als eine vertraute Stätte, von der ich mich lösen mußte. Es war der Boden, in dem alles Eigensein wurzelte, mein ganzes bisheriges Leben, ein Stück meiner selbst. Wenn auch der Lebensmut der Jugend vorwärts drängte – es schuf Schmerz, sich zu lösen. Vielfältige Stimmen stritten in mir. In diesen Stunden wurde mir bewußt, wie das ernste Haus mit seinen heiteren Gärten eine untrennbare Einheit bildete. Ein erstes Ahnen, daß alle Freude mit Schmerz gekoppelt, alles Glück leidgebunden war, beschlich das Herz. Ein Ahnen von der heimlichen und wahren Gewalt des Lebens, die hinter allem Sichtbaren wirkt.

Von den großen Bäumen kam ein Ächzen wie aus Menschenbrust und leises Rieseln flaumiger Flocken. Ihr Werden und Vergehen hatte ich wie meine eigenen Freuden und Schmerzen gefühlt. Sie waren ein Teil meines eigensten Lebens geworden, und was sie mir gegeben hatten, ihre Stärke, ihr unüberwindliches Dasein, das würde ich mit mir nehmen, wie ich den Schlag meines Herzens mit mir nahm.

So steht alles in meinem Erinnern. Die wenigen Frühlingstage, die diesem Winter noch in der Heimat folgten – sind sie überhaupt gültig? Mußte ich nicht alles vergessen, was sich nun noch begab? Die Wunden, die man dem Garten schlug, indem man ihn in einen Bauplatz verwandelte, die aufgerissene Erde, die von Wagenrädern zerfurchten Blumenbeete, deren keimendes Leben gemordet. Die alte Hecke war gerodet, die Steinterrasse eingestürzt. Es fielen Flieder- und Holunderbüsche. Hatte ich mal gedacht, wenn ich groß war, würde es keine Krankenhäuser mehr geben? Neue und größere wurden gebaut.

Abends in der Stunde vor dem Schlafengehen, wenn das Dunkel vom Himmel fiel und aus dem Schoß der Erde wuchs, dann war die Nacht wie ein großes schlafendes Wesen, von leisen Atemzügen bewegt, auf denen die Bitternis der Lebensbäume und die Süße der Iris zu mir wehte und die Verheißung aller Blütendüfte, die die gärende Erde bereitete. Was war ich und mein kleines Schicksal in diesem geisterhaften Frühlingsweben, in dem Millionen Fäden zwischen Himmel und Iris gingen! Ich wußte es nicht. Ich fühlte nur, daß ich daran teilhatte, und daß es auch mich einbezog

und mein Blut anrührte. Und ich fühlte eine Kraft in mir, eine ungeheuerere Kraft, die ich einsetzen und erproben wollte. Schwer war es nur, von all den tausend Wegen, mit denen das Leben lockte, den einzigen und richtigen zu wählen. Nur einen einzigen konnte man gehen! Und wenn es der falsche war? Wußten andere mit siebzehn Jahren besser, was sie wollten. Es schien ja so.

Die Schulfreundinnen sprachen von Pensionaten, in die sie nun kamen, von Kleidern und Aussteuerwäsche, von gesammelten Teetassen und silbernen Bestecken. Mir lag nichts an diesen Dingen. Ich wollte die Welt, das Ganze, das Herz der Dinge – nicht mehr, nicht weniger. Wie sollte ich zu ihm gelangen? Hatte es denn überhaupt einen Namen? Vielleicht Weltreisende werden... Einmal auf dem Eiffelturm stehen, auf der obersten Plattform. Schwindlig sollte mir werden, daß ich kaum atmen könnte. Die Winde würden wehen und die Wolken um mich fetzen, und ich würde die Umdrehung der Erde spüren! Schwanken sollte es zwei Meter hin, zwei Meter her. Da konnte man sich ausleben! Aber wie konnte ich mit solchen Gedanken dem Vater kommen! Oder hätte ich ihm auch nur sagen dürfen, daß mein Sinnen und Trachten nach solch einsam gelegener Stube wie der von Fritz stand und nach Arbeiten wie Bauen oder Schafe hüten. Taten das Mädchen? Vielleicht war ich nur einfach faul, dachte ich oft voll Mißtrauen gegen mich selbst, und wollte mich von Arbeiten drücken, wie sie üblich waren und mir zukamen: Häkeln und Klavierspielen. Aber ich war von dem unbequemen Drang besessen, mich dem Leben uneingeschränkt auszuliefern, und vielleicht kam es mehr darauf an, der inneren Stimme gehorsam zu sein. War sie nicht Weisung und Befehl genug, ein untrüglicher Kompaß? Und dann war es gar nicht so wichtig, dieses Wählen, und es kam vielmehr darauf an, sich wählen zu lassen. Und wählen würde mich das Leben. Ich fühlte es. Es würde mich an der Hand nehmen und ganz fest in seinen Armen halten. Und ich war entschlossen, mich halten zu lassen, auch wenn es nicht nur lockende Fülle war, sondern auch Drohung und Gefahr. In seine Umarmung wollte ich mich schmiegen wie ein Kind in den Schoß der Mutter.

Es war Frühling, als ich mein hochgelegenes Bergnest bezog und mit den Aufzeichnungen aus der Frühzeit des Lebens begann. Der Hang hinter dem Haus begrünzte sich täglich dichter. Die wilden Kirschen entfalteten ihren weißen Blust und ein zärtlicher Wind trieb sein Spiel mit dem Apfelbaum, der noch in den Knospen verhielt. Nun künden seine rot leuchtenden Früchte und das schon fahler gewordene Laub, durch das am Abend

die Meisen jagen, von Reife und beginnendem Vergehen. Das Miterleben naturhaften Geschehens nach langer Entwöhnung war wie eine Heimkehr, ein Hinfinden zu allem Verlorenen. Denn war nicht der herbe, frühlingsfrische Geruch, der Duft von wiedererstandenem Grün, der nachts durchs Fenster wehte, der lang entbehrte Duft der Heimat, der Jugend? Die Veilchen an den Heckenwegen, das Gesumm der Bienen, der betörende Gesang der Amsel auf dem Giebel – das alles hatte den sorglosen Sinn des Kindes umfassen und war wie eine Rückkehr in den Traum, eine Rückkehr zu sich selbst. Heute, wo ich mein Leben überschauen kann, ist mir, als habe alles Nachfolgende weniger Bedeutung und Bezug zum wahrhaftigen Sein gehabt als jene so ferne und lang verlorene Zeit. Abgelenkt von tausend schwirrenden Dingen, die das Eigentliche verhüllen und uns ihm entfremden, findet man erst nach vielen und zumeist leidvollen Umwegen wieder zum Ursprung zurück – wenn auch die Seele, über alle harte Realität der Dinge und ihre verwirrende Überfülle hinweg, insgeheim immer auf der Suche nach dem verlorenen Paradies war.

Die Erinnerungen aus den Tagen der Kindheit sind andere als solche der reifen Jahre. Nicht wohlgeordnet und in den Rahmen der Zeit gefügt heben sich einzelne Bilder wie Inseln aus dem fließenden Strom des Geschehens. Vieles ist von Vergessen umspült, anderes steht ein Leben lang unverwischbar im Gedächtnis und gräbt Spuren in unsere Wege, die in uns fortwirken bis ans Ende. Wenn mich heute diese warme, farbige Vergangenheit voller Aufschwünge und Traurigkeiten mehr bewegt als die Erinnerung an die folgenden Jahre, wenn ich zu ihr eine nie vergehende Zärtlichkeit fühle und mich nach allen bestürzenden Erfahrungen des späteren Lebens immer noch und immer wieder ihre geheime Magie anrührt, so deshalb, weil von ihr immer noch lebendige Ströme durch mein Dasein gehen. Denn in diesem Haus, das so viel Schicksal barg, formten und bildeten sich die Kräfte, die es später einzusetzen galt in einer Epoche dauernder Wandlung und Katastrophen und die uns Lebenden Leistungen abforderten, wie niemals einer Generation zuvor.

Den Zauber der frühen Tage vor dem Hinschwinden zu bewahren und aus ferner Vergangenheit etwas in Künftiges hinüber zu retten, war der geheime und tiefere Sinn meiner Bemühungen. Nach den Stürmen und Untergängen, die uns heimsuchten, nach der Zerstörung aller natürlichen Geborgenheit empfand ich es wie eine Aufgabe, das Wort zu bewahren, was als Wirklichkeit verloren ist – nicht nur für meine Enkelkinder – auch ein

wenig für mich selbst. Denn Erinnerungen sind nicht nur geeignet, Tradition zu bilden und Besinnung wachzurufen auf die wirklichen Lebenswerte, sie gehören zu den wenigen Dingen, die es vermögen, die Seele in der Dunkelheit des Lebens zu erhalten.

Anmerkungen

Die hier veröffentlichten Erinnerungstexte stammen aus dem Nachlass von Lisa Heise (1893-1969). Die Autorin hat sie als maschinengeschriebene Manuskripte mit geringfügigen handschriftlichen Korrekturen hinterlassen. In dieser letzten Fassung haben wir sie übernommen, nur die offensichtlichen Tippfehler stillschweigend korrigiert und die fehlenden Wörter in eckigen Klammern ergänzt. Daß sie bereits mit Blick auf eine spätere Veröffentlichung verfasst wurden, lässt sich generell vermuten. In den literarisch überarbeiteten Tagebuchaufzeichnungen *Scherzo in Moll* und der autobiografischen Erzählung *Tiefurter Jahre* sind zudem sämtliche Namen, die Rückschlüsse auf die tatsächliche Personen und Orte erlauben würden, geändert oder in anderer Form anonymisiert.

Die folgenden Stellen-Anmerkungen (die Zahlen stehen für die Seite im Text) erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit und konzentrieren sich bei *Scherzo in Moll* und *Tiefurter Jahre* auf Sacherläuterungen. Bei den Eschweyer Kindheitserinnerungen *Laterna magica*, in denen alle Personen und städtische Orte mit ihren tatsächlichen Namen auftreten, bot es sich dagegen an, diesen lokalen Bezügen besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

Wir danken Lisa Heises Enkeln Bettina Schwarzkopf und Christoph Heise herzlich für die umfassende Unterstützung bei der Aufarbeitung des Nachlasses, die Bereitstellung von Fotomaterial und die großzügige Überlassung der Veröffentlichungsrechte an den Texten.

Scherzo in Moll

- 7 *Till*: Im Text der Name für den Sohn Michael, sie selbst nennt sich Julia Hage.

- 10 *bei Thekla und Erwin in B.*: Das Gärtnerehepaar Thekla und Erwin Bruske in Bischleben bei Erfurt. Thekla B. (geb. Mulert, 1883-1973) war langjährige Freundin Lisa Heises. Beide Frauen betrieben Anfang der 1920er Jahre in Tiefurt bei Weimar zusammen eine kleine Gärtnerei. Dazu der Erinnerungstext „Tiefurter Jahre“.

- 10 *in W.*: Weimar, wo der Sohn seit dem Frühjahr 1936 an der Ingenieurschule Automobil- und Maschinenbau studierte.

- 12 *mein damaliger klinischer Betrieb*: Die Universitätspoliklinik für Naturheilverfahren in der Carl-Zeiss-Straße, an der Lisa Heise seit 1926 als Chefsekretärin arbeitete. Leiter der damals sehr fortschrittlichen Klinik war der Mediziner und Naturheilkundler Emil Klein (1873-1950), der in Jena zugleich einen Lehrstuhl für Naturheilkunde innehatte, den ersten dieses Fachbereichs an einer deutschen Universität. Klein wurde wegen seiner jüdischen Herkunft 1933 entlassen, die Klinik einige Jahre später geschlossen.
- 12 *meines kleinen Gedichtbandes*: Steht für die Ausgabe ihrer Briefe an Rilke, die 1934 im Berliner Verlag Die Rabenpresse erschienen war.
- 16 *klingelte Frau Möhlmann*: Die Hauswirtin E. Jesemann, in deren Haus Melanchthonstraße 2 Lisa Heise seit 1929 eine Wohnung im Dachgeschoß bewohnte.
- 19 *auf dem alten Schloß*: Das Burgschloß Neuburg am Inn.
- 19 *Prinz Violet Karmin*: Wen Lisa Heise mit diesem im Tagebuch mehrfach auftauchenden Namen bezeichnet, ließ sich nicht ermitteln.
- 22 *Blinde Spiegel, rostige Wappenschilder*: Zeile aus dem Versepos „Zwei Menschen“ von Richard Dehmel (1863-1920).
- 22 *Roda Roda*: Der österreichische Schriftsteller und Publizist Alexander Roda Roda (1872-1945) wurde vor allem als Verfasser humoristischer und satirischer Erzählungen, Romane und Bühnenstücke bekannt, die die Schwächen und Kuriositäten der Habsburgermonarchie aufs Korn nahmen.
- 26 *in der „Jugend“*: Münchner Zeitschrift für Kunst und Literatur (1896-1940), die mit ihrem Titel zum Namensgeber für die Kunstrichtung des *Jugendstils* wurde.
- 30 *Quand tout renaît*: Anfangszeile der Hymne „Ma Normandie“ von Frédéric Bérat (1801-1855).
- 31 *Donderer*: Der Münchner Scharfrichtergehilfe Hermann Donderer sorgte 1934 für einen Skandal, als er in Karl Valentins Panoptikum als Exekutor auftrat, um eine Hinrichtung mit der Guillotine möglichst realitätsgetreu zu inszenieren. Er wurde daraufhin entlassen,

- weil die Staatsanwaltschaft durch den Auftritt die Würde des Amtes verletzt sah.
- 36 *Ernst H.:* Der linke Reformpädagoge Ernst Hierl (1880-1981). Er leitete von 1923 bis 1938 das Weimarer Lehrerseminar; aus dieser Zeit stammte Lisa Heises Freundschaft mit ihm.
- 36 *in G.:* Görlitz.
- 39 *Letzte Rose:* Lied aus der Oper „Martha“ von Friedrich von Flotow (1812-1883).
- 44 *Ziegelbrenner:* Anarchistische Zeitschrift, die zwischen 1917 und 1921 zunächst in München, später in Köln erschien und trotz Illegalität und kleiner Auflage eine relativ große Bekanntheit, besonders in links-literarischen Kreisen, erlangte. Über die Identität ihres Herausgebers Red Marut (1882-1969) wurde lange spekuliert. Er mußte 1919 wegen seiner Beteiligung an der Bayrischen Räterepublik aus München fliehen, ging zunächst ins Rheinland, dann 1924 über London nach Mexiko, wo er den größten Teil seines weiteren Lebens verbrachte. Heute gilt als sicher, daß er mit dem Schriftsteller B. Traven identisch ist.
- 45 *woher er kam der Fahrt:* Spielt auf die berühmte Lohengrin-Arie „Nie sollst Du mich befragen“ aus Richard Wagners gleichnamiger Oper an.
- 46 *in V.:* Vierzehnheiligen bei Jena.
- 46 *Pfarrer A.:* Der ev. Theologe Dr. Carl Vogl (1866-1944). Als Verfechter eines religiös geprägten Sozialismus und entschiedener Kriegsgegner geriet er wiederholt in Konflikte mit der Kirchenführung, wurde 1921 nach Vierzehnheiligen versetzt, einige Jahre später vom Pfarrdienst beurlaubt und 1930 in den Ruhestand geschickt. Die Sowjetunion hatte Vogl 1926 auf einer zweimonatigen, von der „Gemeinschaft proletarischer Freidenker Deutschlands“ organisierten Reise kennengelernt.
- 51 *des vollsten Lebens Schauer wehen:* Aus Theodor Storms Gedicht „Wohl fühl ich, wie das Leben rinnt“.

- 51 *Frau von K.*: Die damals noch in der Schweiz lebende Frau von Koschembar, geb. Baruch. Sie interessierte sich für Lisa Heise aufgrund des Briefwechsels mit Rilke und lud sie, um sie persönlich kennenzulernen, Weihnachten 1936 mit Sohn Michael zu sich nach Lugano ein. 1938 ermöglichte sie ihr dann den mehrwöchigen Aufenthalt am Lago Maggiore, über den Lisa Heise im Tagebuch S. 112ff schreibt. Frau Koschembar wanderte in die USA aus.
- 52 *„Knöpfe und Vögel“*: Das Werk des heute weitgehend vergessenen Wiener Journalisten und Schriftstellers Walther Rode (1876-1934) stellt eine scharfzüngige Abrechnung mit der Justiz dar. In sieben Skizzen werden darin bestimmte Tätertypen wie auch Vertreter des bürokratischen Apparats, die Rode aus seiner langjährigen Tätigkeit als Wiener Rechtsanwalt genauestens kannte, eindrücklich und amüsant geschildert. Es erlangte damit die Anerkennung bedeutender Zeitgenossen wie Kurt Tucholsky und Anton Kuh; von den Nationalsozialisten wurden der Autor 1933 verfemt und verboten.
- 53 *in G.*: Gotha.
- 55 *Ich lasse dich nicht*: 1.Mose 32, Vers 27.
- 59 *seines Freundes Holm*: Holm Schroeter, Freund aus der Internatszeit und späterer Studienkollege Michael Heises.
- 59 *Lutherkanzel*: Ein nach dem Flößchen Leutra (Liutdraha) benannter Felsvorsprung westlich von Jena.
- 59 *Versprich mir nichts!*: Hauptfigur dieses Films ist ein Maler, dem mit Hilfe seiner geschickt agierenden Frau der künstlerische Durchbruch gelingt. Die Bemerkung des Sohnes spielt auf Wilhelm Heise an, den Vater Michaels, der ebenfalls Maler war und Frau und Kind 1919 nach kurzer Ehe verließ.
- 61 *Corbin*: Der aus Bayern stammende Journalist und Schriftsteller Korbinian Lechner (1902-1970), den Lisa Heise Anfang der 1930er Jahre in Jena kennenlernte, wo Lechner einige Zeit für den Eugen Diederichs Verlag arbeitete.
- 62 *Drei Engel sind hereingetreten*: Aus dem Lied „Am Weihnachtsbaum die Lichter brennen“ des Lyrikers Hermann Kletke (1813-1886).

- 62 *Herr Goga*: Der rumänische Dichter und nationalistische Politiker Octavian Goga (1881-1938) wurde im Dezember 1937 rumänischer Ministerpräsident. Er verfolgte eine offen antisemitische Politik und wurde nach nur 40-tägiger Amtszeit vom König entlassen, während seine antijüdischen Gesetze weiter in Kraft blieben.
- 62 *König Karol, Madame Lupescu*: Der seit 1930 regierende rumänische König Carol II. (1893-1953) unterhielt ein langjähriges, skandalumwittertes Verhältnis mit der aus Jassy stammenden Apothekertochter Elena Lupescu (1896-1977). Nach seiner Abdankung 1940 folgte sie ihm ins Exil und wurde 1947 seine dritte Ehefrau.
- 65 *Professor Groß*: Der Mediziner und Naturheilkundler Emil Klein. Vgl. Anm. S. 12
- 65 *Meint Ihr, um solch Geknolle*: Aus dem Gedicht „Der Arzt“ (1917), in dem Gottfried Benn (1886-1956) nach seinen Erfahrungen als Lazarettarzt im Ersten Weltkrieg einen zynischen Blick auf die Leiden der menschlichen Kreatur wirft.
- 65 *Deutsche Zukunft*: Ein von dem Journalisten Fritz Klein (1895-1936) gegründetes Blatt für Politik, Wirtschaft und Kultur (1933-1940), das als Wochenzeitung geschickt Verordnungslücken ausnutzen konnte und dadurch weitgehend frei von Nazi-Einflüssen blieb.
- 67 *Wiedersehen mit Corbin*: Vgl. Anm. S. 61.
- 68 *nicht nach seinem Roman*: Das erwähnte Romanprojekt Lechners kam über Entwürfe nicht hinaus.
- 68 *MNN*: Münchner Neueste Nachrichten, für die Lechner als freier Journalist arbeitete.
- 68 *ins Donaudelta*: Als Ergebnis der Reise erschien 1940 der Band „Sommer in Rumänien“, der zahlreiche von Lechner aufgenommene schwarz-weiß Fotos enthält.
- 68 *Gradus ad Parnassum*: Ein aus hundert Etüden bestehendes Unterrichtswerk für Klavier des italienischen Komponisten und Klavierpädagogen Muzio Clementi (1752-1832), mit dem Lisa Heise aus ihrer Zeit als Klavierlehrerin vertraut war.

- 69 *Pa-ra-dies*: Den ungewöhnlichen Namen erhielt der Bahnhof nach einem angrenzenden gleichnamigen Park am Saaleufer.
- 71 *Lippen schweigen*: Walzerarie aus der Operette „Die lustige Witwe“ von Franz Lehar (1870-1948).
- 73 *Ein leicht bewegtes Herz*: Zum Aphorismus gewordene Zeilen aus Goethes „Drei Oden an meinen Freund Behrisch“. Vollständig lauten sie: „Sei gefühllos!/Ein leicht bewegtes Herz/Ist ein elend Gut/Auf der wankenden Erde“.
- 80 *Hardens Ausspruch*: Der einflußreiche Berliner Publizist und Kritiker Maximilian Harden (1861-1927) war ein ausgesprochener Fontane-Kenner. Er unterhielt schon als junger Mann einen regen Briefwechsel mit dem alten Fontane und besprach dessen Werke später regelmäßig in seiner Wochenzeitschrift „Die Zukunft“ (1892-1922).
- 87 nach Z.: Zschopau.
- 87 *dorpmüllern*: Nach Julius Dorpmüller (1869-1945), der seit 1926 Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn und seit 1937 außerdem Reichsverkehrsminister war.
- 88 vgl. *Staudinger*: Großkommentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch (BGB), 1898 von Julius von Staudinger begründet und seither unter seinem Namen geführt.
- 90 *Sie sehen's nicht*: Aus Gustav Schwabs (1792-1850) Ballade „Das Gewitter“.
- 90 *Badsching, Mansfeld*: Die Motorradrennfahrer Ernst Badsching und Karl Mansfeld (1910-1984).
- 94 *Kurzes Glück schwamm mit den Wolkenmassen*: Aus Detlev von Liliencrons (1844-1909) Gedicht „Märztag“.
- 95 *Kochkisten-Linsengericht*: In einer wärmedämmten Kochkiste ließen sich kurz aufgekochte Speisen ohne weitere Energiezufuhr über Stunden hinweg fertig garen.
- 96 *Sylvester Matuschka*: Der ungarische Landproduktehändler Szilveszter Matuska (1892- 1944/45) verübte seit 1930 immer wieder Eisenbahnanschläge, zwei besonders schwere 1931 bei Jüterbog und auf

- einer Hochbrücke bei Biatorbágy westlich von Budapest, wo 24 Menschen ums Leben kamen.
- 97 *Ruth Mania*: Ruth Merker, langjährige Freundin des Sohnes Michael Heise, die 1942 Joachim von Hindenburg, einen Großneffen des ehemaligen Reichspräsidenten Paul von Hindenburg heiratete. Mit ihr unternahm Michael Heise 1938 eine Motorradfahrt durch Italien bis nach Nordafrika.
- 99 *Ich kann nicht schweigen*: Aus einem Auftritt Ulrich von Huttens im 1. Akt des historischen Dramas „Franz von Säckingen“ von Ferdinand Lassalle (1825-1864).
- 101 *Eilenriederennen*: Seit 1924 auf einem Rundkurs im Stadtwald von Hannover, der Eilenriede, ausgetragene Motorradrennen, die in den 1930er Jahren sportliche Großereignisse mit zehntausenden Zuschauern waren.
- 101 *Behüt dich Gott*: Trompeterlied aus Victor von Scheffels (1826-1886) „Trompeter von Säckingen“, das Victor Nessler (1841-1890) für seine gleichnamige Oper vertonte.
- 107 *Sommerstein*: Thüringer Waldsanatorium bei Garnsdorf nahe Saalfeld.
- 109 *Norton*: Bekannter britischer Motorradtyp, benannt nach dem Firmengründer James Landowne Norton.
- 111 *Aber was hülfte es*: Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? (Matthäus 16, Vers 26)
- 112 *Baronin M.*: Baronin von Merck, wahrscheinlich eine Angehörige der bedeutenden Hamburger Kaufmanns- und Unternehmerfamilie von Merck, die 1860 vom österreichischen Kaiser in den Adelsstand erhoben worden war.
- 115 *L.*: Laveno.
- 115 *Castello Caprevo*: Castello Porro bei Laveno.

- 118 *„Wahl“ für den Anschluß Österreichs*: Mit einer Volksabstimmung sollte am 10. April 1938 die Vereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich nachträglich legitimiert werden.
- 119 *weder an französischen*: Anspielung auf die berühmte, 1871 erschienene Märchensammlung „Träumereien an französischen Kaminen“ von Richard Volkmann-Leander (1830-1889).
- 122 *von Fiesco*: „Die Verschwörung des Fiesco zu Genua“, ein republikanisches Trauerspiel von Friedrich von Schiller (1783)
- 122 *Cunard-Line*: Traditionsreiche britische Reederei.
- 127 *St. Catharina*: Das hoch über dem Lago Maggiore gelegene Eremiten- und Wallfahrtskloster Santa Catarina del Sasso, von dem in den 1930er Jahren nur das erwähnte Felsenkirchlein öffentlich zugänglich war.
- 128 *Isola Madre*: Die Isola Madre, wie die später erwähnte Isola Bella gehören zu den vier borromäischen Inseln im Lago Maggiore, die gegenüber Laveno im Golf von Verbania liegen.
- 129 *Tills Buch „Vom Motorrad“*: Tatsächlich erschien das Buch dann erst 1953 im VEB Fachbuchverlag Leipzig.
- 134 *Früher da ich unerfahren*: Aus der 1874 erschienenen Gedichtsammlung „Kritik des Herzens“.
- 137 *Balilla*: Bereits 1926 gegründete Jugendorganisation der italienischen Faschisten.
- 149 *des Bahnhofs B.*: Bebra.
- 149 *Eschenhausen*: Die nordhessische Kleinstadt Eschwege, in der Lisa Heise aufwuchs. Dazu der Erinnerungstext „Laterna magica“.
- 151 *Regel de tri*: Alte Bezeichnung für den mathematischen Dreisatz.
- 155 *in einer Autofabrik*: Eisenacher Motorenwerke (EMW).
- 157 *Treffen von Hitler und Chamberlain*: Der britische Premier Neville Chamberlain (1869-1940) traf am 15. 9. 1938 in München ein und reiste von dort zu einer Besprechung mit Hitler wegen der Sudetenkrise auf den Obersalzberg bei Berchtesgaden weiter.

- 157 *Ab nach Holland!:* Bei einer Freundin Lisa Heises in Amsterdam sollte der Sohn die Entwicklung abwarten. Als nach dem Münchner Abkommen die unmittelbare Kriegsgefahr zunächst vorüber war, kehrte er nach Deutschland zurück.

Tiefurter Jahre

- 159 *Tilla Burnard:* Thekla Mulert (1883-1973), Garten- und Gemüsebaulehrerin am staatlichen Bauhaus in Weimar. Sie heiratete später den Gartengestalter Erwin Bruske und betrieb von 1928 bis 1944 mit ihm eine Gärtnerei in Bischleben bei Erfurt. Vgl. Anm. S. 10.
- 159 *Pachtland:* Am Schießholz hinter dem Ilmtalviadukt in der Tiefurter Flur bei Weimar.
- 173 *Felsenhöhlen von Buchfart:* Die am Rande der Gemeinde Buchfart südlich von Weimar malerisch über der Ilm gelegene Felsenburg mit ihren schon zur Merowingerzeit bewohnten Höhlen gilt als bedeutendes thüringisches Kulturdenkmal.
- 175 *die zahlreichen Bußprediger, die Lebens- und Sittlichkeitserneuerer:* Spielt auf die Heils- und Erweckungsbewegung der sog. Inflationsheiligen in den 1920er Jahren an, zu deren bekanntesten Vertretern der „Erlöser der Menschheit“ Ludwig Christian Haeusser (1881-1927) und der „Messias von Thüringen“ Friedrich Muck-Lamberty (1891-1984) gehörten. Sie fanden bei den durch die politische und ökonomische Dauerkrise nach dem Ersten Weltkrieg tief verunsicherten Menschen damals großen Zulauf. Mit dem Ende der Inflation war der Bewegung der Nährboden entzogen und sie verlor rasch an Bedeutung.
- 177 *Liga für Menschenrechte:* Aus dem 1914 gegründeten pazifistischen „Bund Neues Deutschland“ hervorgegangen, der sich 1922 in „Deutsche Liga für Menschenrechte“ umbenannte. Zu ihren führenden Köpfen gehörten Carl von Ossietzky, Albert Einstein und Kurt Tucholsky; nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde die Liga verboten.
- 177 *Theo. N.:* Der promovierte Historiker, Pädagoge und kommunistische Politiker Theodor Neubauer (1890-1945). Nach dem Ersten

Weltkrieg zunächst als Lehrer tätig, u. a. 1922/23 am Realgymnasium Weimar, zog Neubauer 1924 für die KPD in den Reichstag ein, wo er bis zur Machtübernahme der Nationalsozialisten wirkte. 1933 wurde er verhaftet und verbrachte sechs Jahre in Zuchthäusern und Konzentrationslagern. Danach setzte er seine illegale Tätigkeit für die KPD fort, wurde erneut verhaftet und am 5. Februar 1945 im Zuchthaus Brandenburg-Görden hingerichtet.

- 180 *Mark*: Die am 15. November 1923 eingeführte Rentenmark brachte eine Stabilisierung der Währung und beendete die Inflation. Sie wurde 1924 von der wertgleichen Reichsmark abgelöst, die bis 1948 offizielles Zahlungsmittel blieb.
- 180 *in einem Landerziehungsheim*: Das reformpädagogische Hermann-Lietz-Landerziehungsheim Schloß Gebesee bei Erfurt.
- 180 *in einer großen Klinik*: Die Universitätspoliklinik für Naturheilverfahren in Jena. Vgl. Anm. S. 10.

Laterna magica

- 185 *in diesem Krankenhaus*: Das 1875 eröffnete Landkrankenhaus in der Luisenstraße am südlichen Stadtrand Eschweges; Gebäude und Park aus der Zeit sind nicht mehr erhalten.
- 186 *Fritz*: Eigentlich Karl Fern (1880-1924) aus Hitzerode, der als Hausbursche jedoch Fritz gerufen wurde, um Verwechslungen mit Lisas Bruder Karl zu vermeiden. Er war seit 1898 am Krankenhaus beschäftigt.
- 191 *das Lied vom Mariechen*: „Mariechen saß weinend im Garten“, verbreitete Moritat des 19. Jh., deren Text auf ein Gedicht von Joseph Christian Freiherr von Zedlitz (1790-1862) aus dem Jahre 1831 zurückgeht.
- 199 *der alte Sanitätsrat*: Dr. Ernst Heinemann (1834-1898), der das Krankenhaus als erster Chefarzt von 1875 bis 1898 leitete.
- 199 *Sein Sohn*: Dr. Wilhelm Heinemann (1866-1957) leitete das Haus von 1898 bis 1931.

- 200 *de Mutzig*: Im elsässischen Mutzig hergestellte französische Kavalleriepistole.
- 200 *die alte Katherine*: Catharine Wehr (geb. 1854) aus Bebandorf/Eichsfeld; sie war von 1892 bis 1895 in Montevideo gewesen.
- 203 *Hochzeitshaus*: Renaissancegebäude von 1578, das erste öffentliche Bürgerhaus der Stadt, das von 1822 bis 1995 als Schulgebäude genutzt wurde.
- 204 *Schindewolf*: Der Lehrer Heinrich Schindewolf (1862-1936), der von 1886 bis 1927 in Eschwege tätig war.
- 206 *Herr Muscat*: August Muscat (1854-1934), der das Amt des Stadtkapellmeisters 1891 von seinem Vater übernommen hatte und in dieser Funktion auch Militärmusiker ausbildete.
- 206 *Johannisfest*: Seit dem frühen 19. Jh. wurde in Eschwege zum Johannisfest (24. Juni) ein Kinder-, Schüler- und Heimatfest veranstaltet.
- 206 *Sedantag*: Mit diesem Gedenktag wurde im Deutschen Kaiserreich (1871-1918) um den 2. September an die Kapitulation der französischen Armee nach der Schlacht bei Sedan am 2. 9. 1870 erinnert.
- 206 *Pincenez*: Auch als Kneifer bekannte bügellose Brille.
- 207 *Lulu*: Luise Fues (1892-1980), die in der parallel zur Luisenstraße verlaufenden Goldbachstraße wohnte.
- 207 *Rieke*: Friederike Hartje (1892-1961), die direkt neben dem Krankenhaus wohnte, wo ihr Vater eine Gärtnerei betrieb.
- 207 *Lene*: Helene Zeuch (1893-1983), die zunächst ebenfalls neben dem Krankenhaus, später in der Innenstadt wohnte
- 209 *Dietemännchen*: Eine Anspielung auf den Türmer (Tutemann/Tütemann), der noch bis 1931 seinen Dienst auf dem Nikolaiturm versah.
- 210 *O Ewigkeit, du Donnerwort*: Kirchenkantate von Johann Sebastian Bach (BWV 20).
- 210 *der Spielwarenladen von Frau Luss*: Am Obermarkt 20.

- 223 *preußische Konsols*: Konsols (konsolidierte Anleihen) waren festverzinsliche Wertpapiere ohne Laufzeitbegrenzung, die als sichere Anlage galten.
- 224 *Rox*: Auch Rocks-Bonbons, eine besondere Art flacher, runder Hartkaramellen mit bunten Abbildungen in der Mitte.
- 224 *Jungfernnleder*: Volkstümliche Bezeichnung für eine aus Gummi arabicum, Zucker, Eiweißschaum und aromatischen Pflanzenauszügen bestehende Nascherei, die in Apotheken und Drogerien verkauft wurde.
- 228 *Luise*: Anna Luise Herzog (geb.1873), die seit 1892 Wärterin im Krankenhaus war.
- 228 *mir zum Tort*: Mir zum Ärger, zum Verdruß (von frz. tort = Unrecht).
- 229 *eine große Tochter*: Bertha Wehr (geb. 1883).
- 236 *schiech*: Landschaftlich für schief, häßlich.
- 237 *Er hängt an keinem Baume*: Refrain des sog. Heckerliedes, eines Liedes der Badischen Revolution 1848/49, verfaßt von Friedrich Hecker (1811-1881).
- 240 *Ein Sträußchen am Hute*: Wanderlied von Conrad Rotter (1801-1851), das in der von Friedrich Silcher (1789-1860) veröffentlichten Bearbeitung populär wurde.
- 242 *Näppchen*: Das kleine Gäßchen führte von der Luisenstraße zur Stadt.
- 242 *weiße Wand*: Ein damals noch unbefestigter Heckenweg (heute Bismarckstraße). Die Herkunft des Namens wird mit den weiß gekalkten Wänden des sog. Tilly-Häuschens in Verbindung gebracht. Vgl. Anm. S. 250.
- 244 *Soutache*: Schmale gewebte oder geflochtene Bordüre.
- 248 *Lohkuchen*: Ausgelaugte Lohe, die nach dem Gerbprozeß in Ziegelform gepreßt wurde und als billiges Brennmaterial Verwendung fand.

- 249 *Lohgerber*: Friedrich Lauterbach (1873-1959).
- 249 *Willi*: Friedrich Wilhelm Lauterbach (1900-1983).
- 250 *Tilly-Häuschen*: Ein 1605 erbautes Gartenhaus, das 1907 abgebrochen wurde. Laut Überlieferung war die im Text erwähnte Übernachtung des Feldherrn Tilly der Grund dafür, daß das Haus bei der Brandschatzung Eschweges im Jahr 1637 verschont blieb.
- 255 *die junge Kathrine*: Anna Catharina Funk (geb. 1879) aus Krauthausen, die von 1896 bis 1898 und erneut ab 1901 im Krankenhaus beschäftigt war.
- 256 *vom Grudewinkel aus*: Ein Winkel in der Küche, in dem die Grude – ein minderwertiger Koksrückstand, der in einem sog. Grude-Ofen noch Verwendung als billiges Brennmaterial fand – vorgehalten wurde.
- 256 *Huckauf*: Ein böser Geist, der ahnungslosen Wanderern auf den Rücken springt, um sich ein Stück Weges tragen zu lassen.
- 275 *nichts hat er genossen*: Aus dem Wanderlied „Ein Sträußchen am Hute“. Vgl. Anm. S. 241.
- 276 *Gebet einer Jungfrau*: Ein Ende des 19. Jahrhunderts überaus populäres Klavierstück der polnischen Komponistin Tekla Badarzewska (1834-1861).
- 276 *Frühlingsrauschen*: Bekanntes Klavierwerk des in Deutschland lebenden norwegischen Komponisten Christian Sinding (1856-1941).
- 276 *über den Stad gebummelt*: Eschweger Geschäftsstraße.
- 276 *wie der Mantel der Allerleirauh*: In dem bekannten Märchen der Brüder Grimm trägt die Königstochter „einen Mantel von tausenderlei Pelz- und Rauchwerk zusammengesetzt“ und wird deswegen Allerleirauh genannt.
- 277 *Marianne Sinclair*: Figur aus Selma Lagerlöfs Roman „Gösta Berling“.
- 277 *dem Mädchen im Märchen*: Meint das Grimm-Märchen „Frau Holle“.

- 278 *Ich liege still im hohen grünen Grase*: Das Gedicht „Feldeinsamkeit“ (1852) des heute außerhalb seiner nordwestdeutschen Heimat vergessenen Dichters und Schriftstellers Hermann Allmers (1821-1902), das später als Kunstlied in der Vertonung von Johannes Brahms große Bekanntheit erlangte.
- 279 *Weh mir, wo nehm ich*: Die zweite Strophe des Gedichts „Hälfte des Lebens“ von Friedrich Hölderlin (1770-1843).
- 283 *wo ein Tritt tausend Fäden regt*: Zeile aus Goethes „Faust“, Teil 1, Szene 4, Studierzimmer.
- 288 *in die Großstadt*: Meint die fünfzig Kilometer von Eschwege entfernt liegende Stadt Kassel, in die die Familie 1910 übersiedelte.
- 290 *Bergnest*: Eine Wohnung in Bergrheinfeld bei Schweinfurt, die Lisa Heise 1959 bezog.

Zur Biographie Lisa Heises

Im Jahre 1930 erscheint unter dem Titel „Briefe an eine junge Frau“ in der Leipziger Insel-Bücherei ein schmaler Band mit 10 Briefen des Dichters Rainer Maria Rilke (1875-1926), die er zwischen 1919 und 1924 an eine Frau gerichtet hat, deren Identität im Nachwort des Herausgebers nicht preisgegeben wird. Daran ändert sich auch bis zur 27. Auflage im Jahre 2004 nichts. Allerdings weiß man schon bald, wer die Empfängerin ist, denn als Ergänzung zu diesem Band gibt Lisa Heise auf Wunsch eines Kreises von Rilke-Freunden 1934 in einem kleinen Berliner Verlag ihre eigenen 16 „Briefe an Rainer Maria Rilke“ heraus und geht damit in die Literaturgeschichte ein.

Lisa Heise wurde am 10.2.1893 als Tochter des aus Schmalkalden stammenden Landkrankenhausverwalters Wilhelm Schmidt (1863-1947) und dessen Ehefrau Margarethe, geb. Kranz (1869-1938), einer Müllerstochter aus Queck bei Schlitz, in Hersfeld geboren. 1896 kommt dort dann noch der Bruder Karl Hugo (+1921) zur Welt. Im Frühjahr des folgenden Jahres zieht die Familie nach Eschwege um, wo Wilhelm Schmidt in die Leitung des Krankenhauses in der Luisenstraße eintritt. Neben seinen Aufgaben als Verwalter ist er auch bei Visiten und Operationen anwesend. Margarethe Schmidt besorgt das große Hauswesen, ihre beiden ledigen Schwestern Anna (1880-1952) und Eva (1886-1958) sowie wenige Angestellte helfen ihr dabei. Die Privatwohnung befindet sich über dem Totenkeller, für ein empfindsames kleines Mädchen wahrscheinlich keine allzu ideale Umgebung, zumal Krankheit und Tod allgegenwärtig sind.

Lisa fühlt sich von den Eltern ungeliebt und in der Schule ausgestoßen. Dafür liebt sie die Natur und besonders den zum Krankenhaus gehörigen Park mit seinem Springbrunnen und seinen verwunschenen Winkeln umso mehr. Zu ihrer Traumwelt gehören Spuk- und Gespenstergeschichten ebenso wie die sichere Überzeugung, daß dereinst ein Traumprinz zu ihrer Erlösung kommen werde. Das sollte aber noch einige Jahre dauern, und so kümmert sie sich vorerst liebevoll um ihren im Jahre 1904 geborenen Bruder Kurt Wilhelm († 1978), dessen Ankunft sie zunächst mit sehr gemischten Gefühlen entgegengesehen hatte.

Im Frühjahr 1910 erhält der Vater seine Versetzung nach Kassel an das Landkrankenhaus in der Mönchebergstraße. Dies bedeutet nach seiner Meinung „den Verlust aller guten Dinge“. Man bezieht eine Wohnung in

der Gutenbergstraße mit Nachbarschaft zu dem SPD-Politiker Philipp Scheidemann (1865-1939). Der Abschied von Eschwege und der Aufbruch ins Neue und Ungewisse fallen Lisa zwar ebenfalls nicht leicht, aber sehr schnell ist sie auch voller Erwartung all des Schönen, das ihr die große Stadt bieten wird: Bauten, Schaufenster, Theater und Bibliotheken. Vor allen Dingen aber die Möglichkeit, unerkannt durch die Straßen streifen zu können.

Nach langen Diskussionen wird ihr der Besuch des Konservatoriums¹ gestattet, wo sie eine Ausbildung zur Klavierlehrerin erhält. Wissenshungrig saugt sie nicht nur die Vorlesungen in den theoretischen Fächern auf, war doch zuhause Lesen immer nur heimlich möglich gewesen. Hier schließt sie auch Freundschaft mit der sehr selbstbewussten Carola Schönherr (1890-1936), die der bereits vom Elternhaus fortstrebenden Lisa Mut zu eigenen Entscheidungen macht. Carola ist mit dem Maler Gerhard Sy (1886-1936)² befreundet. In diesem Umfeld lernt Lisa den angehenden Künstler Wilhelm Heise (1892-1965)³ kennen. Lisa erliegt seinem Charme und verliebt sich in ihn. Da kommt ihr eine erneute familiäre Ortsveränderung natürlich gänzlich ungelegen, noch dazu kurz vor dem Examen. Aber ihr Vater hatte 1913 nach Erreichen der Gehaltshöchststufe die Pensionierung beantragt und beschlossen, seinen Lebensabend in Meiningen zu verbringen. Ein Bruder wohnt bereits dort, und der ursprüngliche Heimatort Schmalkalden liegt ganz in der Nähe. Notgedrungen muss Lisa sich vorerst fügen und ihren Eltern in die Feodorenstraße folgen. In einer emanzipatorischen Aufwallung kommt es jedoch wenig später zu einer großen Auseinandersetzung mit den Eltern, in deren Folge sie heimlich ihren Koffer packt, aus dem Fenster klettert und zu allem entschlossen nach Kassel zurückfährt.

¹ Das „Kasseler Konservatorium für Musik“ in der Wilhelmshöher Allee wurde 1895 privat gegründet von der „Tonkünstlerin und Klavierpädagogin“ Louise Beyer (1847-1916) und ihren Schwestern Mathilde (*1849; Klavier- und Zeichenlehrerin, Malerin) und Marie (1853-1927; Klavierlehrerin).

² (impressionistischer) Landschaftsmaler, Graphiker; heiratet Carola im Dezember 1915.

³ Er gilt als ein Vertreter der Neuen Sachlichkeit. In den 1930er Jahren erhält er eine Professur in Königsberg; 1945/47 baut er die Frankfurter Städel-Schule wieder auf.

Vorläufig kann sie abwechselnd bei Carola und Sy wohnen, bis sie ein eigenes Zimmer findet, die Miete wird durch Klavierstunden für die Kinder der Wirtin abgegolten. Darüber hinaus gibt es gelegentlich Arbeit bei Bauern rund um Kassel.

Lisa Schmidt und Wilhelm Heise lassen sich im Mai 1916 in Kassel standesamtlich trauen und siedeln über nach Hofgeismar. Mit Unterstützung des Vaters, der sich schließlich mit der Heirat abgefunden hatte, kann ein Häuschen am Altstädter Kirchplatz erworben werden, das nun hergerichtet werden muss. Die finanzielle Lage bleibt stets prekär, Klavierspiel und künstlerisch gestaltete Bucheinbände helfen über die größte Not hinweg. Bald kündigt sich erster Nachwuchs an. Doch dem aufstrebenden Künstler werden die „altmodischen Vorstellungen von Liebe und Familienleben“ schnell zu viel, er setzt sich immer öfter nach Süddeutschland ab und überlässt Lisa ihrem Schicksal. Die Geburt des gemeinsamen Sohnes Michael im Juni 1917 verändert die Situation nicht zum Besseren. Lisa ist hin und her gerissen, vieles könnte sie dem Künstler nachsehen, wenn er sie und das Kind nur nicht völlig im Stich ließe. Doch er wendet sich einer anderen Partnerin zu, strebt 1919 die Scheidung an, betreibt den Verkauf des Hauses und lässt Lisa mit ihrem Kind ziemlich mittellos als Untermieterin bei Fremden zurück.

In dieser Situation wendet sich Lisa Heise noch von Hofgeismar aus an Rilke. Sie hatte sein 1902 erschienenes „Buch der Bilder“ als erstes seiner Werke kennengelernt. Und in ihrer tiefen Lebenskrise wird der Dichter ihr Trost und Hilfe, so sehr, daß sie dem Wunsch nachgibt, Rilke zu danken. Wider Erwarten antwortet dieser schnell und ausführlich. In der Folge entwickelt sich ein bis ins Jahr 1924 andauernder Briefwechsel. Und bereits wenige Jahre nach Rilkes Tod erscheinen dessen *Briefe an eine Junge Frau* 1930 erstmals im Insel-Verlag⁴ zu Leipzig. Der Name der Empfängerin bleibt in dem kurzen Nachwort des Herausgebers, Rilkes Schwiegersohn Carl Sieber (1897-1945), allerdings ungenannt. Erst als Lisa Heise einem Wunsch aus Kreisen der Rilke-Freunde folgend 1934 auch ihre eigenen *Briefe an Rainer Maria Rilke* in der Berliner Rabenpresse⁵ veröffentlicht, sollte man erfahren wer sie ist.

⁴ Insel-Bücherei Nr. 409 mit wiederholten Auflagen bis in die jüngste Zeit. Eine englische Ausgabe erscheint 1943 bei Langley & Sons in London.

⁵ Dem exquisiten, von Victor Otto Stomps (1897-1970) gegründeten Berliner Verlag beschert sie damit den einzigen Bestseller mit mehreren Auflagen; 1950

Anfang der 1920er Jahre finden wir sie in Tiefurt bei Weimar wieder. Durch ein Zeitungsinserat war sie auf Thekla Mulert (1883-1973) gestoßen, die eine Mitstreiterin zum Betreiben einer Gärtnerei am Schießholz in der Nähe des Ilmtalviadukts gesucht hatte. Ohne rechten Wasseranschluss und Elektrizität mühen sich die beiden Frauen unter harten Bedingungen nun ab, kümmern sich um Bestellung und Ernte, verkaufen Gemüse und Blumen auf dem nahen Wochenmarkt. Lisa erteilt zusätzlich Klavierunterricht und Thekla lehrt Gemüseanbau am Bauhaus, sie betreut auch den dortigen Garten, aber nie reichen die Geldmittel wirklich aus. Zwischen den täglichen Sorgen wächst der kleine Michael trotzdem recht unbeschwert auf; als er in die Schule kommt, kennt er bereits die lateinischen Namen von Blumen und Pflanzen. Arbeit und Leben der beiden Frauen sprechen sich herum, und aus der Stadt wandern immer wieder Gäste herbei, darunter u. a. Walter Gropius (1883-1969) und Gret Palucca (1902-1993). Klar erkennt Lisa die politischen Übel der Zeit. Bei der Liga für Menschenrechte lernt sie Elisabeth Neubauer kennen und dann auch deren Mann, den Lehrer und kommunistischen Parlamentarier Dr. Theodor Neubauer (1890-1945). Ebenso zählt der Schriftsteller und Übersetzer Bernhard Bernson (1888-1963) zu ihren Weimarer Freunden. Die Familien bleiben über viele Jahre eng verbunden.

Die Gärtnerei in Tiefurt scheitert, als der Grundeigentümer auf dem Höhepunkt der Inflation den Pachtvertrag zum Ende des Jahres 1923 kündigt, in der Hoffnung auf mehr Gewinn durch Selbstbewirtschaftung. Die Frauen mieten in Oberweimar ein altes Bauernhaus in der Brunnengasse. Aber Klavierstunden, etwas Gartenbau und die Vermietung von Zimmern an Bauhaus-Schüler bringen nicht genug Geld ein, um die Hausmiete und den Lebensunterhalt auf Dauer zu sichern. Thekla findet schließlich Arbeit als Gartenbaulehrerin im Landschulheim Schloss Gebesee und nimmt Michael mit, der dort eine Freistelle erhält. Dadurch kann Lisa eine Stelle als Sekretärin in der von Prof. Emil Klein geleiteten Universitätspoliklinik für Naturheilverfahren in Jena antreten. Maschineschreiben und Stenographie

erscheinen ihre Briefe erneut im Hans E. Günther Verlag, Stuttgart. Eine weitere Ausgabe des Briefwechsels in einem Band gibt Horst Nalewski unter dem Titel „Rainer Maria Rilke. Briefwechsel mit einer jungen Frau“ 2003 im Insel-Verlag Frankfurt heraus. Die Originalbriefe Rilkes befinden sich innerhalb des Rilke-Nachlasses im Deutschen Literaturarchiv zu Marbach; die Originalbriefe Heises sind nicht erhalten.

hatte sie sich selbst beigebracht. Als diese Klinik geschlossen wird, wechselt sie an die HNO-Universitätsklinik. Insgesamt zwölf Jahre hält sie bei kargen Verdienstmöglichkeiten durch und hofft, sich durch Schreiben eines Tages von der Arbeit loskaufen zu können. Trotz allem kann sie ihrem Sohn ein Ingenieurstudium ermöglichen. 1938 erhält sie ihre Kündigung.

In jenem Jahr wird ihr unerwartet ein mehrmonatiger, nahezu kostenloser Aufenthalt am Lago Maggiore zuteil, vermittelt von einer Schweizer Verehrerin ihres Briefwechsels mit Rilke. Als Dank an die Gastgeberin kümmert sie sich um den sich selbst überlassenen Teil des Gartens, in dem sie auf eigenen Wunsch auch wohnt.

Auf der Rückreise passiert sie Bebra und springt dort, einer Eingebung des Augenblicks folgend, in einen Zug Richtung Eschwege. Erstmals nach über 20 Jahren kehrt sie nun zurück, ist dann aber sehr enttäuscht, als sie bei ihrem Rundgang durch die vertrauten Straßen den Zauber der Jugendjahre nicht wiederfindet.

Inzwischen war in Meiningen die Mutter gestorben. Lisa Heise zieht von Jena dorthin, um ihrem alten Vater, nun in der Neunkirchner Straße wohnhaft, beizustehen. Auch gibt es dadurch endlich einmal keine größeren finanziellen Sorgen mehr, da dieser über eine auskömmliche Pension verfügt. Sie bearbeitet einen Teil des Hausgartens, hält Perlhühner und pachtet zusätzlich noch etwas Land, um vom Verkauf der Erzeugnisse zu leben. Außerdem erteilt sie Klavierunterricht. Nach dem Tod des Vaters gibt sie die bisherige gemeinsame Etagenwohnung auf und zieht zur Familie ihres Sohnes in die August-Bebel-Straße/Bernhardstraße, bis man ihr eigenen Wohnraum in der Helenenstraße, hoch über der Stadt gelegen, zuweist.

Der Sohn Michael war 1945 aus dem Krieg nach Meiningen heimgekehrt. Er schlägt sich zunächst mit Nachhilfestunden durch. Ein Zufall öffnet den Weg in die Kfz-Stelle des Kreises, später wird er zum Leiter des Arbeitsamtes bestellt. Es folgt eine Beschäftigung als Lehrer an der Werkberufsschule des Reichsbahnausbesserungswerks, bis ihm die Staatliche Ingenieurschule in Schmalkalden im Frühjahr 1950 eine Dozentur für Kraftmaschinen und Mathematik anbietet. Nebenbei schreibt er Handbücher und Artikel für Fachzeitschriften, die ihn in der Fachwelt bekannt machen und bei Kennern bis heute in guter Erinnerung sind. Nicht zuletzt dadurch wird man auf ihn aufmerksam und ruft ihn im Herbst 1951 nach Suhl, um ihm die Leitung der Motorradversuchsabteilung bei den Simson- bzw.

AWO-Werken⁶ zu übertragen. Als Wohnung weist man ihm die prachtvolle Villa der ehemaligen Firmeneigentümer zu.

Ebenfalls in Meiningen hatte Michael Heise seine spätere Ehefrau kennengelernt und 1947 geheiratet. Bald machen zwei Kinder die Familie komplett.

1955 bereitet Heise die Übersiedlung nach Westdeutschland vor. Über Eisenach und Herleshausen fährt er zunächst nach Eschwege und hält sich vorübergehend bei einer Schulfreundin seiner Mutter, auf, um von dort aus die „Lage“ und die Bedingungen für einen Neuanfang in der Motorradindustrie zu erkunden. Nach weiteren Stationen in Dortmund, Frankfurt und Tübingen, dorthin hatte er inzwischen seine Familie nachkommen lassen, gelangt er 1956 zu Fichtel & Sachs in Schweinfurt.

Lisa folgt ihm nach Erreichen des Rentenalters 1959 zunächst dorthin und dann, als er sich erneut beruflich verändert, auch nach Ravensburg, wo sie ihrem Leben am 17.4.1969 selbst ein Ende setzt.

Zu Lebzeiten wurden Gedichte⁷ und kleinere Erzählungen⁸ veröffentlicht sowie eine Novelle in Briefform, die 1950⁹ unter dem Titel *Der Brunnen* im Rupert Verlag¹⁰ in Leipzig erschienen ist. Darüber hinaus hat Lisa Heise wiederholt in der Eschweger Tageszeitung „Werra-Rundschau“ über ihre Erinnerungen an Eschwege berichtet: über einen Besuch in der Stadt (22.5.1954); über das alte Krankenhaus (12.12.1964); über ihre Schulzeit (5.6.1965), oder auch in der vom Werratalverein herausgegeben Vierteljahresschrift „Das Werraland“: Heimkehr (1964); Erinnerungen an Alt-Eschwege (1966).

Eschwege März 2015

York-Egbert König

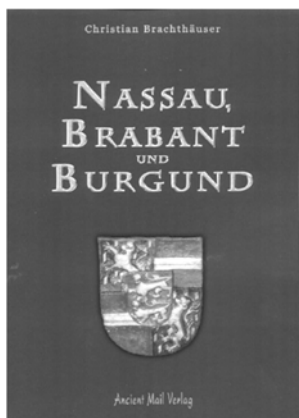
⁶ 1856 durch die Brüder Löb und Moses Simson in Heinrichs bei Suhl gegründet, 1935 „arisiert“. Nach dem Zweiten Weltkrieg demontiert, aber aus den Resten ein Produktionsbetrieb wieder errichtet und nach 1952 als VEB Fahrzeug- und Jagdwaffenwerk Ernst Thälmann weitergeführt.

⁷ z.B. „Nocturno“ und „Besorgungszettel“ 1938 in „Deutsche Zukunft“ und „Langweiliger Sonntag“ 1939 in „Jugend“.

⁸ Das Geheimnis; Spuk am Nachmittag; sie erscheinen 1939 in der Kölnischen Zeitung und spielen auf die Eschweger Jahre an.

⁹ 1952 erneut; es liegen Ausgaben mit und ohne Vorwort der Autorin vor.

¹⁰ 1939 in Leipzig gegründet. Als die Geschäftsführerin 1953 nach Darmstadt geht, erscheint „Der Brunnen“ dort im selben Jahr in neuer Auflage.



Christian Brachthäuser

Nassau, Brabant und Burgund

Ein Beitrag zur Geschichte der historischen Beziehungen zwischen dem Siegerland und den Niederlanden im 15. und 16. Jahrhundert unter Johann IV. Graf zu Nassau, Vianden und Diez, Herr zu Lek und Breda (1410-1475) und seiner Familie

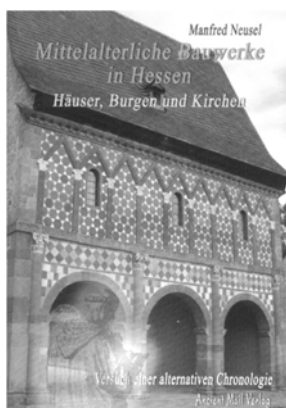
Mit einem Exkurs zur Genealogie der Seitenlinie Nassau-Merwede und ihrem Wirkungskreis in Waalwijk

ISBN 978-3-935910-65-1, Paperback, DIN A5, 261 Seiten
76 s/w-Abb., **€ 18,50**

Die Geschichte der Stadt Siegen ist eng verknüpft mit den Häusern Nassau und Oranien. So gilt Otto I. Graf zu Nassau-Siegen († 1289/90) als Stammvater beider Dynastien. Die von ihm abstammende ottonische Linie Nassaus erwarb 1403 Gebiete in den Niederlanden, 1417 die Grafschaft Vianden in Luxemburg und 1530 das Fürstentum Oranien im Süden Frankreichs. Die dynastischen Beziehungen zwischen dem Siegerland und den Niederlanden erfuhren insbesondere unter Johann IV. Graf zu Nassau, Vianden und Diez, Herr zu Lek und Breda (1410-1475) und seinen Nachkommen einen Aufschwung. Imposante Sakralbauten, Kultur- und Grabdenkmäler sowie Epitaphien in Breda, Siegen, Hanau, Herborn und Dillenburg erinnern noch heute an das ruhmreiche Haus Nassau.

“Nassau, Brabant und Burgund“ porträtiert nicht nur die nassauischen Regenten dieser bedeutsamen Epoche im 15. und 16. Jahrhundert, sondern liefert auch aufschlussreiche Hintergrundinformationen über die politischen Funktionen der Herrscher im Dienste der einflussreichen Herzogtümer Brabant und Burgund. Die Grafen zu Nassau avancierten somit sowohl zu Landesherren in den nassauischen Stammlanden an Sieg und Dill, als auch zu gewichtigen Größen auf internationalem Parkett.

Ein anderer Schwerpunkt der reich illustrierten Ausarbeitung liegt auf der Historie der beiden in der niederländischen Provinz Nordbrabant gelegenen Gemeinden Waalwijk und Heusden an der Maas. Beide Gemeinden liegen nicht nur wenige Kilometer voneinander entfernt, sondern spielen für das Haus Nassau eine bedeutsame Rolle. Während sich in Waalwijk Angehörige der im deutschsprachigen Raum eher unbekannten Seitenlinie Nassau-Merwede niederließen, die von einem unehelichen Sohn Graf Johanns IV. gegründet worden war, fungierte mit Wilhelm Graf zu Nassau-Siegen (1592-1642) von 1626 bis 1637 ein nassauischer Vertreter aus dem Siegerland als Gouverneur der Festungsstadt Heusden. Auch Jan von Nassau (1458-1505/06), der natürliche Sohn Graf Johanns IV. und Stammvater der Linie Nassau-Merwede, hatte zuvor wie sein Vater das Amt des Kastellans zu Heusden ausgeübt.



Dr. Manfred Neusel

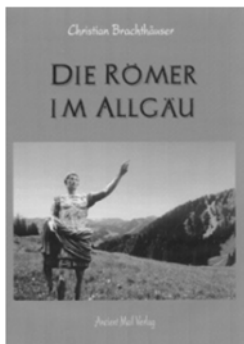
Mittelalterliche Bauwerke in Hessen

**Häuser, Burgen, Kirchen
Versuch einer alternativen Chronologie**

ISBN 978-3-935910-47-7, 175 Seiten,
47 s/w-Abbildungen, Farb-Abbildungen,
Din A5, Pb., € **18,50**

Aus dem 16. Jahrhundert sind in Hessen noch zahlreiche Wohnhäuser, Burgen und Kirchen erhalten geblieben. An vielen Abbildungen können die Leser/innen deren Entwicklung zurückverfolgen bis ins 6. Jahrhundert, da ausgegrabene Vorgängerbauten mitberücksichtigt werden. Man merkt, dass Bauwerke in ihrer Gestalt und Funktion nur aus ihrer Zeit heraus verstanden werden können.

Das Buch soll anregen, mittelalterliche Bauwerke in und um Hessen herum aufzusuchen und sich mit ihnen zu beschäftigen. Stellt man sie als wichtige historische Quelle alten Überlieferungen gegenüber, drängt sich einem stark der Verdacht auf, dass mit Karl dem Großen und seiner Zeit etwas nicht stimmen kann. So bietet der Autor alternative Bauzeiten im jeweiligen historischen Umfeld an.



Christian Brachthäuser

Die Römer im Allgäu

ISBN 978-3-935910-28-6, 125 Seiten,
Din A5, Pb., 44 Fotos., **€ 12,50**

Durch den Entschluss einer Expertenkommission vom 15. Juli 2005, den rund 550 Kilometer langen Limes als größtes deutsches Bodendenkmal der Antike in die Liste der UNESCO-Weltkulturerbe-Stätten aufzunehmen, ist auch das Interesse an den archäologischen Relikten des Römischen Reiches in unserer Heimat wieder sprunghaft angestiegen. Insbesondere das Allgäu als südlichste Ferienregion Deutschlands hat einen ungeahnten Reichtum antiker Denkmäler und eindrucksvoller Kulturschätze aus der Römerzeit aufzuweisen. Ganz gleich, ob es sich dabei um die Mauerreste spätrömischer Militärposten, Münzschatzfunde, Meilensteine, antike Straßenabschnitte, Thermenanlagen, Kastelle, Gutshöfe oder um den rekonstruierten „Archäologischen Park Cambodunum“ handelt: Das bayerische Alpenvorland ist nicht nur eine imposante Naturlandschaft, sondern durch sein römisches Erbe auch ein faszinierender Kulturraum.

Das Buch „Die Römer im Allgäu“ gewährt einen Einblick in jene Epoche, als Deutschland südlich von Donau und Altmühltal zum Imperium Romanum gehörte. Dabei werden dem Leser nicht nur die sichtbaren Bodendenkmäler und wichtigsten Fundorte im Allgäu vorgestellt, sondern auch verständliche Hintergrundinformationen über Werden und Vergehen der römischen Herrschaft in Germanien erläutert.

Geschichte muss nicht langweilig sein!

Bücher und Informationen zu den Themenkreisen Geschichte/Regionalgeschichte, Archäologische Rätsel dieser Welt, Paläo-SETI, Grenzwissenschaften, Sagen und Mythen.

Fordern Sie einfach *kostenlose* weitere Informationen an – per Postkarte, Fax, Telefon oder eMail beim

Ancient Mail Verlag • Werner Betz

Europaring 57, D-64521 Groß-Gerau

Tel. 0 61 52 / 5 43 75, Fax 0 61 52 / 94 91 82

eMail: ancientmail@t-online.de

www.ancientmail.de